Gedichte

von

Theodor Storm.

Kiel.
Schwers'sche Buchhandlung.
1852.

EX
BIBLIOTHECA
ACAD. GEORGIAE
AUG.

C. 1933. 12. 12

Druck von C. J. Mohr.

Erstes Buch.

Octoberlied.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch ſo toll,
Unchriſtlich oder chriſtlich,
Iſt doch die Welt, die ſchöne Welt,
So gänzlich unverwüſtlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß' an, und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz
Iſt gar nicht umzubringen.

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Wohl iſt es Herbſt; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es ſteht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Abſeits.

Es iſt ſo ſtill; die Haide liegt
Im warmen Mittagsſonnenſtrahle,
Ein roſenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haſten durch's Geſträuch
In ihren gold'nen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel ſchwirren aus dem Kraut —
Die Luft iſt voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einſam hier und ſonnbeſchienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen ſich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von ſeinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in dieſe Einſamkeit.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefſten Klüfte
Ein milder Stern hernieder lacht;
Ein weihrauchſüßes Harzgedüfte
Durchſchwimmet träumeriſch die Lüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir iſt das Herz ſo froh erſchrocken,
Das iſt die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimathlich verlocken
In märchenſtille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder
Anbetend, ſtaunend muß ich ſtehn;
Es ſinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder iſt geſchehn.

Im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſteht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Eliſabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen ſollt';
Was ich zuvor beſeſſen,
Mein Herz ſollt' es vergeſſen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was ſonſt in Ehren ſtünde,
Nun iſt es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid'!

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt du noch mein;
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Weiße Roſen.

1.

Du biſſeſt die zarten Lippen wund,
Das Blut iſt danach gefloſſen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einſt mein Mund ſie verſchloſſen.

Entfärben ließ'ſt du dein braunes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du haſt es gewollt, weil meine Hand
Liebkoſend darauf gelegen.

Du ſtehſt am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die feinen Hände dir ſprangen;
Du haſt es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

2.

Du gehſt an meiner Seite hin
Und achteſt meiner nicht;
Nun ſchmerzt mich deine weiße Hand,
Dein ſüßes Angeſicht.

O ſprich wie ſonſt ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
Auch du haſt keine Ruh'.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich ſtumm vor mir verſchließt,
Ich hab' ihn ja ſo tauſend mal,
Viel tauſend mal geküßt.

Was einſt ſo überſelig war,
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug', das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel ſind die Straßen,
So herbſtlich geht der Wind;
Leb' wohl, meine weiße Roſe,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So ſchweigend ſteht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verrathen,
Daß ich nimmer kehr' nach Haus.

Der Weg iſt gar ſo einſam,
Es reiſ't ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin ſo müd' zum Sterben;
D'rum blieb' ich gern zu Haus,
Und ſchliefe gern das Leben
Und Luſt und Leiden aus.

Loose.

Der einſt er ſeine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

D'rauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen ſtill und hold;
Die hat aus allen Menſchen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob ſein Herz in Liebe
Niemals für ſie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Noch einmal!

Noch einmal fällt in meinen Schooß
Die rothe Roſe Leidenſchaft;
Noch einmal hab' ich ſchwärmeriſch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines ſeinen ſtarken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn'
Ein juniheißer Sommertag.

Die Stunde ſchlug.

Die Stunde ſchlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen;
An meine Lippen ſtreiften ſchon
Mit ſcheuem Druck die deinen;
Es zuckten aus dem vollen Kelch
Electriſch ſchon die Funken —
O faſſe Muth, und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

Die Lippen, die mich ſo berührt,
Sind nicht mehr deine eignen,
Sie können doch, ſo lang' du lebſt,
Die meinen nicht verleugnen;
Die Lippen, die ſich ſo berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, ſie müſſen doch
Sich tödtlich heimverlangen.

Abends.

Warum duften die Levkojen ſo viel ſchöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen ſo viel röther bei der Nacht?
Warum iſt in meinem Herzen ſo die Sehnſucht auferwacht,
Dieſe brennend rothen Lippen dir zu küſſen bei der Nacht?

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich ſcheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich feſt an deinem Mund'
In ſchmerzlich bangender Begier;
Du giebſt der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Roſe giebſt du mir.

Du ſchenkſt aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du biſt aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendſchein.

Am Himmel ſteht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen ſink ich hin,
O fühl's, du biſt mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Bruſt
Des vollſten Lebens Schauer wehn,
Eh ſeufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Hyazinthen.

Fern hallt Muſik; doch hier iſt ſtille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht,
Ich möchte ſchlafen; aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es raſ't ohn' Unterlaß;
Die Kerzen brennen und die Geigen ſchreien,
Es theilen und es ſchließen ſich die Reihen,
Und Alle glühen; aber du biſt blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme ſchmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!
Ich ſeh' dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Geſtalt. — —

Und ſüßer ſtrömend quillt der Duft der Nacht
Und träumeriſcher aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte ſchlafen; aber du mußt tanzen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen;
Doch legſt du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulſe tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehſt vor mir, du ſcheue Taube,
Und drückſt dich feſt an meine Bruſt;
Du biſt der Liebe ſchon zum Raube,
Und biſt dir kaum des Worts bewußt.

Du biegſt den ſchlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchteſt du dich gerne,
Da du doch ganz verloren biſt.

Du fühlſt, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben ſcheuſt du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Schaam iſt nur empfangen,
Daß ſie in Liebe ſterben ſoll.

Dämmerſtunde.

Im Seſſel du, und ich zu deinen Füßen
Das Haupt zu dir gewendet, ſaßen wir;
Und ſanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und ſtiller ward es zwiſchen mir und dir;
Bis unſre Augen in einander ſanken
Und wir berauſcht der Seele Athmen tranken.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was ſo ſanft dein Mund verſchweigt,
Muß deine blaſſe Hand geſtehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in ſchlummerloſer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Die Zeit iſt hin.

Die Zeit iſt hin; du löſ't dich unbewußt
Und leiſe mehr und mehr von meiner Bruſt;
Ich ſuche dich mit ſanftem Druck zu faſſen,
Doch fühl' ich wohl, ich muß dich gehen laſſen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehſt, noch einmal danken dir;
Und magſt du nie, was rettungslos vergangen,
In ſchlummerloſen Nächten heim verlangen.

Hier ſteh' ich nun und ſchaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieſer Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zuſammen leben.

Wohl rief ich ſanft dich an mein Herz.

Wohl rief ich ſanft dich an mein Herz,
Doch blieben meine Arme leer;
Der Stimme Zauber, der du ſonſt
Nie widerſtandeſt, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird,
Wohin du gehſt, wohin du irrſt,
Ich weiß es nicht; ich weiß allein,
Daß du mir nie mehr lächeln wirſt.

Doch kommt erſt jene ſtille Zeit,
Wo uns das Leben läßt allein,
Dann wird, wie in der Jugend einſt,
Nur meine Liebe bei dir ſein.

Dann wird, was jetzt geſchehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin,
Die uns gehörte, wird beſtehn.

Und wenn dein letztes Kiſſen einſt
Beglänzt ein Abendſonnenſtrahl,
Es iſt die Sonne jenes Tages,
Da ich dich küßte zum erſten Mal.

Du ſchläfſt.

Du ſchläfſt — So will ich leiſe flehen:
O ſchlafe ſanft! und leiſe will ich gehen,
Daß dich nicht ſtöre meiner Tritte Gang,
Daß du nicht höreſt meiner Stimme Klang.

Ein Grab ſchon weiſet manche Stelle,
Und Manches liegt in Traum und Duft;
Nun ſprudle, friſche Lebensquelle,
Und rauſche über Grab und Kluft!

Lucie.

Ich ſeh ſie noch, ihr Büchlein in der Hand,
Nach jener Bank dort an der Gartenwand
Vom Spiel der andern Kinder ſich entfernen;
Sie wußte wohl, es mühte ſie das Lernen.

Nicht war ſie klug, nicht ſchön; mir aber war
Ihr blaß Geſichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnrung Düſter
Schaut es mich an; wir waren recht Geſchwiſter.

Ihr ſchmales Bettchen theilte ſie mit mir,
Und Nächtens Wang' an Wange ſchliefen wir;
Das war ſo ſchön! Noch weht ein Kinderfrieden
Mich an aus jenen Zeiten, die geſchieden.

Ein Ende kam, — ein Tag, ſie wurde krank,
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
Ein Morgen dann, wo ſanft die Winde gingen,
Da ging ſie heim; es blühten die Syringen.

Die Sonne ſchien; ich lief in's Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich ſtill nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr, und drüber ſind vergangen —
An wie viel Andrem hat mein Herz gehangen!

Was hab' ich heute denn nach dir gebangt?
Biſt du mir nah, und haſt nach mir verlangt?
Willſt du, wie einſt nach unſren Kinderſpielen,
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen?

Einer Todten.

I.

Du glaubteſt nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich geneſen;
Die Mutterfreude war für dich zu ſchwer,
Das Leben war dir gar zu hart geweſen. —

Er ſaß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!

Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
Sorg' für das Kind — ich ſterbe, ſüßer Mann.
Dann halbverſtändlich noch: Nun will ich ſchlafen.

Und dann nichts mehr; — du wurdeſt nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durch's Gemach,
Dein Kind ſchrie auf, und dann warſt du hinüber.

2.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit geſpenſtiſch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Eine Fremde.

Sie ſaß in unſrem Mädchenkreiſe,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie ſprach in unſres Volkes Weiſe,
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörteſt niemals heim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau;
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granadas Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Ständchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder ſollſt du hören,
Dreizehn Lieder friſch gedichtet;
Alle ſind, ich kann's beſchwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten ſchlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preiſen meine Lieder.

Wahrlich Kind, ich hab' zu Zeiten
Wunderkühnliche Gedanken!
Unermüdlich ſind die Saiten
Und der Mund iſt ohne Schranken.

Vom geheimſten Druck der Hände
Bis zum nimmerſatten Küſſen;
Ja, ich ſelber weiß am Ende
Nicht, was du wirſt hören müſſen.

Laß dich warnen, laß mich ſchweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauſchen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauſchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Lehrſatz.

Die Sonne ſcheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der ſcheueſten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz ſchämt ſie ſich zu ſchauen,
Ein Räthſel will ſie bleiben, oder ſterben.
Doch wenn der Abend ſtill hernieder gleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmrung ſüß verwirrend ſich verbreitet,
Und alle Formen in einander ſchwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt wird Alles ganz erreicht.

Die Kleine.

Und plaudernd hing ſie mir am Arm;
Sie halberſchloſſen nur dem Leben,
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie ſah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von ſo verwegnen Dingen,
Wodurch es ſelbſt die tiefſte Kluft
Verlockend wird zu überſpringen.

O ſüßes Nichtsthun.

O ſüßes Nichtsthun, an der Liebſten Seite
Zu ruhen auf des Bergs beſonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häuſergruppe
Den Blick zu ſenden, bald in ferne Weite!
O ſüßes Nichtsthun, lieblich ſo gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken laſſen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimathliche Sterne.

Gasel.

Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein durch deine Milde lebt,
Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein in deinem Bilde lebt;
Denn wie die Schönheit nimmer schön, die nicht der Seele Athem kennt,
Wie durch des Lichtes Kraft allein der Zauber der Gefilde lebt,
So ist das Leben nicht belebt, als durch der Liebe Sakrament;
Das fühlet, wer die Liebe fühlt, wer unter ihrem Schilde lebt.
Ich aber, der die liebste Frau sein unverlierbar Eigen nennt,
Ich fühle, wie die ganze Welt allein in ihrem Bilde lebt.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er ſterben fern, allein,
Er fühlte noch die ſel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode iſt ſie ſein.

Nun ſei mir heimlich zart und lieb.

Nun ſei mir heimlich zart und lieb;
Setz' deinen Fuß auf meinen nun!
Mir ſagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;

Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt' ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger ſein!

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh'.
Und wie leiſe ſich der Schmerz
Well' um Welle ſchlafen leget,
Wie der letzte Schlag ſich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Kritik.

Hör' mir nicht auf ſolch' Geſchwätze,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zu viel gedichtet hätten.

Ach, es ſind ſo kläglich wenig,
Denn ich zählte ſie im Stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Schicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
Kommen Tag für Tage wieder;
Doch wir zwei Verliebte ſprechen:
Das ſind keine Liebeslieder.

Sprich, biſt du ſtark.

Sprich, biſt du ſtark, wenn ſchon mein Leben brach,
Und nur nicht ſcheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe ſprach,
Auf Nimmerwiederſehen zuzudrücken?

Und biſt du ſtark, was ſonſt das Herz verführt,
Wenn es ſich ſchmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir ſtets zu weigern feſt und unberührt,
Und jungfräulich zu hangen an dem Todten?

Und biſt du ſtark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einſamkeit mühſel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtniß ſchon mein Bild verlor,
Doch unſre Liebe noch dein Herz bewahre?

Morgens.

Nun gieb ein Morgenküßchen!
Du haſt genug der Ruh';
Und ſetz' dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

Nun ſchüttle von der Stirne
Der Träume blaſſe Spur!
Das goldene Geſtirne
Erleuchtet längſt die Flur.

Die Roſen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand ſie bricht.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverſtellt
Genießen dieſer Stunde vollen Frieden!
Nun ſind wir unſer; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geſchieden.

Laß einmal noch, eh' ſich dein Auge ſchließt,
Der Liebe Strahl ſich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh' im Traum' ſie ſich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was giebt es mehr? der ſtille Knabe winkt
Zu ſeinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Bruſt dir athmend ſchwellt und ſinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle ſanft hinüber.

Die Kinder.

1.

Abends.

Auf meinem Schooße ſitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich ſchauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er ſpielt nicht mehr, er iſt bei mir,
Will nirgend anders ſein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2.

Mein Häwelmann, mein Burſche klein,
Du biſt des Hauſes Sonnenſchein;
Die Vögel ſingen, die Kinder lachen,
Wenn deine ſtrahlenden Augen lachen.

Im Herbſte.

Es rauſcht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel ſteht ein falber Schein;
Du ſchauerſt leis, und drückſt dich feſter
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt geſtreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wieſen ſpann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legſt die Hand an meine Stirne,
Und ſchauſt mir prüfend in's Geſicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholiſch Licht.

Erloſch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Räthſel, das dich einſt bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O ſchaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der ſchönſte Sonnenſchein verrann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

O bleibe treu den Todten.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben, doch ſie blieben
Auf Erden weſenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen ſchloß.

Indeſſen du dich herzlich
In Lebensluſt verſenkſt,
Wie ſehnen ſie ſich ſchmerzlich,
Daß ihrer du gedenkſt!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlſt es nicht;
Sie ſchaun dich an ſo trübe,
Du aber ſiehſt es nicht.

Die Brücke iſt zerfallen;
Nun mühen ſie ſich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins ſie gar zu ſehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

In böſer Stunde.

Ein ſchwaches Stäbchen iſt die Liebe,
Das deiner Jugend Rebe trägt,
Das wachſend bald der Baum des Lebens
Mit ſeinen Aeſten ſelbſt zerſchlägt.

Und drängteſt du mit ganzer Seele
Zu allerinnigſtem Verein,
Du wirſt am Ende doch, am Ende
Nur auf dir ſelbſt gelaſſen ſein.

Und war es auch ein großer Schmerz.

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thät'st es noch einmal, mein Herz.

Zwiſchenreich.

Meine ausgelaßne Kleine,
Ach, ich kenne ſie nicht mehr;
Nur mit Tanten und Paſtoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

Jene ſüße Himmelsdemuth,
Die der Sünder Hoffart ſchilt,
Hat das ganze Schelmenantlitz
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ja, die brennend rothen Lippen
Predigen Entſagung euch;
Dieſe gar zu ſchwarzen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich.

Auf die Titianſche Venus
Iſt ein Heilgenbild gemalt;
Ach, ich kenne ſie nicht wieder,
Die ſo ſchön mit uns gebahlt.

Nirgends mehr für blaue Märchen
Iſt ein einzig' Plätzchen leer;
Nur Tractätlein und Asceten
Liegen haufenweis umher.

Wahrlich, zum Verzweifeln wär' es —
Aber, Schatz, wir wiſſen ſchon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einzger Mann vom Thron.

Vom Staatskalender.

I.

Die Tochter ſpricht:

„Ach, die kleine Kaufmannstochter,
Wie das Ding ſich immer putzt!
Fehlt nur, daß mit unſer Einem
Sie ſich noch vertraulich duzt.

Setzt ſich, wo wir auch erſcheinen,
Wie von ſelber nebenbei;
Präſidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundſchaft ſei.

Und es will ſich doch nicht ſchicken,
Daß man ſo mit Jeder geht,
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Klaſſe ſteht.

Hat Mama doch auch den Dienſten
Anbefohlen klar und hell,
Fräulein hießen wir jetzunder,
Fräulein, und nicht mehr Mamſell!

Ach, ein kleines Bischen adlich,
So ein Bischen — glaub', wir ſind's!
Morgen in der goldnen Kutſche
Holt uns ein verwünſchter Prinz!"

2.

Ein Golem.

Ihr ſagt, es ſei ein Kämmerer,
Ein ſchöner Staatskalenderer;
Doch ſieht denn nicht ein Jeder,
Daß er genäht aus Leder?

Kommt nur der rechte Regentropf,
Und wäſcht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein Jeder:
Herr Gott, ein Kerl von Leder!

Geſegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menſchenliebe iſt ihr Herz,
Sie ſind der ganzen Welt ſo gut!

Sie ſchütteln zärtlich ſich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tiſch,
Und wünſchen, daß geſegnet ſei
Der Wein, der Braten und der Fiſch.

Die Geiſtlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie ſie ſo ganz verſtehen ſich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben ſich herzinniglich.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den Sechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probirten ſie die allerliebſten Stimmchen.

Ich aber, wie ich ſie ſo wachſen ſahe,
Ich pries mich ſelbſt und meine Menſchlichkeit. —
Ein Jahr iſt um, und Katzen ſind die Kätzchen,
Und Maitag iſt's! — Wie ſoll ich es beſchreiben,
Das Schauſpiel, das ſich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel iſt ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tiſch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es iſt unausſprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den ſieben Katzen
Hat ſieben, denkt euch! ſieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Die Köchin raſ't, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken ſetzen dieſes Frauenzimmers;
Erſäufen will ſie alle neun und vierzig!
Mir ſelber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit ſechs und funfzig Katzen! —

Stoßſeufzer.

Am Weihnachtſonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,
Und ſprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinſen und von Capital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Feſttag im ganzen Jahr.

In der Frühe.

Goldſtrahlen ſchießen über's Dach,
Die Hähne krähn den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort.
Und in der Ferne ſtirbt der Klang —
Ich höre nichts, ich horche lang'.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie ſchlafen immer, immer noch.

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Flieſenſaal
Ueber Urgroßmutters Tiſch und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenſtrahl.
Vom Wald kommt der Wind,
Und fährt an die Scheiben;
Und geſchwind, geſchwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Föhren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie ſonſt im Walde will es ſtolz
Die Kronen ſchütteln unbändig.

Mit den Aeſten greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm ſich ſchaukeln in brauſender Jagd,
Mit den Blättern im Uebermuth rauſchen;
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht ſilberne Blicke tauſchen.
Da müht ſich der Lehnſtuhl die Arme zu recken,
Den Roccocofuß will das Kanapee ſtrecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die roſtigen Schlöſſer ſprengen;
Der Eichſchrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finſterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den ſchweren Bann.
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne,
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläſ't durch die Ritzen, grunzt und lacht,
Schmeißt die Fledermäuſe, die kleinen Geſpenſter
Klitſchend gegen die raſſelnden Fenſter.
Die glupen dumm neugierig hinein —
Da drinn' ſteht voll der Mondenſchein.

Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer
Beim Sturmgebraus
Saßen und ſchwatzten die Alten noch immer,
Nicht hörend, wie drunten die Saalthür ſprang,
Wie ein Klang war erwacht
Aus der lautloſen Nacht,
Der ſchollernd drang
Ueber Trepp' und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und ſchlüpften unter die Decken.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Graſe ſtanden;
Dann durch die Hecke über ſchmalen Steg
Auf eine Wieſe, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarbgen Laub's umzog;
Buſcheichen unter wilden Roſenbüſchen,
Um die ſich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülſendorn dazwiſchen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles ſeinen dunklen Teppich.
Und vorwärts ſchreitend ſtörte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Diſtel ſchwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräſer glitt
Die Schlange, die am Sonnenſtrahl ſich wärmte.

Sonſt war es kirchenſtill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang ſchnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um ſolche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinſamkeit. —
Heiß war die Luft, und alle Winde ſchliefen;
Und vor mir lag ein ſonnig offner Raum,
Wo quer hindurch ſchutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's ſauer und ertrug es kaum;
Doch raſcher ſchreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überſpringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem ſchon herbſtlich roth die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beuteſüchtig ein gewaltger Weih',
Die Flügel ſchlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung ſcholl des Hähers Schrei.
Himbeerenduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen ſchon auf meinem Wege,
Und dort im Walle ſchimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm in's Gehege.

Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
An's Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen iſt's ſo ſchwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz iſt müde, ſein Auge verwacht.

Er lauſcht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die ſie pickt,
Er forſchet, wie der Weiſer rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiſer die ſchwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau ſitzt geduldig dabei,
Harrend bis Alles vorüber ſei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod —
Und draußen dämmert das Morgenroth;

An die Fenſter klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesſchein,
Pfingſtglocken läuten das Brautfeſt ein;

Singende Burſche ziehn über's Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer ſtiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken über's Geſicht.

Dann geht ſie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

März.

Und aus der Erde ſchauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, ſo kalt iſt noch die Flur,
Es friert im weißen Röckchen.

Mai.

Die Kinder ſchreien Vivat hoch!
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling ſetzen ſie auf den Thron,
Der ſoll ihr König ſein.

Herbſt.

1.

Schon in's Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer;
Schwalbenflug iſt längſt geſchieden,
Auch die Lerche ſingt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die ſüßen Sommertage
Ach ſie ſind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verſchlungen,
Der dein ſtillſtes Glück geſehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die ſchöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltſam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieſelt über Thal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Haide,
Daß man ſicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

2.

Die Senſe rauſcht, die Aehre fällt,
Die Thiere räumen ſcheu das Feld,
Der Menſch begehrt die ganze Welt.

3.

Und ſind die Blumen abgeblüht,
So bricht der Aepfel goldne Bälle;
Hin iſt die Zeit der Schwärmerei,
So ſchätzt nun endlich das Reelle!

4.

Es rauſchen die Bäume
So winterlich ſchon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon.

5.

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von rothen Knospen überſäumt;
Die Wiegen ſind's, worin der Frühling
Die ſchlimme Winterzeit verträumt.

Hinter den Tannen.

Sonnenſchein auf grünem Raſen,
Krokus drinnen blau und blaß;
Und zwei Mädchenhände tauchen
Blumen pflückend in das Gras.

Und ein Junge kniet daneben,
Gar ein übermüthig Blut,
Und ſie ſchaun ſich an und lachen —
O wie kenn' ich ſie ſo gut!

Hinter jenen Tannen war es,
Jene Wieſe ſchließt es ein,
Schöne Zeit der Blumenſträuße,
Stiller Sommerſonnenſchein!

Silvia.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ſtünd' ſie noch in Waldesſchatten
Inmitten jener Sommernacht;
Und fänd' ich ſelber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld,
Sie ſchritte doch von Waldesſaume
Niemals hinunter in die Welt.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus ſommerlichen Tagen,
Ich nahm es ſo im Wandern mit,
Auf daß es einſt mir möge ſagen,
Wie laut die Nachtigall geſchlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchſchritt.

Zur Taufe.

Ein Gutachten.

Bedenk' es wohl, eh' du ſie taufſt!
Bedeutſam ſind die Namen;
Und faſſe mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menſchen macht,
Ob ſich der Menſch den Namen,
Das iſt, weßhalb mir oft, mein Freund,
Beſcheidene Zweifel kamen;
Eins aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutſam ſind die Namen!
So ſchickt für Mädchen Lisbeth ſich,
Eliſabeth für Damen;
Auch fing ſich oft ein Freier ſchon,
Dem Fiſchlein gleich am Hamen,
An einem ambraduftigem,
Klanghaftem Mädchennamen.

Morgane.

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Fluth zuſammenragen
Und ohne Regung ſchläft die See,
Dann ſteht an unſerm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee.

Argliſtig halb und halb von Sinne,
Verſchmachtend nach dem Kelch der Minne,
Der ſtets an ihrem Mund verſiegt,
Umgaukelt ſie des Wandrers Pfade,
Und lockt ihn an ein Scheingeſtade,
Das in des Todes Reichen liegt.

Von ihrem Zauberſpiel geblendet
Ruht manches Haupt in Nacht gewendet
Begraben in der Wüſte Schlucht;
Denn ihre Liebe iſt Verderben,
Ihr Hauch iſt Gift, ihr Kuß iſt Sterben,
Die ſchönen Augen ſind verflucht.

So ſteht ſie jetzt im hohen Norden
An unſres Meeres dunkeln Borden,
So ſchreibt ſie ſingernd in den Dunſt;
Und quellend aus den luftgen Spuren
Erſtehn in dämmernden Conturen
Die Bilder ihrer argen Kunſt.

Doch hebt ſich nicht wie dort im Süden
Auf roſigen Karyatiden
Ein Wundermärchenſchloß in's Blau;
Nur eines Haubergs graues Bildniß
Schwimmt einſam in der Nebelwildniß,
Und keinen lockt der Hexenbau.

Bald wechſelt ſie die dunkle Küſte
Mit Libyens ſonnengelber Wüſte
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläſ't ſie lachend durch die Hände,
Dann ſchwankt das Haus, und Fach und Wände
Verrinnen quirlend in die Luft.

Oſtern.

Es war daheim auf unſrem Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber ſcholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Oſterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inſeln ſchwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven ſchoſſen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War ſammetgrün die Wieſe aufgegangen;
Der Frühling zog prophetiſch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen ſprangen. —

Entfeſſelt iſt die urgewaltge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und ſchafft,
Des Lebens vollſte Pulſe hör' ich klopfen.

Der Fluth entſteigt der friſche Meeresduft,
Vom Himmel ſtrömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und ſprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feſte Heimatherde! —

Hier ſtand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgohr das Meer zu giſchtbeſtäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Kappe peitſchend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der feſten Wehr
Den Wellenſchlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, ziſchend ſchoß zurück das Meer —
Das Land iſt unſer, unſer ſoll es bleiben!

Nach Reiſegeſprächen.

Vorwärts lieber laß uns ſchreiten
Durch die deutſchen Nebelſchichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römiſchen Berichten!
Denn mir iſt, als ſäh' ich endlich
Unter uns ein Bild entfalten;
Dunkel erſt, doch bald verſtändlich
Sich erheben die Geſtalten;
Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerriſſen, nun zuſammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tauſend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchſen knallen?
Wuthgeſchrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder ſtehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

Auf dem Segeberg.

Fragment.

Hier ſtand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutſchen Frau;
Die ſchaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felſen, drauf ich liege,
Schließt ſie mich plötzlich an die Bruſt.
Da werd' ich mir des Glücks bewußt;
Ich ſeh' die Welt ſo unvergänglich,
Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn,
Und alle Sorgen, die ſo bänglich
Mein Herz bedrängten, ſchweigen nun.
Muſik! Muſik! Die Lerchen ſingen,
Aus Wieſ' und Wäldern ſteigt Geſang,
Die Mücken in den Lüften ſchwingen
Den ſüßen Sommerharfenklang.
Und unten auf beſonnter Flur
Seh' ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber ſtäuben
Ein keuſch' Geheimniß der Natur. —

Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Geſtein,
Zwei Knaben ſteigen durch's Gekräute,
Und ſie ſind unſer, mein und dein.
Sie jauchzen auf, die Felſen klingen;
Mein Burſche ſchlank, mein Burſche klein!
Schau, wie ſie purzeln, wie ſie ſpringen,
Und Jeder will der Erſte ſein.
In Kinderluſt die Wangen glühen;
Die Welt, die Welt, o wie ſie lacht!
Nun hängen ſie an deinen Knieen,
Nun an den meinen unbedacht.
Der Große hier, und hier der Kleine,
Sie halten mich ſo eng umfaßt,
Daß in den Thymian der Steine
Mich hinzieht die geliebte Laſt.
Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten ſcheucht der Kindermund;
Ich ſeh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieſer Augen Grund.

Märchen.

Märchen.

Ich hab's geſehn, und will's getreu berichten;
Beklagt euch nicht, wenn ich zu wenig ſah!
Nur Sommernachts paſſiren die Geſchichten;
Kaum graut die Nacht, ſo rückt der Morgen nah,
Kaum daß den Wald die erſten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg ſpaziren die Philiſter,
Das wohlbekannte leidige Regiſter.

Kein Zauber wächſt für fromme Bürgersleute,
Die Tags nur wiſſen, wie die Glocke geht,
Die gründlich kennen geſtern, morgen, heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drinn' beſteht;
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind iſt immer der Poet;
So laßt euch denn in blanken Liederringen
Von Reim zu Reim in's Land der Märchen ſchwingen.

In Bulemanns Haus.

Es klippt auf den Gaſſen im Mondenſchein;
Das iſt die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterſeelen allein
Durch die Gaſſen im Mondenſcheine.

Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
Im Flur iſt die Tafel gedecket,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da ſetzt ſich das Kind mit den Mäuſen zu Schmaus,
Die Tellerlein werden gelecket.

Und leer ſind die Schüſſeln; die Mäuslein im Nu
Verraſcheln in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
Sie ſchüttelt ihr Kleidchen, ſie ſchnürt ſich die Schuh,
Dann tritt ſie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Geſtell,
Da ſchaut ſie hinein mit Lachen;
Gleich ſchaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das iſt ihr einziger Spielgeſell;
Nun woll'n ſie ſich luſtig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt ſich das Spiegelkindlein,
Da neigt ſich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen ſich beide gar anmuthreich,
Da lächeln die roſigen Mündlein.

Und wie ſie lächeln, ſo hebt ſich der Fuß,
Es rauſchen die ſeidenen Röcklein,
Die Händchen werfen ſich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Löcklein.

Der Mond ſcheint voller und voller herein,
Auf dem Eſtrich gaukeln die Flimmer;
Im Takte ſchweben die Mägdelein,
Bald tauchen ſie tief in die Schatten hinein,
Bald ſtehn ſie in bläulichem Schimmer.

Nun ſinken die Glieder, nun halten ſie an,
Und athmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen ſich ſchüchtern, und beugen ſich dann,
Und knien vor einander, und rühren ſich an
Mit dem zarten unſchuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden allein
Von all' der heimlichen Wonne;
Sehnſüchtig flüſtert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenſchein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“

Sie klettert hinunter ein Trepplein ſchief,
Und ſchleicht hinab in den Garten.
Die Sonne ſchlief und die Grille ſchlief:
„Hier will ich ſitzen im Graſe tief,
Und der Sonne will ich warten.“

Doch als nun Morgens um Buſch und Geſtein
Verhuſchet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Aeugelein klein;
Sie tanzte zu lange bei Mondenſchein,
Nun ſchläft ſie bei Sonnengefunkel.

Nun liegt ſie zwiſchen den Blumen dicht
Auf grünem, blitzendem Raſen;
Und es ſchauen ihr in das ſüße Geſicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Haſen.

Tannkönig.

I.

Am Felſenbruch im wilden Tann
Liegt todt und öd' ein niedrig Haus;
Der Epheu ſteigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentiſch
Verzaubert ſchläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühn ihr roſenfriſch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenſchein.

Die Bäume rauſchen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt ſie ein, es läßt ſie nicht,
Sie ſinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zitter klingt,
Da hell der Wind vorüberzieht,
Wenn gar zu laut die Droſſel ſingt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlied.

Dann wirft ſie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald iſt ſtumm,
Und zurück in den Schlummer das Mägdlein ſinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durch's Thal.

Zu Tanz, zu Tanz am Felſenhang,
Am hellen Bach, im ſchwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf, und ſchlag die Saiten an!

Schön Jungfräulein, die ſitzt im Traum;
Tannkönig tritt zu ihr herein,
Und küßt ihr leis des Mundes Saum,
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da ſchlägt ſie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schweſtern gehn.

In meinem Walde fing ich dich,
Tannkönig ſpricht, ſo biſt du mein!
Was hatteſt du die Meß verſäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn! —

Elf! Elf! das klingt ſo wunderlich
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Chriſtenthum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein! —

Und denkſt du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahre allein!
Die Elfen ziehn zu Tanz, zu Tanz!
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Schneewittchen.

Eine Märchen-Scene.

Zwergenwirthſchaft. Links eine Thüre zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fenſteröffnung. Von außen Wald und Sonnenſchein. Drinnen ſteht ein kleiner Tiſch mit ſieben Schüſſeln.

Die ſieben Zwerge

(kommen ſingend nach einander herein mit Kräuterſäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tiſch und ſtutzen, einer nach dem andern).

Zwergenälteſter.

Wer hat auf meinem Stühlchen ſeſſen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein eſſen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löffelein eingetunken?

Zwerg 7
(ſchaut in die Nebenkammer).

Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen?

Zwergenälteſter.

Wer rückt' an meinem Schlafgeſtellchen?

Zwerg 2.

Wer ſchlief auf meinem Lagerſtättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4.

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7.

Laß ſchaun, laß ſehn!

Zwerg 7.

Ei Gott, wie iſt das Kind ſo ſchön!

Zwergenälteſter.

O weckt ſie nicht! o ſchreckt ſie nicht!
Geſchloſſen iſt der Aeuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.

Wer mag ſie ſein? Wo kam ſie her?
Der Wald wächſt in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.

Wie fand das liebe Tauſendſchön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4.

Iſt alles ſo gar lieb und fein,
So roſenroth, ſchneeweiß und rein!

Zwergenältester.

Bis ſie erwacht, bleibt mäuschenſacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein ſtehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4.

Schau, ſchau! Die Wimper regte ſich.

Zwerg 5.

Das Mündlein roth bewegte ſich.

Zwerg 6.

Das blonde Köpfchen reckt ſich auf,
Zwei blaue Aeuglein ſchlägt ſie auf!

Zwerg 7.

Sie ſchaut ſich um ein ſtummes Veilchen!

Zwergenältester.

Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erſchreckt ſie nicht, geht fein bei Seit!
Sie ſah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den Aeltesten an beiden Seiten zurück).

Schneewittchen

(erſcheint ſcheu an der Thür).

Zwergenälteſter.

Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du ſollſt uns fein willkommen ſein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen!
Doch ſprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen.

Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater iſt König über dies Land.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo ließeſt du die Pagen dein,
Wo ließeſt du die Wagen und Roſſe?
Wie kamſt du von des Königs Schloſſe?

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein ſchläft in Grabes Schooß;

Der König freite die zweite Frau,
Die ſchlug mich oft und ſchalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen,
Doch ich bat ihn ſo lange, ſo lang auf den Knien -
Da ſchoß er den Eber, und ließ mich fliehn.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandſt du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die ſieben Berge?
Wie kamſt du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sahn mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein ſich vor mir auf:
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, ſo bin ich hier.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Aeugelein,
Laß ſpringen dein Herzlein wohlgemuth;
Sollſt bleiben hier in unſrer Hut,
Im grünen Reich der ſieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge!

Zwergenältester.

Kannſt die Wirthſchaft uns verſehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unſern Haushalt kannſt du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was ſoll ich immer beſchicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerſchein
Fegſt du das Kämmerlein,

Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hütst du das Stübchen,
Deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenältester.

Besserst das Röcklein,
Hestest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen

Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Biſt du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die ſüßen Rehe!
Wenn ich ſie Morgens durch's Fenſterlein
Draußen im goldenen Sonnenſchein
Springen und ſpielen und nahen ſehe?

Zwergenälteſter.

Rehlein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Staar, der poſſierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen

Die ſüßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn ſie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Aeuglein;
Wenn ſie dann mählich näher ſchlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenälteſter.

Vöglein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar luſtge Kameraden;
Darfſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmliſche Schein!
Wenn ſie Morgens in's Fenſterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond ſteigt über die ſchwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit ſich alle die tauſend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,

Wie ich die Wirthſchaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle ſeit langen Zeiten.

Zwergenälteſter.

Rehlein laß um dich ſpielen und ſpringen,
Vöglein flattern und ſchmettern und ſingen,
Laß Mond- und Sonnenſchein herein;
Nur vor den Menſchen hüte dich fein!

(Zu den Andern.)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
Und richtet fein in unſerm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die ſieben Zwerge

(gehen ſingend ab).

„Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da ſchlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Füchſin, ſind ſie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!“

Schneewittchen

(allein).

Morgens im Dämmerſchein,
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerſtättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein
Alle die Thierelein
Flattern durch's Fenſterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenſchein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgeſellen!

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder.

Von oben ſieht der Herr darein,
Ihr dürft indeß der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelsſegen.
Und wenn dann in Blüthe die Saaten ſtehn,
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß ſich die Halme zuſammenbeugen
Und friſch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß Alles reife in ihrer Wonne.
Da ſtünd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das Alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch ſeinen Theil daran;
Den will er vergaben nach ſeiner Gnaden.
Da ruft er die jüngſten Kinder ſein;

Die nährt er ſelbſt aus ſeiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Gethier in Luft und Land;
Das flattert herbei und kreucht und ſpringt,
Iſt fröhlich all zu Gottes Ehr'
Und all genügſam, was er bringt.
Deß freut ſich der Herrgott mächtig ſehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und ſpricht in Liebe überaus:
All, was da lebet, ſoll ſich freun,
Seid Alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergeſſen,
Daß ihr nichts könnt als ſpringen und freſſen.
Hat jedes ſeinen eignen Ton!
Ihr ſollt euch tummeln friſch im Grünen;
Doch mündig iſt der Menſch, mein Sohn;
Drum mag er ſelbſt ſein Brod verdienen!

Das Mädchen mit den hellen Augen.

Das Mädchen mit den hellen Augen,
Die wollte Keines Liebſte ſein;
Sie ſprang und ließ die Zöpfe fliegen,
Die Freier ſchauten hinterdrein.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne
In blanken Röcklein lobeſam.
„Frau Mutter, ach, ſo ſprecht ein Wörtchen,
Und macht das liebe Kindlein zahm!“

Die Mutter ſchlug die Händ' zuſammen,
Die Mutter rief: „Du thöricht Kind,
Greif zu, greif zu! Die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geſchwind!“

Sie aber ließ die Zöpfe fliegen,
Und lachte alle Weisheit aus;
Da ſprang durch die erſchrockenen Freier
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie ſie bog das wilde Köpfchen,
Und wie ihr Füßchen ſchlug den Grund,
Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme
Und küßte ihren rothen Mund.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne,
Die Mutter rief vor Staunen ſchier:
„Gott ſchütz' dich vor dem ungeſchlachten,
Ohn' Maaßen groben Cavalier!“

Fiedel-Lieder.

1.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zerſprang,
Neue werden aufgezogen,
Und ſie geben friſchen Klang.

3.

Nun ein Scherflein in die Runde
Von den Cavalieren allen!
Für mein Lied, und ganz beſonders,
Weil's den Frauen ſo gefallen.

Daß ſie alle mit einander
Luſtig klingen in der Taſche;
Und, Herr Wirth, vom beſten Elſer
Eine wohlgezogne Flaſche!

Nun ein Lied, und nun ein Humpen,
Schwer von lieblichen Getränken!
Ewig, ewig, unermüdlich
Will ich meinen Bogen ſchwenken.

4.

Muſikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

5.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Droſſel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu Allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das iſt ein klingend' Nachtgebet,
Und ſteigt zum Himmel ein.

Myrthen.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz,
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Für's künftige Töchterlein!“

Sind ſechzehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier ſitzt das wackre Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Nelken.

Ich wand ein Sträußlein Morgens früh,
Das ich der Liebſten ſchickte;
Nicht ließ ich ſagen ihr, von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich Abends kam zu Tanz
Und that verſtohlen und ſachte,
Da trug ſie die Nelken am Buſenlatz,
Und ſchaute mich an und lachte.

Damendienſt.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Feſten und hohen Tagen
Sollſt du meine Königin ſein!

Deiner Launen geheimſte und kühnſte
Gehorſam erfüll' ich dir;
Doch leid ich in dieſem Dienſte
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofſtaat will ich vermehren;
Doch der Erſte will ich ſein.

Duett.

Tenor und Alt.

Mehr in der Töne Schwellen
Neigt ſich die Seele dir;
Höher ſchlagen die Wellen,
Fluthen die Pulſe mir.

Fliehen und Wiederfinden,
Wechſelnde Melodie!
Laß du die Seele ſchwinden,
Sterben in Harmonie.

Hörſt du den Ruf erklingen,
Rühren dein träumend Ohr?
Weiße blendende Schwingen
Tragen dich wehend empor.

Selig, im Lichte zu ſchweben
Ueber den Wolken hoch!
Lieſt du das ſüße Leben,
Kennſt du die Erde noch?

Aber zum ſtillen Grunde
Zieht es hernieder ſchon;
Heimlich von Mund zu Munde
Wechſelt ein leiſer Ton.

Fernhin rauſchen die Wogen,
Schütze mein pochend Herz!
Schon kommt die Nacht gezogen —
Fühlſt du den ſüßen Schmerz?

Ritter und Dame.

1.

Zu den Füßen ſeiner Dame
Liebestrunken ſitzt der Ritter;
Sprechend blitzen ſeine Augen,
Schweigend ruhen ſeine Lippen.

Am Balkone ſitzt die Dame,
Eine goldne Schärpe wirkt ſie;
Auf den Ritter blickt ſie lächelnd,
Und mit hellem Klange ſpricht ſie:

„Denket ihr auf Tod und Schlachten,
Oder ſinnt ihr Minnelieder?
Wahrlich, eure ſtumme Weiſe
Bleibt mir unerklärlich, Ritter!

Schwört ihr erſt in tauſend Briefen,
Tauſend unerhörte Dinge
Hättet ihr für meine Ohren,
Und das Herz ſei voll zum Springen!

Fleht ihr erſt in tauſend Briefen
Um ein heimlich einſam Stündchen!
Wohl, die Stunde iſt gekommen —
Redet jetzt von tauſend Dingen!“

Und der Ritter bricht das Schweigen:
„Zürnt mir nicht, o Wonnemilde;
Wiſſet, daß geheimer Zauber
Bleiern mir die Zunge bindet.

Nur ein Wink aus euren Augen,
Nur ein Wort von euren Lippen,
Nur ihr ſelbſt, o meine Herrin,
Könnt den argen Bann bezwingen.“

2.

Und zum Andern ſitzt der Ritter
Seiner Herrin an der Seite;
Von der Schulter glänzt die Schärpe
Als ein freundlich Minnezeichen.

Sieghaft ſchlingt er ſeine Arme
Um den Leib des ſtolzen Weibes,
Unaufhaltſam ſüße Worte
Schwatzt er, und die Dame ſchweiget.

Will zu einem halben Wörtchen
Oeffnen ſie der Lippen Zeile,
Schließt er ihr den Mund mit Küſſen,
Und die Dame lauſcht und ſchweiget.

„Süße Herrin, unerklärlich
Bleibt mir eure ſtumme Weiſe!
Wollen eure rothen Lippen
Gleiches zahlen mir mit Gleichem?

Oder lernten dieſe Lippen
Lieblicher die Zeit vertreiben?
Gar behäglich iſt das Schwatzen;
Doch ein Andres iſt geſcheidter.“

Draußen auf den Mandelblüthen
Ruht die Nacht im Mondenſcheine;
Unaufhaltſam ſchwatzt der Ritter,
Und die Dame lauſcht und ſchweiget.

Gab ſie hin des Blickes Zauber?
Sprach ſie aus die Zauberweiſe?
Doch nicht fürder klagt die Dame
Ueber ihres Ritters Schweigen.

Die Stadt.

Am grauen Strand, am grauen Meer,
Und ſeitab liegt die Stadt;
Der Nebel deckt die Dächer ſchwer,
Und durch die Stille brauſt das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauſcht kein Wald, es ſchlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbſtesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Und hangen ſtumm an deinem Blick;
Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich ſo arm, ſo müde ſchon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königsſohn,
Und du ein arm' verlornes Kind!

Vierzeilen.

Du weißt doch, was ein Kuß bekennt?
Sonſt hör' du auf zu küſſen!
Ich dächt', er ſei ein Sakrament,
Das alle Völker wiſſen.

Und weißt du, warum ſo trübe,
So ſchwer mir das Herz muß ſein?
Du haſt mich geküßt ohne Liebe,
Das wolle dir Gott verzeihn!

Die Lieb' iſt wie ein Wiegenlied:
Es lullt dich lieblich ein;
Doch ſchläfſt du kaum, ſo ſchweigt das Lied,
Und du erwachſt allein.

Das Harfenmädchen.

Das war noch im Vaterſtädtchen;
Da warſt du gar zierlich und jung,
Ein ſüß' ſchwarzäugiges Dirnlein,
Zur Liebe verſtändig genung.

Und wenn dir die Mutter zu ſingen
Und Harfe zu ſpielen gebot,
So ſcheuteſt du dich vor den Leuten
Und klagteſt mir heimlich die Noth.

„Wann treff ich dich wieder und wo doch?“ —
„Am Schloſſe, wenn's dunkel iſt.“
Und Abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt.

Sind ſieben Jahr vergangen,
Daß ich dich nicht geſehn;
Wie bleich doch ſind deine Wangen,
Und waren ſo blühend und ſchön!

Wie greifſt du ſo keck in die Saiten
Und ſchauſt und äugelſt umher!
Das ſind die kindlich ſcheuen,
Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einſt ſo reizende Maid;
Mir iſt, als ſchaut' ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Das hohe Lied.

Der Markt iſt leer, die Bude ſteht verlaſſen,
Im Winde weht der bunte Trödelkram;
Und drinnen ſitzt im Wirbelſtaub der Gaſſen
Das ſchlanke Kind des Juden Abraham.
Sie ſtützt das Haupt in ihre weiße Hand,
Im Sturm des Buſens bebt die leichte Hülle;
Man ſieht's, an dieſer Augen Sonnenbrand
Gedieh der Mund zu ſeiner Purpurfülle.
Die Lippe ſchweigt, die ſchwarzen Locken ranken
Sich um die Stirn wie ſchmachtende Gedanken.
Sie lieſt vertieft in einem alten Buch
Von einem König, der die Harfe ſchlug,
Und liebefordernd in den goldnen Klang
Manch zärtlich Lied an Zions Mädchen ſang.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenſter kommt er gegangen
Und ſchaut in des Zimmers Raum:
Die Kinder alle tanzten und ſangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerſpringen;
O, ruft er, laßt mich hinein,
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch ſingen
Zu dem hellen Kerzenſchein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gaſt;
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn ſcheu in geſchäftiger Haſt.

Und er ſingt: „Weit glänzen da draußen die Lande,
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Bruſt, im Reiſegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle –
Wie war ſo weit die Welt!
Und es findet ſich mancher gute Geſelle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umſproſſet das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreiſter greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit ſchwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder ſangen,
Die Kinder weit und breit,
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenſter kam er gegangen
Und ſchaut' in des Zimmers Raum;
Die Schweſtern und Brüder tanzten und ſangen
Ein Chriſtlied am Taxusbaum." —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten Schweſter und Brüder
Und ſangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
„O ſchließet mich ein in das Preiſen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus.“

Junge Liebe.

Aus eigenem Herzen geboren.
Nie beſeſſen, dennoch verloren.

Ihr Aug' iſt blau, nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launiſch Kind; doch all' ihr Widerſtreben
Bezwingt ihr Herz, das mir ſo ganz ergeben.

Schon lange ſitzt ſie vor mir, träumeriſch
Mit ihren Beinchen baumelnd, auf dem Tiſch;
Nun ſpringt ſie auf; an meines Stuhles Lehne
Hängt ſie ſich, ſchmollend ob der ſtummen Scene.

„Ich liebe dich!“ — „Du biſt ſehr intereſſant.“
„Ich liebe dich!“ — „Ach das iſt längſt bekannt!
Ich lieb' Geſchichten, neu und nicht erfunden —
Erzählſt du nicht, ich bin im Nu verſchwunden.“ —

„So hör'! Jüngſt träumte mir“ — — „Das iſt
nicht wahr!“ —
„Wahr iſt's! Mir träumt', ich ſähe auf ein Haar
Dich ſelbſt Straß auf und ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich ſchlendern;

Und dieſer Mann“ — — „der war?“ — „der war
nicht ich!“ —
„Du lügſt!“ — „Mein Herz, ich ſah dich ſicherlich —
Ihr ſenktet Aug' in Auge voll Entzücken,
Ich ſtand ſeitab, gleichgültig deinen Blicken.“

„Der Mutter ſag ich's!“ ruft das tolle Kind,
„Was für ein Traum!“ Da haſch' ich ſie geſchwind,
Und dieſe frevelhaften Lippen müſſen,
Was ſie verbrochen, ohne Gnade büßen.

Dämmerſtunde.

Im Nebenzimmer ſaßen ich und du;
Die Abendſonne fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten ſich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beſchienen.

Wir ſchwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten ſchwatzten fort —
Du ſahſt mich an mit deinen Märchenaugen.

Frage.

Wenn einſam du im Kämmerlein geſeſſen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann haſt du oft, ſo ſprichſt du, mein gedacht;
Doch, wenn die Sonne kommen unterdeſſen,
Wenn dir die Welt und jeglich Aug' gelacht,
Haſt du auch dann wohl jemals mein gedacht?

Rechnenſtunde.

Du biſt ſo ein kleines Mädchen,
Und haſt ſchon ſo helle Augen;
Du biſt ſo ein kleines Mädchen,
Und haſt ſchon ſo rothe Lippen!

Nun ſchau mich nur an, du Kleine,
Auch ich hab' helle Augen,
Und laß dir Alles deuten —
Auch ich hab' rothe Lippen.

Nun rechne mir doch zuſammen!
Vier Augen, die geben? — Blicke!
Und — mach' mir keinen Fehler!
Vier Lippen, die geben? — Küſſe!

Zum Weihnachten.

Mit Märchen.

Mädchen, in die Kinderſchuhe
Tritt noch einmal mir behend!
Folg' mir durch des Abends Ruhe,
Wo der dunkle Taxus brennt.

Engel knieen an der Schwelle,
Hütend bei dem frommen Schein;
Von den Lippen klingt es helle:
Nur die Kindlein gehen ein!

Doch du ſchauſt mich an verwundert,
Sprichſt: „Vertreten ſind die Schuh';
Unter all' vergeßnem Plunder
Liegt die Puppe in der Truh."

Horch nur auf! Die alten Märchen
Ziehn dich in die alte Pracht!
Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwatzen wir die ganze Nacht.

Von Schneewittchen bei den Zwergen,
Wo ſie lebte unerkannt,
Und war hinter ihren Bergen
Doch die Schönſt' im ganzen Land.

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Rieſenritter ſchlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug.

Von dem Dichter auch daheime,
Der ein Mädchen, groß und ſchlank,
Durch die Zauberkraft der Reime
Rückwärts in die Kindheit ſang.

Junges Leid.

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Thränen?
Ergriff dich denn im kerzenhellen Saal,
Hinſchleichend in des Tanzes Zaubertönen,
Niemals ein dunkler Schauer meiner Qual?

O fühlteſt du's! Nicht länger kann ich's tragen;
Du weißt, das ganze Leben biſt du mir,
Die Seligkeit von allen künftgen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe biſt du auferzogen;
Du biſt mein Kind — ich habe dich geliebt,
Als feſſellos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde ſehnteſt,
Der Abends dir die ſchönen Lieder ſang,
Indeß du ſtumm an ſeine Schulter lehnteſt,
Andächtig lauſchend in den vollen Klang?

O fühl' es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirſt du's fühlen; weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele,
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß.

O kehr' zurück, und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch iſt mein Herz wie deines ſtark und jung.

Käuzlein.

Da ſitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb' iſt gangen all!
Was pfeift ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber?

Abſchied.

Mit Liedern.

I.

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu ſchön um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entſtehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Roſen aus verwelkten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

2.

Du weißt es, Alle, die da ſterben
Und die für immer ſcheiden gehn,
Die müſſen, wär's auch zum Verderben,
Die Wahrheit ohne Hehl geſtehn.

So leg' ich's denn in deine Hände,
Was immer mir das Herz bewegt;
Es iſt die letzte Blumenſpende,
Auf ein geliebtes Grab gelegt.

Ritornell.

Dunkle Cypreſſen,
Die Welt iſt gar zu luſtig;
Es wird doch Alles vergeſſen.

Als Epilog.

In hoc signo vinces.

Noch war die Jugend mein, die ſchöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Geſtern gab es nicht;
Da ſah der Tod im hellſten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir in's Angeſicht.

Die Welt erloſch, der Himmel brannte trübe;
Ich ſprang empor entſetzt und ungeſtüm.
Doch er verſchwand. Die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch, und trennte mich von ihm.

Und heute nun — im ſonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken ſchlief mein Kind;
Des zarten Athems lauſchend hielt ich Wache,
Und an den Fenſtern ging der Sommerwind.

Da ſanken Nebelſchleier dicht und dichter
Auf mich herab; kaum ſchienen noch hervor
Der Kinder ſchlummerſelige Geſichter,
Und nicht mehr drang ihr Athem an mein Ohr.

Ich wollte rufen; doch die Stimme keuchte,
Bis hell die Angſt aus meinem Herzen ſchrie.
Vergebens doch; kein Schrei der Angſt erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte ſie.

In grauer Finſterniß ſtand ich verlaſſen,
Bewegungslos und ſchauernden Gebeins;
Ich fühlte kalt mein ſchlagend Herz erfaſſen,
Und ein entſetzlich Auge ſank in meins.

Ich floh nicht mehr; ich feſſelte das Grauen,
Und faßte mühſam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich feſt den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt;
Ich ſah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, furchtbarer Fürſt, geſtellt.

Den Dampf der Erde ſah empor ich ſtreben,
Und ballen ſich zu Menſch- und Thiergeſtalt;
Sah es ſich ſchütteln, taſten, ſah es leben,
Und taumeln dann, und ſchwinden alſobald.

Im fahlen Schein im Abgrund ſah ich's liegen,
Und ſah ſich's regen in der Städte Rauch;
Ich ſah es wimmeln, haſten, ſich bekriegen,
Und ſah mich ſelbſt bei den Geſtalten auch.

Und niederſchauend von des Todes Warte
Kam mir der Drang, das Leben zu beſtehn,
Die Luſt, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' in's Angeſicht zu ſehn.

Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich die Kraft, entgegen Luſt und Schmerz
Vom Leben feſt mich ſelber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, ſo doch ein ganzes Herz. –

Da fühlt' ich mich im Sonnenlicht erwachen;
Es dämmerte, verſchwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und friſche, blaue Augen ſahn mich an.

O ſchöne Welt! So ſei in ernſtem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzuſehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönneteſt nicht Allen
Dein Angeſicht; ſie ſchauen dich ja nur,
Wenn ſie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur.

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie ſie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beſchicken,
Unkundig deiner ſtillen Majeſtät.

Inhalt.

Erſtes Buch.

	Seite
Octoberlied	1
Abſeits	3
Weihnachtslied	5
Im Walde	6
Eliſabeth	7
Lied des Harfenmädchens	8
Weiße Roſen	9
Looſe	12
Noch einmal	13
Die Stunde ſchlug	14
Abends	15
Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt	16
Hyazinthen	18
Du willſt es nicht mit Worten ſagen	19
Dämmerſtunde	21
Frauenhand	22
Die Zeit iſt hin	23
Wohl rief ich ſanft dich an mein Herz	24
Du ſchläfſt	26

Seite

Lucie 27
Einer Todten 29
Eine Fremde 32
Stündchen 33
Lehrſatz 35
Die Kleine 36
O ſüßes Nichtsthun 37
Gaſel 38
Wer je gelebt in Liebesarmen 39
Nun ſei mir heimlich zart und lieb 40
Schließe mir die Augen beide 41
Kritik 42
Sprich, biſt du ſtark 43
Morgens 44
Zur Nacht 45
Die Kinder 46
Im Herbſte 47
O bleibe treu den Todten 49
In böſer Stunde 51
Und war es auch ein großer Schmerz 52
Zwiſchenreich 53
Vom Staatskalender 55
Geſegnete Mahlzeit 59
Von Katzen 59
Stoßſeufzer 61
In der Frühe 62
Sturmnacht 63

Seite

Waldweg 66
Eine Frühlingsnacht 69
März 71
Mai 72
Herbſt 73
Hinter den Tannen 76
Silvia 77
Ein grünes Blatt 78
Zur Taufe 79
Morgane 80
Oſtern 82
Nach Reiſegeſprächen 84
Auf dem Segeberg 85

Märchen.

Märchen 89
In Bulemanns Haus 90
Tannkönig 94
Schneewittchen 98

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder 113
Das Mädchen mit den hellen Augen 115
Fiedel-Lieder 117
Myrthen 120

Seite

Nelken 121
Damendienst 122
Duett 123
Ritter und Dame 125
Die Stadt 129
Bettlerliebe 130
Vierzeilen 131
Das Harfenmädchen 132
Das hohe Lied 134
Weihnachtsabend 135
Junge Liebe 139
Dämmerstunde 141
Frage 142
Rechenstunde 143
Zum Weihnachten 144
Junges Leid 146
Käuzlein 148
Abschied 149
Ritornell 151

Als Epilog.

In hoc signo vinces 155

Washington 1878.

2734

53/10/23

1127/413

L. Fuß.

Ein stiller Musikant.

Psyche. — Im Nachbarhause links.

Drei Novellen

von

Theodor Storm.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1876.

P. O. germ. 2087 u

Alle Rechte vorbehalten.

Meinem Urgroßbäschen

gewidmet.

Inhalt.

	Seite.
Ein ſtiller Muſikant	1
Pſyche	61
Im Nachbarhauſe links	125

Ein stiller Musikant.

Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmälig wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutschen Stadt hatten wir Beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine

Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaß-blauen Augen war eben so oft gesehen als unbeachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zusammentraf. Von diesem Augenblick an begann unsere Bekanntschaft; wir waren Beide Büchersammler, wenn auch Jeder in seiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illustrirte Ausgabe von Hauff's „Lichtenstein" in seiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentische lehnend, sich mit Behagen zu vertiefen schien.

„Das ist ein liebes Buch, das Sie da haben," sagte ich gleichsam als Erwiederung seines Grußes, mit dem er trotz seines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!" sagte er mit einem Aufleuchten seiner blassen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte sein sonst wenig schönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder lesen!"

Wir kamen nun ins Gespräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung besucht und zu meiner Freude die Büste des Dichters

auf einem Felsenvorsprunge neben der von ihm verherrlichten Burg gesehen hätte. Aber er war keineswegs damit zufrieden. „Eine Büste nur?“ sagte er. „Dem Mann hätten sie doch wohl ein ganzes Standbild setzen können!“

„Sie lachen über mich!“ setzte er gleich darauf mit derselben bescheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geschmack mag wohl eben nicht der höchste sein.“

— — Ich lernte ihn später näher kennen. Sein Geschmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Musik bei seinem Haydn und seinem Mozart blieb, so waren es in der Poesie die klaren Frühlingslieder Uhland's oder auch wohl die friedhofstillen Dichtungen Hölty's, die ich aufgeschlagen auf seinem Tische zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieser Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, so pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in seiner Vaterstadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häusern des mittleren Bürgerstandes oder in

mittelloſen Beamtenfamilien ſeine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß ſein Erwerb nur zu einer beſcheidenen Wohnung ausreiche, welche er dicht vor der Stadt in dem Hauſe eines Bleichers ſchon ſeit Jahren inne habe. „Ei was!“ ſagte er, „es iſt ſchon recht für einen alten Junggeſellen; man ſoll ſich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn ſie nicht mit Wäſche zugedeckt iſt, ſehe ich aus meinen Fenſtern auf die ſchöne grüne Bleichwieſe; ich hab' als Knabe ſchon darauf geſpielt, wenn ich unſeren Mägden die ſchweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals ſo oft für mich geſchüttelt wurde, ſteht noch ganz auf ſeiner alten Stelle.“

Und in der That, ich fand das Stübchen ſo übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinſamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wieſe war auch eben wäſchefrei und ſandte ihren grünen Schein ins Fenſter. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Leſſing'ſchen Waldlandſchaften, aus dem Nachlaſſe ſeines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen ſtehenden, wohl erhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immor-

tellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor ſtehen blieb, trat er zu mir und begann faſt ſchüchtern: „Ich muß es Ihnen wohl ſagen; denn Sie würden es ſonſt kaum glauben, daß dieſes edle Antlitz meiner lieben Mutter einſt gehörte; aber es iſt wirklich ſo.“

„Ich glaube es gern!“ erwiederte ich; denn ſein Antlitz ſtand vor mir, wie es mir nun ſchon oft von Freundlichkeit verklärt erſchienen war.

Und als habe er meine Gedanken errathen, ſetzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie ſie ſehen ſollen; das Bild iſt doch nur todt.“

Als wir ſpäter auf ſeine Lieblingscomponiſten zu ſprechen kamen, griff er gleichſam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus dieſem oder jenem Satz auf den Taſten; da ich ihn dann aber erſuchte, nun doch weiter zu ſpielen, wurde er faſt verlegen und ſuchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, ſagte er ängſtlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich ſpiele ſeit vielen Jahren ſchon nicht mehr.“

„Aber hier!“ erwiederte ich und wies auf eine

Partitur der Jahreszeiten, die aufgeschlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht spielen.“

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das lese ich nur; man muß so etwas haben bei dem steten Elementarunterricht; — es ist riesig, wie ein Mensch das Alles so hat schreiben können!“ Und er schlug begeistert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, sah ich draußen an seiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten angeklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozart'schen Ave verum in etwas staksigen Noten hingeschrieben waren; bei späterer Wiederholung meines Besuches bemerkte ich, daß dieser Zettel von Zeit zu Zeit erneuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftstellers oder, was meistens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beschrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieser Seltsamkeit befragte, sah ich wieder jenes Kinderlächeln in seinem Antlitz aufleuchten. „Ist das nicht ein guter Gruß,“ sagte er herzlich, „wenn man müde in sein kleines Heim zurückkehrt!“

* * *

Wir hatten solcherweise schon längere Zeit in einem gewissen Verkehr gestanden, ohne daß ich Näheres von ihm erfahren hätte; da war es eines Herbstabends, als ich ihn beim Schein einer Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines grossen Hauses kommen sah. Da ich nichts vorhatte, als nach angestrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß' Auf- und Abgehen zu erfrischen, so rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund," fragte ich, „geben Sie denn bei Präsidentens Stunde?"

Er lachte. „Ich? Sie scherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch! Ein excellenter Musiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgespielt; ich versichere Sie, ein herrlicher junger Mann!"

„Kennen Sie ihn schon so genau?" fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein solcher Musiker muß auch ein guter Mensch sein!"

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir schlendern?" fragte ich.

Er nickte und ging schon die Straße mit mir hinab. „Ich gab soeben meine letzte Stunde," sagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das ist auch so ein goldenes Herz und ein Musikgenie dazu."

„Aber lassen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es ist ja nicht so weit dahin."

Er schüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber sie freilich, sie kommt auch zu mir hinaus; nur ist sie eben jetzt aus einer schweren Krankheit aufgestanden. Sie fängt schon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat sie! — Aber das ist fürs Erste noch früh, denn sie zählt erst dreizehn Jahre."

„Sie geben also auch Gesangunterricht?" fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier sein, der das versteht!"

„Ei, Gott bewahre!" erwiederte er; „aber bei ihr, da der Schulmeisterstochter die großen Meister unerschwinglich sind, möchte ich es gleichwohl doch versuchen, wenn Gott uns Leben schenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sänge-

rin unter einem Dache gewohnt, die einst zu Mozart's Zeiten eine Rolle gespielt und auch ihm selber wohl zu Dank gesungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel besser als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes," setzte er leise hinzu — „meinte sogar, sie gleiche der unseres gesangliebenden Hausthieres und nannte die gute Alte stets ‚Signora Katerina'; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Gesang war, und wir Beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Gesangsmethode kennen. ‚Merken Sie wohl auf, Monsieur Valentin!' pflegte sie zu sagen, hob sich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerspitzen der einen Hand in ihre stets nicht eben saubere Tüllhaube: ‚So wollte es der große Maëstro!' Und dann schoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraschenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozart'schen Arie aus dem alten dürren Halse. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog sie wohl ihr stets ge-

füllte kryſtallenes Naſchdöschen aus der Taſche und ſteckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpaſtille in den Mund. — Gott hab' ſie ſelig, meine alte Freundin!" ſagte er mit plötzlich weicher Stimme. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von dieſen letzten Anſtrengungen einer Greiſin profitiren; denn — und er klopfte mit dem Finger gegen ſeine Stirn — hier hab' ich Alles wohl verwahrt, wie es einſt der unſterbliche Meiſter von der jungen Primadonna geſungen haben wollte."

— — „Sie haben mir," begann ich, da mein Freund jetzt ſchwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit geſprochen. Wurde in Ihrem Elternhauſe auch Muſik getrieben?"

„Freilich," erwiederte er; „weshalb wäre ich denn ſonſt ein Muſiker geworden!"

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht."

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf geweſen ſein; aber eine Kopfſchwäche hat mich immer ſehr behindert; o, Sie denken nicht, wie ſehr! — Als ich in einer Dorfkirche zum erſten Male die

Orgel hörte, brach ich in Schluchzen aus, daß man es gar nicht ſtillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Muſik; denn eine Thürſchelle, die unverſehens über mir läutete, hatte ganz dieſelbe Wirkung; — es war mein armer ſchwacher Kopf, den ich ſchon als Knabe zwiſchen meinen Schultern trug.“ — Er blieb einen Augenblick ſtehen, und ich hörte ihn ſeufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von ſolchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angeſehener, vielbeſchäftigter Advocat in dieſer Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich ſchon in meinem zwölften Jahre; ſeitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geſchwiſter waren älter als ich und alle ſchon von Hauſe fort. Außer ſeinen Acten und einer ausgewählten geſchichtlichen Bücherſammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verſtand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Muſik; ja, ich kann wohl ſagen, daß ich meinen hauptſächlichſten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht beſſer von einem Anderen geſchehen. — — Sie werden mich nicht mißverſtehen!

Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für seine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage — ich stand schon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verständniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergessen!' Er streckte die Arme aus und ließ sie wieder sinken; dann fuhr er fort: „Wir saßen im Wohnzimmer am Clavier und spielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch spät an einem schwierigen Capitel der Harmonielehre gesessen und hatte davon, wie meine selige Mutter zu sagen pflegte, einen ‚dünnen' Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten sich meine Gedanken, ich griff wiederholt falsch, und mein Vater rief heftig: Wie ist das möglich! Du hast das ja schon zwanzig-

Mal gespielt!' — Er schlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da sprang er auf und warf seinen Stuhl zurück. — — Ich weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all seiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl sonst noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich schon fast kein Knabe mehr war, wurde er so von seinem Zorne hingerissen.

„Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob sie schweigend auf; meine Wange brannte, und in der Brust quoll es mir auf, als solle das Blut über meine Lippen stürzen; aber ich setzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Tasten. Auch mein Vater saß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwischen uns gewechselt wäre, spielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch sehr wohl — und ich habe mich später oft selbst gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft so wunderbar belebt habe — aber es wurde

mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von ſelbſt zu Tönen, als wären gar keine weißen und ſchwarzen Taſten mehr dazwiſchen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„‚Siehſt du,‘ ſagte mein Vater; ‚wenn du nur willſt!‘

„Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt ſo ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Muſikſtück aufs Pulpet, das ich allein zu ſpielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht ſelbſt mitſpielte, ſondern, mich ſcharf beobachtend, neben mir ſtand, ſo wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich ſo plötzlich überkommene Sicherheit feſtzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es ſchwamm ſchon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angſt befiel mich, und — da gingen die Gedanken hin; wie fliegende Vögel, die ſchon weit von mir in der grauen Luft verſchwanden.

„Ich ſpielte nicht mehr. ‚Schlage mich nicht, Vater,‘ rief ich und ſtieß mit beiden Händen gegen ſeine Bruſt; ‚es fehlt mir etwas; es iſt in meinem Kopf; ich kann ja nicht dafür!‘

„Mein Vater, da ich so zu ihm aufblickte, sah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß gewesen sein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„‚Spiele es noch einmal für dich!‘ sagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach seinem Zimmer ging.

„Aber ich konnte nicht spielen. Eine Trostlosigkeit überfiel mich, wie ich sie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir selber, als müsse es mir die Seele fortschwemmen. Ueber dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir gesehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausstreckte und in kindischem Unverstand ein Mal über das andere wiederholte: ‚Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!‘ Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

„Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf dem Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorne Niemand außer mir im Hause war; endlich, da von draußen an die Thür gepocht wurde, stand ich auf und öffnete. Es war ein

mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geſchäftsſache zu ſprechen wünſchte. — ‚Sind Sie krank, junger Herr?‘ fragte der Mann. Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte: ‚Ich werde fragen, ob es paßt.‘

„Als ich in meines Vaters Zimmer trat, ſtand er an einem ſeiner großen Bücherregale; ich hatte ihn oft ſo geſehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an ſeinen Platz ſtellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte geſtützt und ſeine Augen mit der Hand bedeckt.

„‚Vater!‘ ſagte ich leiſe.

— „‚Was willſt du, Kind?‘

„‚Es iſt Jemand da, der dich zu ſprechen wünſcht.‘

„Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leiſe meinen Namen.

„Dann lag ich an meines Vaters Bruſt; zum erſten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir ſprechen wollte; aber er ſtreichelte nur mein Haar und ſah mich bittend an. ‚Mein armer, lieber Junge!‘ war Alles, was er über ſeine Lippen brachte. Ich ſchloß die Augen; mir war, als ſei ich nun vor aller

Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles ſtirbt und wechſelt.

„Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hauſe verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich deſſen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwiſchen Hecken und Wällen war ein wüſter Platz, wo einſt ein Gartenhaus geſtanden hatte, um den ſich aber Niemand mehr zu kümmern ſchien. Von den Blumen, die dort einſt gepflegt ſein mochten, ſah man nur noch die Veilchen, die hier ſchon in den erſten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch ſpäter, wenn in der Hecke ſich der Hagedorn mit ſeinem Blumenſchnee bedeckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte, und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büſche ſchlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Graſe gelegen; es war ſo ſtill und feierlich; nur die Blätter und die Vögel ſprachen. — Aber niemals ſah ich dieſen Ort in ſolcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir

waren auch die Bienen ſchon ins Feld hinausgezogen; wie Muſik wob und ſummte es über tauſend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in dieſem Duft und Sonnenſchein. Dann ſetzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden; über mir im Blauen ſang ſo herzkräftig eine Lerche. ‚Du liebe, ſchöne Gotteswelt!‘ dachte ich; und dann gerieth ich ſogar ins Verſemachen. Freilich, es waren nur kindiſche Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war ſehr froh dabei zu Sinne.

— — „Als ich nach Hauſe kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt ſolche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— „Noch Eines muß ich ſagen! Später in ſeinem Nachlaß fand ich ein Sparcaſſenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erſte Poſt derſelben war, wie das Datum auswies, an jenem

unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich sehr erschüttert, als ich das Buch bei seinem Testamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterstützung nicht."

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gassen, die wir bei unserem Gespräche unwillkürlich aufgesucht hatten, wieder in eine der Hauptstraßen eingebogen. Während ich fast verstohlen den schon alternden Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm. „Wollen Sie es einmal ansehen!" sagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unser eigenes Haus; aber nach unseres Vaters Tode mußte es verkauft werden."

Als ich aufblickte, sah ich, daß die stattliche Fensterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar schöne Unterrichtsstunden dort bekommen können," begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blassen Jungen begegnen, einem Menschen, aus dem nicht viel geworden ist." — —

Er schwieg.

„Sprechen Sie nicht so!“ sagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie seien nicht weniger glücklich als wir anderen Menschen.“

„Nun ja!“ versetzte er fast verlegen und lüftete ein paar Mal seinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur so ein Einfall; ich weiß sonst wohl, daß man sich keine dummen Gedanken machen soll!“

Schon längst hatte ich bemerkt, daß diese letzte Phrase ihm gleichsam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünsche von sich abzusperren.

— — Eine Viertelstunde später befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrod zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaschine ein Kännchen nordischen Punsches zu brauen, stand er an meinem Bücherbrett und besichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübsche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ sagte er. „Die Bürger'schen Gedichte mit dem langen Subscribentenverzeichniß! Es ist schon ein Spaß, unter all den alten Herrschaften

die eigenen Urgroßväter aufzusuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden." Er sah mich mit seinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zufällig doppelt; wollen Sie sich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?"

Ich nahm das dankend an. Und bald saßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläser vor uns, er aus meiner längsten Pfeife rauchend, die er statt der vor ihm liegenden Cigarren sich erbeten hatte. — Als er den Probeschluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und sagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hause immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir sogar einen argen Rausch darin, so daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen dieses edle Kunstgebräu geblieben ist. Aber jetzt — jetzt schmeckt es wieder!" Er that einen behaglichen Zug und setzte sein Glas dann auf den Tisch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Gespräch ging hin und her. — „Nein," sagte er, „die Dinger, die man Conservatorien nennt, gab es derzeit wohl noch nicht in unserem Deutschland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeister in die Lehre gethan und habe

mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der ſchon nach kurzer Zeit den Hofpianiſtentitel in der Taſche hatte; und doch, wenn ich bisweilen ſo ſaß und ſeinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Chriſtian Valentin, das Alles noch viel beſſer machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir ſo fix zuſammen gegangen wären. Sie ſehen," ſetzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tiſchdecke machte; „daran liegt es nicht; das ſind die ſchulgerechten Clavicymbelſchläger."

„Vielleicht," warf ich ein, „ſind Sie gegen ſich ſelber zu gewiſſenhaft geweſen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwiſchen Finger und Gedanken."

Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Muſiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir ver-

langte, ſo habe ich dort vielleicht das Meinige geleiſtet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars ſchon in den erſten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einſames Junggeſellenalter, oder ob — —“

Er nahm ſein Glas und leerte es auf einen Zug. „So,“ ſagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl' ich's gern; ja, mir iſt, als könnt' ich Ihnen noch einmal meinen Mozart ſpielen!“

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; ſeine blaſſen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte damals bei einem Buchbindermeiſter,“ begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein iſt damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit ſolch' einem Scharteklein wie mit einem koſtbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufſtolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; ſie trug den ſchönen Namen ‚Anna‘; aber ſie hielt nicht viel von Büchern. Deſto lieber ſang ſie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen

hatten! Und eine Stimme war das! Signora ‚Katerina', die im selben Hause ein Mansardenstübchen inne hatte, war in stetiger Entrüstung, daß dieser ‚Kindskopf' sich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen lassen. ‚Monsieur Valentin!' rief sie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr stand; ‚sehen Sie dieses Mädchen! Sie hat das Glück im Hause, aber sie stößt es mit ihren kleinen Füßen von sich, und dann — ja, ja, Kindchen; unversehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen stehe, ich hätte Fürsten und Excellenzen heirathen können!"

„‚Und ich,' sagte der Kindskopf, ‚kann noch einen Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erst in seiner goldenen Kutsche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?' — Und nun sang sie mit der unglaublichsten Zungenfertigkeit eines jener aus sinnlosen Silben zusammengefügten Reimgesätze; vor- und rückwärts, hinauf und hinunter. ‚Sehen Sie, Signora, das sind Naturgaben!'

„Die alte Kunstsängerin würdigte sie auf solchen Uebermuth meist keiner Antwort; auch jetzt wickelte

ſie ſich ſchweigend in ihren rothen Shawl, den ſie ſelbſt im Hauſe nie von ihren Schultern ließ, und ſtieg mit würdevoll erhobener Naſe nach ihrem Manſardenſtübchen hinauf.

„Als ſie fort war, legte Aennchen die Hände auf den Rücken und, ſo vor mir ſtehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub ſie aufs Neue an zu ſingen. ‚Schwäbiſche, bairiſche Dirndel, juchhe!‘ Gleich einer Leuchtkugel ſtieg das Juchhe in die Luft! — Dann ſah ſie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig: ‚Das iſt aber doch ſchön? Nicht wahr, Herr Valentin?‘

„Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin Aennchen mir immer mein Abendbrod heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier geſetzt. ‚Singen Sie weiter, Aennchen!‘ ſagte ich; und ſo, während ich eine einfache Begleitung ſpielte, ſang ſie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübſchen und thörichten Lieder noch. Ich weiß nur, mir war unſäglich wohl dabei. — ‚Nein, wie iſt's nur menſchenmöglich,‘ rief das liebe Kind; ‚kennen Sie denn alle meine Lieder?

Aber, wiſſen Sie was, Herr Valentin? Das hat durch's ganze Haus geſchallt! Die Signora Katerina ſitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!'

— — „Seit jenem Tage gab es in Aennchens Kopfe keine muſikaliſche Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmälig beſtrickte auch mich ſelbſt dieſe einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuverſichtlich; einmal, da ſie eben von mir gegangen war, ſetzte ich mich ſogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumſtände. Was ſoll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, ſpukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber — da kamen die Liedertafeln in die Mode!"

„Die Liedertafeln?" fragte ich verwundert; benutzte aber zugleich die Pauſe, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!" wiederholte er, indem er heftig an ſeiner Pfeife ſog und große Dampfringe vor ſich hinſtieß. „Sie ſind mir niemals recht ge-

weſen; der ewige Männergeſang! Es iſt, als ob ich Jahr aus, Jahr ein nur immer in den unteren Octaven ſpielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Geſellſchaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; ſogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Baſſiſt war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunſt ſcheint mir ſo heilig, daß die Erdenunterſchiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— „Ich muß ſagen, daß die Uebungen derzeit mit Ernſt und Eifer vor ſich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, ſtanden die anderen nicht zu ſchwatzen, ſondern hatten hübſch das Buch vor der Naſe und buchſtabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweiſe hatten wir denn auch ſchon zwei unſerer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorſänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühſam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

„Ich ging umher und ſann, wie die Lücken auszufüllen ſeien; aber Nennchen hatte längſt für mich beſchloſſen: ‚Laſſen Sie Ihr Clavier in den Saal tragen und ſpielen Sie ſelber etwas! Was wollen Sie Ihre ſchöne Muſik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unſere alte Kunſtfigur verſchwenden!‘

„Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch ſo, wie ſie es wollte.

„Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozart'ſche Phantaſie-Sonate gewählt, die damals noch nicht ſo von allen Muſikſchülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsſtunden ſaß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich ſo allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als nicke mir der große Meiſter zu, und ich hörte ordentlich ſeine Stimme: ‚Schon recht, ſchon recht, lieber Valentin! So hab' ich mir's gedacht, ganz gerade ſo!‘ — Einmal, da ich eben das Adagio geſchloſſen hatte, ſtand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte gläſern mit ihrer zerbrochenen Sopranſtimme, was mir damals höchſt abſcheulich klang;

aber ſie behauptete, noch immer lachend, ich habe ſelber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte ſie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. Nun, nun, caro amico,' ſagte ſie, ‚der große Meiſter ſelbſt iſt nicht mehr da; aber ſeine Schülerin iſt zugegen geweſen, und die ruft: bravo, bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!'

„Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, ſtand ſie, leiſe Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Muſik in dieſer alten Seele ſteckte! — — Und dennoch hatten faſt Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Geſanges ſie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an; mich erfüllte dieſe Wirkung, die ſie mit all ihrer Kunſt nur noch allein hervorzubringen vermochte — ich kann nicht ſagen, mit Erbarmen — denn deſſen bedurfte ſie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; faſt als ſei ich es ſelber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts

von alle dem; ſtolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaſchmirſhawle ſich drapirend, ſtellte ſie ſich in die Mitte des Zimmers und ſchmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß es geſtehen, wenn wir Beide allein waren, ſo hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle ſingen; denn was ſie ausdrücken wollte, und was ich bald genug herauszuhören verſtand, ſchien mir faſt immer das Rechte.

„Und ſo ſaß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorſamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es ſtörte mich ſelbſt nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich ſah nur kaum die ſtrenge Handbewegung der Signora, mit der das leiſe eintretende Aennchen an die Thür verwieſen wurde. — Aber, wie hergezogen, war ſie allmälig näher gekommen, und bald, beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte ſie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie ſie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich ſpielte voll Begeiſterung weiter. Als ich zu Ende war, ſtieß Aennchen einen tiefen Seufzer

aus. ‚Das war ſchön!‘ ſagte ſie. ‚Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch ſpielen!‘ — Die Signora legte wie ſegnend die beringte Hand auf meinen Kopf. ‚Mein Lieber, Sie werden einen ſchönen Succeß erringen!‘ Und im ſelben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünz-Paſtille zwiſchen meinen Zähnen.

„Sie hatten gut reden: ein harmloſes Kind, das im Bewundern ſeine Freude fand, die alte muſikaliſche Seele, die mir ſtudiren half, dann noch Aennchens Wachtelhund, der kleine ſchwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenſtill auf der Thürſchwelle geſeſſen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber ſpäter, vor all den fremden Menſchen!

„Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelſpieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, ſollte erſt am Tage nach dem Concert eintreffen; ja, ich will es nur geſtehen, ich ſelber hatte eine kleine Liſt gebraucht. um die Dinge ſo zu ſchieben.

— — „Etwas beklommener als ſonſt betrat ich

am anderen Abend unſeren Concertſaal; er war ſo gedrängt voll, daß ſelbſt einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Geſänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen beſcheidenen Anſprüchen nach vortrefflich; denn war auch unſer Tenor geſchwächt, ſo beſaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; ſchon der Nachtwächter und unſer dicker Schulrector waren ein paar Fülle-Bäſſe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelaſſen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das ſingende und das hörende Städtchen war im beſten Einverſtändniß.

„So war denn das Programm bis zur Phantaſie-Sonate vorgerückt. Der Beifall nach Ludwig Berger's ſchönem Liede ‚Als der Sandwirth von Paſſeyer' verhallte eben, als ich mich ans Clavier ſetzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen ſchlug ich die Noten auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Geſichter, die mich alle anſtarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da

zum Glück entdeckte ich auch Nennchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im selben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer sich in ein mir hold geneigtes Wesen umgewandelt. Muthig schlug ich ein paar Accordfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: ‚O heiliger Meister, ich will sie ihnen schon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle sollen durch dich selig werden!‘ So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Adagio zuerst. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut gespielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeisterte Drang, die Freude des Verständnisses auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meisterin hätte mich gelobt, so denke ich noch jetzt; aber sie besuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

„Schon war ich auf der letzten Seite des Andantino, als hier und da ein Flüstern aus dem Saale mir zwischen meine Töne drang. Ich erschrak: sie hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate; um so mehr, da

ich eine Stelle im zweiten Theile besonders hatte üben müssen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menschen, denen nur Trompetenmusik verständlich war; was gingen sie mich an! Nur Eines störte mich; der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böse Absichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große messingene Lichtscheere auf die Tasten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattseite herunterzuspielen, damit nur seine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen; schon hatte ich umgeschlagen und spielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu sehen, wie überall die Köpfe sich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüstert und mehr noch als zuvor: — ich wußte nicht weshalb, aber der Athem stand mir still. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme sagen: ‚Aber ich dachte, er käme

erſt morgen; wie hübſch, daß er heut' ſchon da iſt!' — Er war alſo dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem Manne, dem großen Künſtler mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte jetzt er ſtehen oder ſitzen? — Aus all den Hunderten von Geſichtern ſtarrten mich ſeine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angſtgedanken raſ'te durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte verſuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathloſe Gleichgültigkeit; zugleich eine ſeltſame Entrückung in längſt vergangene Zuſtände. Mir war auf einmal, als ſtehe das Clavier auf ſeinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater ſtand plötzlich neben mir; und ſtatt in die Taſten griff ich nach ſeiner Schattenhand.

„Was weiter geſchah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich ſelbſt beſann, ſaß ich auf einem Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unſere Ueberkleider abzulegen

pflegten. Ich sei krank geworden — so war mir, als hätte ich drinnen noch gesagt.

„Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tische; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunklen Kleider, die überall umherlagen: es sah recht öde aus. — So hatte ich einst als Knabe auch gesessen, nur nicht so ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater schicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — ‚Mein armer, lieber Junge!' — — wie lange war er todt, der diese Worte einst gesprochen hatte!

„Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöse zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erst hervorgebrochen; aber wie jähes Entsetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hause. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzusehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächst standen alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüste Landstraße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken;

nur die Angſt vor der Welt, vor den Menſchen fieberte mir im Gehirn.

„Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe ſchoß. Unten ging ein reißendes Waſſer; es rauſchte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Oſten ſtand die ſchmale Mondſichel; ſie leuchtete nicht, aber ſie zeichnete ſich ſcharf auf dem dunklen Nachthimmel ab; es war faſt finſter auf der Erde. — Als ich den höchſten Punkt erreicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldſtein, der dort oberhalb des Waſſers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich ſetzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir waren noch nackt und ſchlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieſelten kühl über mein Geſicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauſchte das Waſſer, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

„Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauſchte der verführeriſchen Melodie der Wellen. ‚Ja,‘ dachte ich, ‚ſchlafen! Wer nur ſchlafen

dürfte!' — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: ‚Ach, unten, da unten die kühle Ruh!' Immer beſtrickender in Schubert's ſüßen, ſchwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, ſprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyriſche Müllergeſell des Schubert'ſchen Geſanges, ich war eines tüchtigen, praktiſchen Mannes Sohn; an ſo etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

„Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zweifelte nicht mehr, ſie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete ſie; es gab noch eine Menſchenſeele, die mich nicht vergeſſen hatte! Das Herz ſchlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude, oder war's die Angſt, daß ich mich dennoch täuſchen könne. Aber da kam ſchon aus dem Dunkel wie ein Lichtſtrahl ihre liebe Stimme: ‚Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?'

„Und beſchämt erwiederte ich: ‚Ja, Aennchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?'

„Sie ſtand ſchon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. ‚Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen ſehen.‘

„‚Aber das iſt kein Weg für Sie; ſo allein auf der wüſten Straße!‘

„‚Ich hatte ſolche Angſt; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum ſind Sie nicht nach Hauſ' gegangen?‘

„‚Nein, Aennchen,‘ ſagte ich, ‚ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Scham uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit verſagt hat.‘

„Da ſchlangen ſich zwei junge Arme um meinen Hals, und Aennchens übermüthiges Köpfchen lag ſchluchzend an meiner Bruſt. — ‚Und wie Sie ausſehen!‘ flüſterte ſie, ‚Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!‘

— „‚Ja, Aennchen — ich habe das wohl vergeſſen, da ich fortging.‘

„Und die kleinen Hände umſchloſſen mich noch feſter. — Es war ſo ſtill im weiten dunklen Felde; der kleine

Hund hatte ſich zu unſeren Füßen gelagert. Wenn eines Menſchen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es ſei ein Bund fürs Leben hier geſchloſſen worden. Und es war doch nur ein Abſchied.“ —

Der ſtille Mann blickte bei dieſen Worten in ſein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus deſſen Grunde die Träume ſeiner Jugend auferſtehen. — Durch das Fenſter, deſſen einer Flügel offen ſtand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?“ ſagte er. „Ein ſolcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hauſe. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand.

— — „Am anderen Morgen ſtieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Manſardenkäſicht zu mir herab. Sie war völlig außer ſich. ‚Und vor dieſen Kleinſtädtern!‘ rief ſie. ‚Sie wiſſen nur nicht aufzutreten, Monſieur Valentin! Sehen Sie, ſo — ſo trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!‘ Und ſofort ſtand ſie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroiſchen Attitude vor mir da. ‚Ich möchte den ſehen, der mir

die Kehle hätte zuſchnüren wollen! Selbſt vor dem großen Meiſter hab' ich nur ein Weniges gezittert.'

„Allein, was half das mir! — Noch am ſelben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenoſſe ſich ebenfalls als Muſiklehrer dort niederzulaſſen gedachte. Es mochte ihm mit ſeinem Virtuoſenthum auf die Dauer nicht geglückt ſein; aber er beſaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

„Schon nach wenigen Tagen half Aennchen mir meine kleinen Kiſten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt ſie gar noch ſelber tröſten.

— „Wohin ich meine Schritte richten ſollte; darüber war ich nicht in Bedenken; ich beſaß hier in meiner Vaterſtadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habſeligkeiten wieder aus den Kiſten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Kryſtalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpaſtillen. — Die gute Signora Katerina — ſie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

„Aber es iſt ſpät," ſagte er, jetzt plötzlich auf-

ſtehend, indem er eine große goldene Uhr aus ſeiner Taſche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!“

„Und Aennchen?“ fragte ich. „Was iſt aus der geworden?“

Er war eben beſchäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich ſie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er ſich zu mir, und in ſeinem Antlitz ſtand wieder das ſtille kindliche Lächeln, das ihn ſo ſehr verſchönte.

„Aus Aennchen?“ wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden ſollte, eine ernſte Frau und Mutter. Nachdem ſie unſerer Signora ihren ſchweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröſtlicher gemacht hatte, hat ſie zwar keinen Prinzen, aber doch, was ſie auch noch der alten Freundin demüthig eingeſtanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen ſeit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich juſt aus ihrer Wohnung.“

„So iſt alſo Aennchen die Mutter Ihrer Lieblingsſchülerin?“

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben iſt ganz leidlich mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergeſſen Sie den Bürger nicht!“ Er nahm ſeinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenſter gelegt, und rief ihm noch eine „gute Nacht“ zu, als er unten aus der Hausthür trat, und ſah ihm nach, wie er zwiſchen den ſchwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finſterniß verſchwand.

Die nächtliche Stille war ſchon völlig eingetreten. Zwiſchen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das ſchlummernde Menſchenleben mit ſeinem ungelöſten Räthſel.

* * *

Etwa acht Tage ſpäter befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermuſik. „Ei,“ dachte ich, „jetzt fängſt du ihn in voller Begeiſterung über ſeinem Mozart!“ Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes ſtehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen

Schubert's momens musicals gespielt wurden; auch war es keine Männerhand, welche diese Töne hervorrief.

„Portamento, nicht staccato!“ sagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von besonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel; aber klingt das staccato hier nicht viel, viel schöner!“

„Ei, du Guck in die Welt!“ hieß es wieder, „schreib erst selber so etwas, dann kannst du's halten wie du willst.“

Noch eine kleine Stille; dann folgte ein portamento, ich sah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taste zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's sicher hast!“

Und dann kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenscheinlich neuer Zettel:

„Und sie genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben;
Die Erde ist so schön,
Ist herrlich doch, wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!“

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte sich dies Mal eine kleine Aenderung gestattet; denn der alte Asmus sprach in jenem Gedichte doch nur von seiner eigenen Genesung.

Als ich, solches erwägend, die Thür öffnete, sah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier sitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit seinem lieben, jetzt etwas verlegenen Lächeln war er aufgestanden.

„Unsere kleine Sitzung neulich ist Ihnen doch wohl bekommen?“ fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?“ erwiederte er. „O vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wissen, so zu Zweien und beim guten Glase!“ Er sagte das fast flüsternd und als müsse er Entschuldigung für sich erbitten, während seine blaßblauen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil,“ sagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müssen!

Aber," fügte ich leiſer hinzu, „erſt beenden Sie Ihre Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn ſie iſt es ja doch wohl! — Ich ſuche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett."

Er nickte eifrig. „Wir ſind gleich zu Ende!„ und ging wieder zu ſeiner Schülerin.

Ich ſuchte unter ſeinen kleinen Bücherſchätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe ſchlägt, und dabei die momens musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeſchirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie ſpreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatiſch und ſetzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße Taſſen ſtanden bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen ſehr geſchickt von Valentin gegebenen Wink erſchien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geſchriebenes Ge-

dicht entdeckte, das meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm; es waren nur kindliche, einfältige Verſe, und dennoch, wie Frühlingsathem wehte es mich daraus an.

„Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!
So ſchaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Raſen hauchet ſüßen Duft,
Ein Vogel ſingt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der ſtimm' in meine Lieder ein!"
Da ſang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!"

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verſe von dem Veilchenplatze! Der ganze Valentin war darin; ſo kannte ich ihn, ſo mußte auch der junge einſt geweſen ſein.

Und da ſtand er ſelber vor mir, das ſchlanke, etwas blaſſe Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an ſeiner Hand. „Ja," ſagte er, „das iſt meine liebe

Marie; wir feiern heut zum erſten Male wieder unſeren Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir rieſig Freude, daß auch Sie dazu gekommen ſind!“ Dann aber das Buch mit dem beſchriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für ſich,“ ſagte er, „ich bitte darum, die Stiche ſind ungleich kräftiger.“

Aber ich ſuchte meinen Beſitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie ſich nicht davon? Ich ſeh', es iſt aus Ihrer Knabenzeit.“

Er blickte mich faſt dankbar an. „Iſt das Ihr Ernſt?“ ſagte er. „So iſt es in guten, — in den allerbeſten Händen.“

Dann ſaßen wir zu Dreien um den ſonntäglichen Kaffeetiſch; die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Uebrigen ſchweigend unſeren Geſprächen zu.

„Alſo, Freund Valentin,“ ſagte ich, „noch Eines müſſen Sie erzählen; auch dieſer braune Trank öffnet ja die Lippen der Menſchen. Was iſt aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlings-

ſonne noch, oder iſt er, wie ſo manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?“

Ueber Valentin's Geſicht glitt ein frohes, faſt ein wenig ſchlaues Lächeln. „Sie wiſſen wohl noch nicht,“ ſagte er, „daß ich ein heimlicher Verſchwender bin!“

„Oho, Freund Valentin!“

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin ſein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus ſeinem Nachlaß dieſes unnütze Grundſtück um blankes Silbergeld erſtanden. — Aber nicht wahr, Marie,“ und er nickte ſeinem Liebling zu, „wir Beide kennen ſeinen Werth, wir wiſſen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müſſen!“

Da legte das ſchlanke Mädchen den Kopf auf ſeine Schulter und ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Zu Mutters Geburtstage,“ ſagte ſie leiſe, „aber Onkel, das iſt jetzt noch lange hin.“

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!“

„Das wolle Gott, Freund Valentin!“ ſagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?“

Zwei Hände ſtreckten ſich mir entgegen: die eine war ſchlank und ſchön und jung, die andere, ich wußte es, das war eine treue Hand.

* * *

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieſer Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinſamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin, noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an ſeinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Geſtalten drängten ſich herbei, hinter denen allmälig die des ſtillen Muſikanten ganz verſchwunden war.

Etwa zehn Jahre ſpäter kam ich auf einer längeren Reiſe durch eine der größeren mitteldeutſchen Städte, deren Orcheſterverein damals auch in weiteren Kreiſen eines wohlverdienten Rufes genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leiſtungen, ſondern eben ſo ſehr, weil die Direction es verſtand, mit ihren verhältnißmäßig beſcheidenen Mitteln faſt für jedes Concert

auch von außen her irgend einen bedeutenden Künſtler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbſt und ſchon Abend, als ich dort ankam. Ein dort wohnender muſikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es ſei Orcheſtervereinsconcert heute Abend; ich müſſe ſogleich mit ihm kommen, es ſei die höchſte Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen dieſen Enthuſiaſten war nicht aufzukommen, und ſo übergab ich denn meinen Gepäckſchein nebſt überſchüſſigem Reiſegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf ſaßen wir in einer Droſchke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raſchem Trabe nach dem mir ſchon früher bekannten „Muſeum" brachte. Unterwegs hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen ſei, eine Art von unicum für claſſiſche Muſik, die außerdem die Schrulle habe, ſich ſtets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menſchen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unſerer Ankunft ſchon begonnen, und wir mußten an der geſchloſſenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-

Ouverture verklungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, ſteckte mein Freund mir ein inzwiſchen von ihm beſorgtes Programm in die Bruſttaſche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht.

Neben mir ſaß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeſchnittenen Geſichte. „Nun alſo Mozart!“ ſagte er vor ſich hin und faltete die Hände auf dem gelbſeidenen Taſchentuche, das er über ſeine Knie gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit beſonderem Farbenſinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blaſſes Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orcheſter intonirte die erſten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob ſie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccesi, o numi!“ Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich ſo anſpruchsloſen und ſo ergreifenden Geſang gehört; der alte Herr an

meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunſt, die alles Erdenleid in Wohllaut löſte! Aber dann — wie alles Schöne — war es ſchon zu Ende, als eben das Ohr am trunkenſten lauſchte.

Ein paar ſcharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatſchen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott friſirte Kopf eines vor uns ſitzenden jungen Mannes bog ſich nach dem alten Herrn zurück: „Was ſagſt du, Onkel? Hübſche Stimme; aber etwas ſeltſam; autodidaktiſch!“

Der Alte blickte ihn mit ſehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe,“ ſagte er, „haſt du das herausgehört!“ Und mit einer höflichen Bewegung ſich zu mir wendend, ſetzte er faſt feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!“

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunſtverſuche des Vereins,“ flüſterte an der anderen Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und ſo war es in der That; ein Geigenquartett von einem lebenden Meiſter kam zur Ausführung;

aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte dieſen Kunſtfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloſes Umherſchauen ging durch die Reihen der Zuhörer; der alte Mozartianer an meiner Seite hatte ſchon ein paar Mal den Anſatz eines Gähnkrampfes in ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche verbiſſen; endlich war denn auch der dritte Satz und zwar im Fünfachteltacte glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab und die Pulte wurden zurückgeſetzt; im Zuhörerraume aber ſaßen die Meiſten mit ſehr dummen Geſichtern; ſie wußten offenbar nicht, was ſie aus der Sache machen ſollten. — Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen ſchalkhaften, faſt ſiegesbewußten Ausdruck, und mir kam ſchon der Verdacht, ſie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entſchiedeneres Bravourſtück der vox humana aus dem Felde ſchlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch noch nicht einmal eine Orcheſter-Begleitung: nur der Capellmeiſter ſaß am Flügel, der inzwiſchen in

den Vordergrund geſchoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeſchlagen, und dann begann ein Vorſpiel von eben ſo großer Einfachheit als ſüßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der ſtillen Gewalt der Menſchenſtimme:

„Du liebe ſchöne Gotteswelt,
Wie haſt du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das ſtand ja vorn auf dem weißen Blat in meinem „Bürger“; das waren ja die Worte meines alten Muſikmeiſters Chriſtian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeſchreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu ſeinen Worten ſelbſt gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, ſtand die Sängerin da; eine Begeiſterung, eine hingebende Liebe ſprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unausſprechlich ſüßen Tönen erſchollen die letzten Worte:

„Da ſang auch ich in frohem Muth!
Ich wußte ja, mein Herz war gut.“

Eine lautloſe Stille herrſchte, als ſie geendet hatte. Dann aber brach ein ſtürmiſcher, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte ſie jetzt aufs Zärtlichſte. „Das iſt Seele, — Seele!“ ſagte er und wiegte ſeinen grauen Kopf. Ich aber riß haſtig das Programm aus meiner Taſche; und richtig, da ſtand der Name meines alten Freundes, zweimal ſtand er da; zuerſt bei dem der jungen Sängerin, die ſich als ſeine Schülerin bezeichnete, dann als Componiſt des Liedes, das ſoeben dieſen Raum belebt hatte.

Ich war aufgeſtanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn ſelbſt entdecken, ſein altes liebes Geſicht, um deſſen Mund noch immer ein Kinderlächeln ſpielte. — Es war eine Täuſchung; mein alter Freund hatte den ſüßen Lerchenton ſeines Jugendliedes nicht gehört; aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine

ſtille Freude; mir ſelber war, als ſei ich eben nun doch noch mit dem ſtillen Meiſter auf ſeinem Veilchenplatz geweſen.

* * *

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, tröſteten mich bis zum endlichen Einſchlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwiſchen dem vor den Fenſtern toſenden Octoberſturm wie mit Kinderſtimmen immer wieder vor meinem inneren Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geſchloſſenen Augen das etwas blaſſe Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es alſo doch erreicht! Die ganze Kunſt der alten Signora Katerina ſang mit Glockenſtimme aus dieſem jungen Menſchenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte ſingen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname deſſelben niemals mir bekannt ge-

worden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte ſie damals von ſich reden, ja ſie ſtellte ſogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Muſikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte ſie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud' in kleinem Kreiſe ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erſter Gedanke am anderen Morgen war ſelbſtverſtändlich, ſie aufzuſuchen und Nachricht von dem faſt vergeſſenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergeſehene Verlängerung einiger Geſchäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich geſtern ſo entſchloſſen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung deſſelben ziemlich treulos von mir verlaſſen war. In ſeinem Hauſe traf ich Abends mit ihr zuſammen.

Es waren viele Gäſte dort verſammelt, wie ich bald bemerkte, lauter Muſikfreunde reinſten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von geſtern vollbrachte ich ein verſtändnißvolles Händeſchütteln.

Aber dort ſtand ſie ſelbſt, freundlich plaudernd mit einem hübſchen Töchterchen des Hauſes, von dem

ſie, wie es ſchien, ſoeben als Gegenſtand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgeſtellt wurde, legte ſie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an ſich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte ſie mir die Hand.

„Nicht wahr," ſagte ich, „Sie ſind es? Wir feierten einſtmals einen Sonntagnachmittag zuſammen?"

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergeſſen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen geſprochen; beſonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach ſeinem Veilchenplatze!"

„Mir iſt," erwiederte ich leiſe, „als ſeien geſtern Abend wenigſtens wir Beide dort geweſen."

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O das freut mich!" Dann ſchwiegen wir eine Weile, während ſie ſich zu dem Kinde hinabbeugte, das ſich noch immer an ſie ſchmiegte.

— „Sie haben ſich," begann ich wieder, „im Programm als ſeine Schülerin bezeichnet; es iſt ſonſt

nicht die Weiſe der Künſtlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!“

Sie erröthete tief. „O,“ rief ſie; „ich habe an ſo etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verſtand ſich ſo von ſelbſt, mir iſt, als werde ich noch immer von ſeiner Hand gehalten; ich danke ihm ſo viel!“

„Aber er ſelbſt,“ erwiederte ich, „unſer Meiſter Valentin, was meinte er dazu?“

Sie ſah mich mit ihren ſtillen Augen an. „Das iſt es eben,“ ſagte ſie, „er iſt ſchon lange nicht mehr auf dieſer Erde.“

* * *

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder geſehen. Hoffentlich iſt ſie ſeit Jahren eine glückliche Mutter; und in der Dämmerſtunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht ſich vorbereitet, dann öffnet ſie wohl auch einmal den Flügel und ſingt ihren Kindern das ſüße Lerchenlied des längſt verſtorbenen Freundes.

Und auch das iſt ein geſegnetes Angedenken.

Psyche.

Es war an einem Vormittage im Auguſt und die Sonne ſchien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordweſt, und Wind und Fluth trieben ungeſtüm die ſchäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwiſchen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badefloſſe, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und ſenkten ſich; im Binnenlande würde man wohl von einem Sturm geſprochen haben, und ſelbſt hier an der Küſte ſchien dieſelbe Anſicht zu herrſchen, denn der ſonſt ſo belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernſten Floſſe lag, ſtand die knochige Geſtalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen, verſchoſſenen Taffethuts flatterten knitternd in

der Luft, den Friesrock hielt ſie ſich mit beiden Händen feſt. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh' nach Haus," ſagte ſie bei ſich ſelber; „'s kommt Niemand in dem Mordwetter."

Sie haſchte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und ſah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten, ſo weit die Stricke reichten, ſich gruppenweiſe mit dem Rücken gegen den Wind geſtellt; ſonſt war nichts zu ſehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und ſtiegen dem nächſten Badeſloſſe gegenüber, das der Uferbeſchaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlaſſen werden müſſen, an der Außenſeite des Deiches herab; ihre Leintücher, die ſie mit ſich führten, ließen ſie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als ſie die Beiden in eine der Thüren des Badeſloſſes hatte verſchwinden ſehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh' nach Haus!" Sie holte eine große, tombackne Taſchenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen auf dem Zifferblatt. „Es könnt' nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit iſt ſchon vorüber; die Fluth muß bald eine halbe Stunde ſtehen, und die, die kann ſchon immer nicht 'nmal das erſte Waſſer abwarten."

Schon hatte ſie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als ſie bei einem Blick, den ſie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief ſie; „man könnte katholiſch werden! da kommt ein Frauenzimmer, da kommt ſie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war ſogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknoſpe; und ſie kam raſch trotz Wind und Wetter

näher. Der flache Strohhut war ihr längſt vom Kopfe geriſſen, und ſie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des ſonnenblonden Haares hatte der Wind gelöſt, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer raſcher ging ſie, und ihre dunklen Augen ſpähten in die Ferne. Als ſie die knochige Geſtalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen ſtand, erkannt hatte, flog ſie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi," rief ſie, „Kathi, ich konnt' nicht eher kommen; ich fürchtete ſchon, du ſei'ſt nach Haus gegangen!"

„Ja, ja," murmelte die Alte; „wär' ich nur ſo klug geweſen!"

„Kathi! Nicht brummen!" Und während ſie drohend den Finger gegen die Alte erhob, ſchaute ſie ihr faſt zärtlich in die Augen.

„Aber, 's geht ja doch nicht, Frölen!" meinte noch einmal die Alte, indem ſie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurück ſtrich.

„Aber es geht erſt recht, Kathi! Heut' giebt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab'

ich heut' das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die ſchöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Luſt!"

„Ja, ja, Frölen, ſelbſt das Vogelzeug fliegt heut' ans Land."

„Oder vielmehr, ſie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; ſo etwas laſſe ich mir nicht gefallen!"

Die Alte ſah ſie voller Staunen an. „Aber, Kind, ſo ſehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin iſt fußtief unter Waſſer!"

Die junge Dame hob ſich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich," ſagte ſie, luſtig nickend, „ich muß mir Schuh' und Strümpfe in deinem Schuppen ausziehen."

In der Abtheilung deſſelben, welche die Beiden jetzt betraten, ſah es in dieſem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber ſtand eine mit bunten Polſtern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand ſich neben den Fächern für die

Bade-Utenſilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Doſen und Taſſen beſetztes Regal, und durch das der Stadt zu gelegene kleine Fenſter ſchien die Mittagsſonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm," ſagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die haben Alle die Schlüſſel zu ihren Kaffee- und Zuckerdoſen in ihren Taſchen; ſchau' nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeſchlöſſer; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber du, wie bekommſt du denn deine Taſſe?"

„Ich, Frölen? Ich hab' zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch ſein Theil."

Die Mädchenknoſpe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Taſſenregal ſtehenden Tiſch. „Mokka," ſagte ſie feierlich, „und — feinſte Raffinade! Mama hat's mir eigens für dich einge-

wickelt; ſie wußte wohl, daß du für mich allein heut' Wache ſtehen müßteſt. Und nun zünd' dir die Spritmaſchine an und koch dir deinen Kaffee, und — deinen Kater laſſ' ich grüßen!"

Sie hatte ſich aufs Sopha geſetzt und begann ſich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau ſtand vor ihr und ſah ſie zärtlich an; aber ſie dankte ihr nicht mit Worten, ſie ſagte nur: „Mama vergißt mich nicht," und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen laſſen?"

„Mich gehen laſſen? — Mama iſt nicht ſo ein Haſenfuß, wie du! Sollt'ſt dich ſchämen, Kathi, ſo ein langer Kerl, wie du biſt!"

„Ja, ja, Frölen, ich ſtreit' auch nicht. — Ich vergeſſ' es nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeiſter war — die Angſt, die ich oftmals ausgeſtanden; die Frau Mama — ſie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad' nicht anders, als wie das junge Frölen heute!"

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu ſich auf die Sophakante gezogen und ließ ſie behaglich

von dem warmen Sonnenſchein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!“ ſagte ſie.

Die Alte hatte ſich neben ſie auf das Sopha geſetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen ſchon oft erzählt. Aber ich ſeh ſie noch immer vor mir, die Frau Mama; will ſagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Eben ſo ſchöne gelbe Haare, wie das Frölen!“

„Gelbe, Kathi? — Dank' dir auch vielmals!“

„Sind ſie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber ſchön ſind ſie doch?“

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre ſind noch heut' viel ſchöner, als meine. Nicht wahr? Sie trug ſie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?“

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn ſie lief und ſprang!“

„Aber, Kathi, ging ſie denn niemals ordentlich, ſo wie ich und andere Menſchen?“

„Das Frölen meint, ſo wie vorhin den Deich herunter?“ Und die Alte ſtreichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des ſchönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nach-

geerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der sieben Fuß hohen Gartenmauer saß das Dingelchen mit ihrem Lehnstühlchen, mit ihrem Kindertischchen und ihrem ganzen Puppentheeservice darauf. An der Mauer stand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte sie das Alles hinaufgearbeitet und sich selber auch; und nun saß sie da, wie in 'ner Laube, mitten zwischen all' den Blüthen, die just damals aufgebrochen waren."

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunklen Augen schienen die Geschichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schwesterchen, für die Frau Tante Elsabe," fuhr die Alte fort; „ich sollt' wohl auch nach der Mama sehen; doch wer konnt' allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, just da das Spiel am schönsten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeister

hatte noch ſeinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutſeliger Herr geweſen. „Komm, Kathi,“ rief er; „nimm die kleine Elſabe auf den Arm; ich will Euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!“ — — Aber, was ſahen wir, Frölen, was ſahen wir!“ — Das Frölen nickte. — „Da ſaß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Prinzeß im Kinderdöndje, und die Blumen hingen um ſie herum; ſie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Taſſe, die ſie in der Hand hielt, und brachte ſie dann an den Mund, als wenn ſie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbſtühlchen, ihr gegenüber an dem Tiſche ſaß. — Es ſchlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elſabe aus meinen Armen fallen laſſen, und dem Herrn Bürgermeiſter ſtiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da ſtand er in ſeinem ſchönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu ſagen. — Doch nun war ſie uns gewahr geworden: „O Papa! — Papa und Kathi!“ ſagte ſie erſtaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa

winkte nur ſtumm mit ſeinen Händen. — „Was ſoll ich, lieber Papa? Soll ich zu dir hinunter kommen? — Gleich, gleich! Aber dann fang', Papa!“ — Und eh' wir's uns verſahen, warf ſie dem Herrn Bürgermeiſter alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er ſagte gar nichts, und ſuchte ſie nur, ſo gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tiſchchen leer war, nahm ſie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jeſus! ich und der Herr Bürgermeiſter und das Tantchen Elſabe ſchrieen Alle mit einander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe ſelbſt herab, und mitten in des Herrn Bürgermeiſters Ranunkelbeet hinein!“

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt du, Kathi,“ ſagte ſie, „Mama muß reizend geweſen ſein! Hätte ich ſie ſo nur einmal ſehen können! — Meine Mama iſt noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub', ſie könnt' noch heute von der Mauer ſpringen.“

Die Alte ſchüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübſchen Kindchen.“

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände über's Knie gefaltet, als die Thür des Schuppens von einem Windstoß aufgerissen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel stieß seinen weithin hallenden Schrei aus, vom Ufer herauf konnte man das Wasser klatschen hören.

Die leichte Gestalt des Mädchens stand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, du betrügerische Kathi!" rief sie und hob drohend ihre kleine Faust; „nun merk' ich's erst, du wolltest mich hier fest erzählen, bis deine große Tombackuhr auf Eins marschirte und ich dann zu Mama nach Hause müßte! Aber dies Mal, Kathi!" — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und schon war sie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber sie sah ihr Spiel verloren. „Nur um's Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut' nicht aus dem Floß hinausschwimmen?"

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich versteh's! Und ich sag dir, es wird 'ne Lust!"

„Der Fisch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgesellen!“

Und singend schritt sie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den schönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseit; dann goß sie aus einem Kruge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Tasse nehmen,“ sagte sie, indem sie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf gesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte sie schon den Kopf zur Thür hinausgesteckt; jetzt lief sie vollends an den Strand

hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überfluthet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Uferſaum erkennen konnten. — „Frölen!“ rief sie; „Frölen!“

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

* * *

Drüben auf dem ersten Floß in dem gemeinsamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erst vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutsche Hauptstadt, seinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in diese Küstenstadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu sehen, mit dem er während Beider Studienzeit

im ſüdlichen Deutſchland im innigſten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beiſammenſeins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebniſſe zu erſchöpfen, die es ſie Beide drängte einander mitzutheilen.

„Und du willſt wirklich ſchon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenſtaub allein laſſen, nachdem du dieſe Fülle der Geſichte vor mir heraufbeſchworen haſt?“

Halb lächelnd, halb ſinnend blickte der junge Künſtler auf den Freund. „Warum greifeſt du nicht ſelbſt zu Meißel oder Pinſel? Jetzt nimm es als dein Schickſal und trag' es, wie dein Stammbaum dich!“

„Aber das iſt kein Grund, mich heut' ſchon zu verlaſſen!“

„Ich muß, Ernſt! Ich habe meiner Mutter verſprochen, ſpäteſtens morgen wieder bei ihr zu ſein; und überdies — du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich.“ Er fuhr mit der Hand durch ſeine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete ſich ſeine Stirn wie in beginnender geiſtiger Arbeit.

„Brunhild!“ wiederholte der Andere, „ich begreife doch noch immer nicht, wie du gerade an die gerathen biſt!“

„Du meinſt: was iſt mir Hekuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte ſie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber — —“

„Aber,“ unterbrach ihn ſein Freund, „du wirſt einen Commentar in den Sockel deiner Statue einmeißeln müſſen! Warum in ſo entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!“

„Warum? — Erneſte! Du ſprichſt ja faſt wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermann's Triſtan und Iſolde. Was geht den Künſtler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden iſt, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der ſehen kann, und läge es verſteinert in dem tiefſten Grabe der Vergangenheit.“

Wie drüben die Augen des ſchönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, ſo glänzten jetzt die Augen des jungen Künſtlers in Begeiſterung.

„Wir wollen heut' nicht ſtreiten," ſagte der Andere und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieſer Blitz?"

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tages hinaufzuſchaffen, und ich dächte, auch du hätteſt mir es zugegeben, daß ein paar Mal ſchon meine Auge ſehend und meine Hände ſtark und keuſch genug geweſen ſind. — Aber das iſt es eben," fuhr er fort, während der Freund ihm ſeinen ſtolzen Glauben durch einen Händedruck beſtätigte, „ich fürchte, ich habe dieſes Mal nicht recht geſehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verſchwindet mir noch immer vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; ſelbſt aus dieſen grünen Wellen der Nordſee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odyſſeus. — Laß mich jetzt — ich tauge dir doch nicht mehr!"

Sie hatten während dieſes Geſpräches ihre Kleider abgeworfen und traten jetzt auf die offene Galerie hinaus, bereit, ſich in das Meer zu ſtürzen.

Man hätte wünschen mögen, daß nicht eben der Künstler der noch Schönere von ihnen gewesen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künstlerauge hätte zugegen sein können, um sich zu künftigen Werken an der Schönheit dieser jugendlichen Gestalten zu ersättigen.

Noch standen sie gefesselt von dem Anblick der bewegten Wasserfläche, die sich weithin vor ihnen ausdehnte. Rastlos und unabläßig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenstrahl durchleuchtet und verschäumten dann, und andere rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauschen; zuweilen schrillte dazwischen noch der Schrei eines vorüberschießenden Wasservogels. Eine starke Woge zerschellte eben an dem Gerüst, worauf die jungen Männer standen, und übersprühte sie mit ihrem Schaum.

„Holla, sie werden ungeduldig!“ rief der junge Actenmann. „Komm jetzt, und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Krystall hindurchschießen!“

Aber sein Freund, der Künstler, blickte in die Ferne und schien ihn nicht zu hören.

„Was haſt du, Franz?“

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!“ Und er wies mit ausgeſtrecktem Arm auf die ſchäumende Waſſerfläche hinaus.

Der Andere ſtieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!“

„So ſcheint es, aber keine Okeanide!“

„Nein, nein; ſie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbeſänftigende Muſchelhorn hat leider ja nur der alte Vater Triton!“

Er machte Miene, ſich hinein zu ſtürzen, aber mit raſcher Hand hielt ihn ſein Freund zurück. „Du nicht, Ernſt! Du weißt, ich bin der beſſere Schwimmer, und Einer iſt genug. Lauf' zu der alten Badehexe dort am Schuppen und ſag' ihr, was zu ſagen iſt!“

Kaum war das letzte flüchtige Wort geſprochen, ſo ſpritzten auch ſchon die Waſſer hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor ſeinen Augen flirrte und ſprühte es; aber je nach ein paar Schlägen ſtieg er mit der Bruſt über die

Fluth empor, und ſeine hellen Blicke flogen über die ſchäumenden Waſſer.

Noch fern von ihm ſpielten die Wellen mit ſchönen ſonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Kryſtall, aber auch mit ihnen ſpielten ſchon die Wellen. Eine Seeſchwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob ſich wieder und ſchoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausſtoßend, ſeitwärts vor dem Wind über die Waſſerfläche dahin.

* * *

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaſchine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann ſchlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelſchrei herein; es litt ſie nicht mehr auf ihrem Holzſtuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja ſie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan, um zum Floß hinüber zu waten, und ſtand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an dieſe, bald

an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, ſo antworten Sie mir doch!“

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätſchern ließ ſich drinnen hören; nur das Rauſchen und Klatſchen der Wellen zog eintönig, unabläſſig ihrem Ohr vorüber.

Als ſie rathlos nach dem Land zurückblickte, ſah ſie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf hörte ſie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!“ rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes willen, hier!“ — Und eilig watete die Alte über den ſchaukelnden Steg ans Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie ſind es! Ach, das Kind, das Kind!“

Er faßte ſie, ohne etwas zu ſagen, an den Armen, drehte ſie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Waſſerfläche hinaus.

„Iſt das der andere Herr? Sucht er das Kind?“

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man ſoll nicht räſonniren! Ich räſonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie Beide

da auf dem Deich herauskommen ſah! Man ſoll nicht räſonniren; nein, niemals, niemals!“

Der Baron antwortete nicht; er ſah mit geſpannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke noch — weit von draußen her ließ ſich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da ſeh'n Sie hin! Nun ſucht er ſie nicht mehr; er trägt ſie ſchon in ſeinem Arm.“

Die Alte ſtieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Geſtalt des Schwimmers mit der breiten Bruſt aus den ſchäumenden Wogen auf, und bald darauf ſah man ihn langſam, aber ſicher an dem abſchüſſigen Ufer emporſteigen. In ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes; ein Bild der Pſyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgeſunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenſchein auf die beiden ſchimmernden Geſtalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der

junge Mann, der athemlos dieſem Vorgange zugeſehen hatte. — „Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig ſein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweiſung über die zunächſt von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten ſpäter lag drinnen im Schuppen die zarte Geſtalt in ihrer ganzen Hülfloſigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Bruſt von dem rothen Umſchlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltſam niederkämpfend, ſtand dieſe vor ihr; ſie hatte eben ein Leintuch genommen und ſchickte ſich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeſchärft worden war. Nur noch einmal bückte ſie ſich, um ihrem Liebling ins Geſicht zu ſehen.

— „Kathi!“ —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die

jungen Augen blickten ſie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!“

Die Alte ſtürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorſtrömenden Thränen die Hände, die Bruſt, die Wangen des Kindes mit ihren Küſſen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angſt gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht geweſen wäre! Und ich räſonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen ſah!“

Das Mädchen ſtreckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes willen, Kathi, ſchweig'! Ich will ſeinen Namen nicht wiſſen, nie!“

„Frölen, ich weiß ihn ja ſelber nicht; ich hab' den jungen Herrn ja nimmer noch geſehen; er muß wohl nicht von hier ſein.“

Die junge Geſtalt richtete ſich auf und ſtarrte düſter vor ſich hin, indem ſie den Kopf in ihre Hand ſtützte. „Kathi,“ ſagte ſie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt.“

„Kind, Kind!“ rief die Alte, „verſündige dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch ſein Leben um Sie gewagt!“

„Sein Leben! Wirklich, ſein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!“

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht Beide da verſinken können?“

„Beide! Wir Beide!“ — — Und ſie ſchloß wie im Traum die Augen; aber dennoch ſah ſie ein ſchönes blaſſes Jünglingsantlitz, das in Angſt und Zärtlichkeit auf ſie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann ihr das lange feuchte Haar zu trocknen; mitunter ſtrich ſie leiſe mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi,“ begann dieſe wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!“ Und dabei drängte ſich eine Thräne nach der anderen durch die geſchloſſenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!“

„Nun,“ meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles ſchon beſorgen.“

„Mama!“ rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erſchreckt?“

Aber das Kind saß da, die nackten Arme vor sich hingestreckt, in ihrer hülflosen Schönheit selbst für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!“ rief sie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun, und wenn ich sie noch so viel bäte, sie würde es dennoch thun. — Kathi, sie darf es nie erfahren; versprich es mir, schwöre es mir, Kathi!“ Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will schweigen wie das Grab.“

„Nein, Kathi, schwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß du schweigen willst!“

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan.“

„Ich danke dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?“

„Ja, Frölen, es war — —“

„Nein, nein, nicht seinen Namen, Kathi!“ Und sie verschloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?“

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf dem Deich gegangen kamen, war er mit dem Anderen drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch iſt er gleich zur Stadt zurückgegangen.“

Das Mädchen nickte und legte ſich, wie um auszuruhen, auf das harte Kiſſen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgeſtanden. „Ich komme gleich zurück;“ ſagte ſie; „ich geh' nur, um dem anderen Herrn zu ſagen, daß das Frölen munter iſt, und daß wir keinen Doctor brauchen.“

„Aber vergiß nicht, Kathi!“

„Nicht doch, Frölen; ich hab' es ja geſchworen.“

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand ſie ihren jungen Gaſt ſchon völlig angekleidet, eben damit beſchäftigt, ein weißes Schnupftuch ſich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ ſie ſo nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es ſo fror, ließ ſich eine Taſſe ſchon gefallen. „Und nun,“ ſagte die Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zuſammen gehen.“

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden

Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes willen, Kind, wenn Sie ſo bange ſind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann iſt er lange vor uns ſchon zur Stadt!“

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun,“ ſagte die Alte, „ſo geh' ich mit Ihnen; bei mir zu Haus wartet Keiner, als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der ſchläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all' die Stege und durch all' das Viehzeug hindurch.“

Aber das Frölen wollte auch das nicht; ſie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!“ ſagte ſie und ſtreichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh' und Ochſen thun mir nichts. Siehſt du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!“ Und ſie ſchlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da iſt ja feſtes Land; ich laufe raſch hindurch; dann ſchlüpf ich hinten in unſeren Garten, und — ſiehſt du,

Niemand hat mich gesehen, als du, alte Kathi; und du — du hast geschworen!“

Die Alte schüttelte den Kopf. Aber schon war sie zur Thür hinaus, und wie ein scheuer Vogel flog sie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenso an der Binnenseite wieder hinunter. Einen Augenblick stand sie still, als sei sie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz gespielt hatte, war ganz verschwunden. Als das sinnende Köpfchen sich von der Brust emporhob, blickten die großen Augen fast mehr als ernst über die grüne Marschniederung, die sich unabsehbar ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu sehen dort; zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche, als die zerstreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der anderen führten; sie kannte das Alles, sie hatte es oft gesehen. Und jetzt ging sie, die Stadt im Rücken lassend, auf dem schmalen Wege weiter, der zwischen den zu ihrer Rechten sich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche

entlang führte. Da der Wind aus Nordweſt kam, ſo war ſie demſelben hier noch mehr als an der Seeſeite des Deiches ausgeſetzt. Ein Mal wurde der Strohhut, den ſie auch jetzt in der Hand trug, ihr entriſſen und gegen den Deich geſchleudert; ein paar Mal mußte ſie ſtehen bleiben, um das flatternde Tuch ſich feſter unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte ſie ängſtlich hinter ſich zurück, aber kein Menſch war zu ſehen; nur ihr zu Häupten ſchoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog ſchreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte ſich ein dunkles Waſſer vor ihren Weg; vor Hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier ſich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Waſſer ſpritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der ſchwarzen Tiefe ſich auf den Wellen ſchaukeln ließen, verſchwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Weſten einen Bogen, und bald führte von hier aus ein

ſchmaler, grasbewachſener Weg zwiſchen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende deſſelben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte ſie unten am Ausgang des Deiches die Geſtalt eines Mannes; fern, faſt nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr ſie zuſammen; ihr Fuß, der ſchon den Bretterſteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt ſich um den Heckpfahl ſchlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing ſie an dem morſchen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunklen Augen waren lebendig; ſie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verſchwand. Einen Laut, ſo leiſe wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann ſchwang ſie ſich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf ſie zugerannt; aber ſie ſah es nicht, und die Thiere ſtanden und glotzten ſie mit ihren dummen Augen an, bis ſie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche ſtand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Geſtalt und hob ſich wie eine rieſige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abſchloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieſer Hut ſtand ſo lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verſchwunden war.

* * *

Es war inzwiſchen Winter geworden. — Der erſte Streifen eines December-Morgenrothes ſtand am Himmel und warf ſeinen Schein in die Dämmerung einer Künſtlerwerkſtatt. Abgüſſe antiker Bilderwerke und einzelne Modelle von des Künſtlers eigener Hand ſtanden überall umher; an der einen Wand hingen Reliefſtücke eines Bacchuszuges, an der anderen von den inneren Frieſen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte ſpielenden Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen roſig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte,

aus dunklem Thon geformt, die übermenſchliche Geſtalt einer nordiſchen Walkyre aus der dort noch herrſchenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den ſie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungeſtalte Maſſe des Thons, als wäre die Geſtalt aus rauhem Fels emporgewachſen. Es mochte die furchtbare Brunhilde ſelber ſein, die hier finſteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabſah.

— — Von draußen drehte ſich ein Schlüſſel in der Eingangsthür. Der Künſtler ſelbſt war es, der jetzt in ſeine Werkſtatt trat, ein ſchlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde, noch eigene Gebilde ſchienen heute ſeinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit ſehnſüchtiger Haſt nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er ſich in einen daneben ſtehenden Seſſel und begann zu leſen. Aber nur an einer beſtimmten Stelle des Briefes, die er geſtern ſchon mehr als einmal geleſen hatte, hafteten ſeine Augen.

„Du trau'ſt es mir wohl zu, Franz" — ſo las er heute wieder — „daß ich unſeren beſchworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen, noch einem heiligen Ohre habe ich deine That verrathen; gewiſſenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforſchung über Perſon und Namen deiner Geretteten in mir ertödtet; ja ſelbſt, als eines Tages das Geheimniß mir ſo nahe ſchien, daß ich nur einen Gartenzaun aus einander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catoniſcher Strenge vorübergegangen. — Auch auf der anderen Seite iſt Alles ſtumm geblieben, und ſelbſt unſerer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit ſieben Siegeln verſchloſſen ſein. — Und dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier ſich vor mir zu heben.

Es giebt eine ſehr junge Dame in unſerer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich ſie erſt mit den letzten Veilchen aus der Schulſtube ans Tageslicht gekommen iſt, ſo mag doch ſchon ſo mancher junge Geſell in ſchwüler Sommernacht davon geträumt haben, ſie Winters im geſchloſſenen Ballſaal an den Flügeln zu haſchen; und ich will

ehrlich ſein — und zürne mir nicht — zu dieſen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeiſterin — mir iſt das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienſt mit dieſem Kinde treibt, hatte mit voraus berechnender Kunſt eine weiße Camelie für ſie gezogen, und das Glück war dies Mal günſtig geweſen, eben am Tage vor dem Balle war ſie aufgeblüht. — Aber weder die Camelie, noch das blonde Götterkind ſelbſt erſchienen bei dem Feſte; keine ſilbernen Füßchen berührten den Boden, nur Alltagsmenſchenkinder mit erhitzten Geſichtern flogen, keines Künſtlerauges würdig, durch einander.

Und ſo iſt es fortgegangen. Auch auf dem geſtrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenſtaub. — Nur in den vertrauteſten Kreiſen, zu denen ich leider nicht gehöre, ſoll ſie zu erblicken ſein; ja ſchon ſeit dem Nachſommer ſoll ſie das Haus und den Garten ihrer Mutter faſt nicht mehr verlaſſen haben; auf dem Deiche und am Strande iſt ſeit jenem Tage eine gewiſſe ſehr jugendliche kühne Schwimmerin nicht wieder geſehen worden.

Geredet wird viel darüber. Einige meinen, ſie ſei ſchon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abweſenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen, noch das Schwimmen leiden könne und der nun plötzlich ſeine Rechte geltend mache; Andere ſagen einfach, ſie ſei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchſichtigen Schleier.

Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne dich ja. Der grelle Tag ſoll die Dämmerung deiner Phantaſie mit keinem Strahl durchbrechen; deine leiblichen Augen ſollen ſie nie geſehen haben! So ſeid Ihr Beide ſicher, du in deinem Künſtlerthum und ſie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die du mir übrigens — o räthſelhafter Widerſpruch des Menſchenherzens! — mit faſt eigennützigem Eifer zu behüten ſcheinſt."

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen laſſen und ſtand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düſteren Bilde ſeiner nordiſchen Walkyre. Aber ſie war ihm in dieſem Augenblicke nichts, als nur der Hintergrund, auf dem vor

ſeinem inneren Auge ein anderes, lichtes Bild ſich abhob. Langſam wandte er ſich ab und trat ans Fenſter.

Das Haus lag in einer der Vorſtädte, welche die nordiſche Hauptſtadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Der Schimmer des roſigen Lichtes lag jetzt auf dem Antlitze des jungen Künſtlers ſelbſt, der regungslos hinausſchaute, als ſähe er dort fern am Horizonte, was ſich in ſeinem Innern leis empordrängte und mehr und mehr Geſtalt gewann. — — „Arme Pſyche!“ ſprach er bei ſich ſelber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wieſe, die deine Heimath war, hatteſt du dich aufs fremde Meer hinausgewagt. — — — Nein, Franz!“ und es war, als ob er tiefer ins Morgenroth hineinſchaute — „betrüge dich nicht ſelbſt; du täuſcheſt es doch nicht mehr hinweg! — Pſyche, die knospende Mädchenroſe, das ſchlummernde Geheimniß aller Schönheit, ſie war es ſelbſt. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie ſie mit den zarten Libellenflü-

geln ſpielten! — — War ich's denn wirklich, der auf dieſen Armen ſie emportrug?"

— Er war ins Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten ſeine Hände einen auf der Modellirſcheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen; dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Pſyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidiſchen Schweſtern ihr Ohr geliehen: ein Ungeheuer ſei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit ſcharfem Stahl bewehrt, war ſie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den ſchönſten aller Götter. Aber die Lampe ſchwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Oels erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott ſich ihren ſchwachen Armen und hob ſich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypreſſe ſchalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er aufs Neue die Schwingen aus und flog zu unſichtbaren Höhen. — — — O ſüße Pſyche!

Als im leeren Luftraum dein Auge ihn verlor, da hörteſt du die Wellen des nahen Stromes rauſchen; da ſprangſt du auf und ſtürzteſt dich hinein; dein zartes Leben ſollte untergehen in den kalten Waſſern!

Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der ſelbſt das Meer erglühen macht, trug dich auf ſeinen Armen ſanft empor und legte dich auf die blühenden Kräuter ſeines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Geſtalt der Menſchen an? — Vielleicht nahm er die meine, und mir träumte nur, ich ſei es ſelbſt geweſen. O, ſüße Pſyche, ich hätte dich an keinen Gott zurückgegeben!“

Nur in ſeinem Innern, unhörbar hatte er alle dieſe Worte geſprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verſchwunden, und dem ſchönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte ſpielende Faun, wie alles Andere, ſtand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels; nur auf dem Antlitz des Künſtlers ſelber ſchien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechſel, der vor ſeinem inneren Auge vorbeigezogen war, ſah ihn ſtumm und rührend, wie um Geſtaltung flehend,

das eine Bild nur an. — Und ſeine Hände hatten nicht geraſtet; ſchon war aus dem ungeſtalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, ſchon ſah man die geſchloſſenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leiſem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren verſunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willſt du denn gar kein Frühſtück?“

„Mutter, du!“ — Er war aufgeſprungen und hatte haſtig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht ſehen, Franz? Haſt du ein neues Werk begonnen? Du biſt ja ſonſt nicht ſo geheimnißvoll.“

„Ja, Mutter, und dies Mal fühl' ich's, iſt's das rechte. — Aber deshalb — noch nicht ſehen! Auch du nicht, meine liebe alte Mutter!“

Der Sohn hatte den Arm um ſie gelegt. So führte er ſie aus ſeiner Werkſtatt, während ſie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten Beide in das freundliche Wohnzimmer, wo ſeit lange der Frühſtückstiſch für ihn bereit ſtand.

* * *

Es war Winter geweſen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren ſchon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptſtadt ſtanden beſtaubt, mit faſt verdorrten Blättern. Statt der Natur, die hier ſo früh ſchon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunſt ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunſtausſtellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten ſchon ſeit einigen Wochen dem Publicum offen geſtanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunſt war es beſonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anſpruch nahm. Ein junger ſchilfbekränzter Strom-

gott, an abſchüſſigem Ufer emporſteigend, hielt eine entzückende Mädchengeſtalt auf ſeinen Armen. Trotz des zurückgeſunkenen Hauptes und der geſchloſſenen Augenlider der letzteren ſah man faſt wie lauſchend die Menſchen an das Bild herantreten, als ob ſie in jedem Augenblick den erſten neu erwachten Athemzug der jungen Bruſt erwarten müßten. — „Die Rettung der Pſyche“ war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jungen Künſtlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war ſein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo ſie ihn erwiſchen konnten, plagten ihn auch wohl mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrteſter,“ meinte ein alter Kunſtmäcen, der vor dem Ausſtellungsgebäude ſeinen Arm erhaſcht hatte und ihn nun innig feſthielt, „das iſt noch ein Motiv aus Ihrem römiſchen Aufenthalt? Wo haben Sie nur das allerliebſte Köpfchen aufgefiſcht?“

Auf die erſte Frage blieb der Künſtler die Antwort ſchuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Winter über Land zu ſchwei-

ſen; da ſah ich eines Tages den Vorhang des Olympos wehen und war ſo glücklich, einen Blick hinein zu thun."

Der Alte ſah ihn ſchelmiſch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick geweſen ſein!"

Der junge Künſtler ſchüttelte den Kopf.

„Aber, Verehrteſter, Sie ſchauen ja plötzlich ganz melancholiſch drein!"

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wiſſen wohl, man ſchaut nicht ungeſtraft ein Götterantlitz."

„Ja, ja, Sie haben Recht!" Und der Alte ließ ſein Opfer für dieſes Mal entwiſchen.

Wie es zu geſchehen pflegt, nachdem die Bewunderung ſich ſatt geſprochen, kam auch der Tadel dann zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig ſtylvoll, das Herabhängen des einen Armes der Pſyche insbeſondere zu naturaliſtiſch.

„Aber, Ihr Männer, könnt Ihr denn gar nicht ſehen?" rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angeſichte des Kunſtwerks eben mit ſolchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieſer ſchöne Arm iſt eine

Reminiscenz! Glauben Sie mir, das da hat seine lebendige Geschichte, das Bilderwerk ist ein Denkmal; vielleicht — —"

„Auf dem Grabe einer Liebe?"

„Vielleicht! Wer weiß!"

„O, gnädige Frau, Sie wissen mehr; verrathen Sie es nur!"

„Ich weiß nichts; und wenn ich wüßte, so etwas wird von keiner Frau verrathen."

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!"

„Ich dächte, ja!"

Noch andere Ohren hatten dies Gespräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künstlers, trat bald danach in dessen Werkstätte und erstattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend schweigsam zugehört. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, die Arme in einander geschränkt, gleich einem Mann, der seine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange stand, noch immer unvollendet, die drauende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch seine Flöte; die Morgensonne leuchtete hell

herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu ſehen.

„Willſt du noch weiter hören, Franz?“ fragte der Maler. „Es giebt des Unſinns noch einen ganzen Haufen mehr.“

Der Andere bewegte leicht den Kopf.

„Nun alſo, zunächſt! — Warum iſt dein bekränzter Stromgott, gleich der Pſyche, ſo entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegenſatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich ſo ſchön geſichert geweſen, wenn du ſtatt dieſer gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hätteſt, ſo einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebſe und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du ſiehſt nun, Franz, du biſt ein höchſt kurzſichtiger und einfältiger Patron geweſen!“

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leiſe in ſich zuſammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entſtehung, noch bei der dann raſch erfolgten Ausführung ſeines Werkes gedacht; die jugendliche Geſtalt deſſelben war ihm der gegebene Stoff geweſen.

„Und nun," fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott ſollſt du ſelber ſein! — — Nein, nicht du ſelber gerade; aber die Aehnlichkeit will man unverkennbar finden!"

„Was ſagſt du? Die Aehnlichkeit mit mir?" Die ſtumme Geſtalt am Fenſter war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in ſeiner Werkſtatt auf- und abzugehen; er beſtritt es heftig, ja er ſuchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler ſah ihn fragend an. „Du ſcheinſt dir das ſehr zu Herzen zu nehmen."

Der Andere verſtummte wieder.

Als gleich darauf das Dienſtmädchen mit einer Beſtellung hereinkam, fragte er ſie haſtig: „Sind keine Briefe für mich da?"

Aber der Poſtbote war noch nicht vorbeigekommen.

Der Maler, da nicht wie ſonſt ein Geſpräch zwiſchen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte ſich bald entfernt. Der Zurückbleibende war ans Fenſter getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es ſtand jetzt kein Wintermorgenroth am Ho-

rizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagssonne des Nachsommers.

In seinen Gedanken wiederholte sich ein Gespräch, das er in den letzten Tagen mit seiner Mutter gehabt hatte. „Du solltest ein wenig reisen, Franz," hatte sie gesagt; „du bist ermüdet von der angestrengten Arbeit." — — „Ja, ja, Mutter," hatte er erwiedert, „es mag sein." — — „Und daß du nach deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängst!" — — „Meinst du! Aber mir ist im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beste." — — Fast ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was red'st du denn, Franz! Du widersprichst dir selbst." — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nichts Neues machen." — Es war ein so seltsamer Ton gewesen, womit er das gesprochen; die kleine Frau hatte sich an seinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, du suchst mir etwas zu verbergen!" — — Und liebevoll sich zu ihr niederbeugend, hatte er erwiedert: „Für wen, als für dich, Mutter, habe ich zuerst das Tuch von meiner Psyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, so lang' nur, bis ich weiß, ob es Gestalt ge-

winnen kann. Wenn nicht" — — Er hatte den Satz nicht ausgesprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß du noch immer unter meinem Herzen liegst!" — Ein paar Thränen hatte sie sich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber du mußt dennoch reisen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordsee, der paßt für dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat dich ja schon wieder dringend eingeladen."

Unbewußt hatte die Mutter ein erschütterndes Wort gesprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigen Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am selben Abend war ein Brief nach der Küstenstadt der Nordsee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute schon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernst!" Aus beklommener Brust hatte er es herausgestoßen; die Hülle flog zu Boden, und seine Augen verschlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wohl" — so schrieb der junge Acten-

mann — „ich wußte wohl, daß du mir kommen würdeſt. — Seitdem dein Marmorbild die Stille deiner Werkſtatt verlaſſen hat und aller Welt zur Schau ſteht, iſt es nicht mehr ſie; es iſt, wie Anderes, nur noch eine Schöpfung deiner Kunſt. Nun ſtreckſt du nach der Lebendigen deine Arme aus; der Verlauf iſt ſo natürlich, daß jeder Arzt ihn dir vorausgeſagt hätte.

Ob du unerkannt ihr würdeſt nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andere? — ihr damals tief genug die hellen Augen geſchloſſen hat, — wer möchte das entſcheiden! Glaub' es immerhin! Ich rufe dir deinen eigenen Wahlſpruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

Dein Zimmer und Freundeshände ſind für dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — Du weißt es wohl noch, denn du haſt ja auch deinen Ovid geleſen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Waſſer ſteht auf einſamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen ſtehen; keine Ruh' iſt drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unſichtbarer Schläng-

lein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräusch aus- und einziehender Stimmen; kein noch so leises Flüstern, kein Seufzer einer Menschenbrust, und wenn aus tausend Meilen weiter Ferne, dessen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinaussenden.

Von dort muß es gekommen sein; denn die alte Bade-Kathi sieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber sie wissen es, wissen es wirklich; sie reden davon, Alle und überall; nur deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauschen ihn derzeit übertönt — scheint das eherne Haus nicht mit hinabgesandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie sie mit den Nasen in der Luft forschen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzustand zurückkehren und wieder beweglich werden, und dennoch nichts erhaschen.

Aber hundert täppische und tückische Hände griffen nach deinem schönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen.

Da hat er sich denn einfach aufgeschwungen und

iſt davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Leſenden geſtanden und ihm in das erregte Angeſicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langſam ſeine Augen zu

„Ich werde meine Pſyche von der Ausſtellung zurückziehen," ſagte er düſter, „und dann, Mutter, reiſe ich; aber nicht nach der nordiſchen Küſtenſtadt."

* * *

Der andere Tag war angebrochen.

So viel ſtand feſt, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit ſich allein zu ſein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit ſeinem Netz von hundert ſtillen Waſſerarmen, in deſſen Schatten er ſich einmal mit ſeinem Freunde, dem Maler, einen ſchönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einſamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwiſchen flüſterndem Schilfrohr oder durch die breiten ſchwimmenden Blätter der Waſſerlilie — wie erquickende

Kühle wehte es ihn an. Er ging raſcher unter den beſtaubten Linden der Hauptſtadt dahin; er konnte morgen, ja ſchon heute abreiſen. Nur noch einmal wollte er ſeine Pſyche ſehen und dann einem dienſteifrigen Freunde alles Uebrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne ſtand noch ſchräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar ſchon offen, aber die herkömmliche Stunde des Beſuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemälde-Ausſtellung ihren Platz hatte, ſtanden einzelne Fremde hie und da vor einem Bilde; in den unteren Räumen, wo ſich die Werke der Bildhauerkunſt befanden, ſchien noch Alles leer. Da ſie gegen Weſten lagen, auch ein paar Kaſtanienbäume unweit der Fenſter ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, ſo entbehrten ſie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in dieſen hohen Sälen, und die Marmorbilder ſtanden da in einſamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte ſchon ein Beſucher ſich

eingefunden haben; denn ein leiſer, taſtender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verſchollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangsſaales hinter ſich geſchloſſen hatte. Auch er trat, wenn gleich ſicher wie im eigenen Hauſe, ſo doch faſt behutſam auf, als ſcheue er ſich, den Widerhall zu wecken, der nur leicht in dieſen Räumen ſchlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus ſtehen, die aus einer eben geöffneten Muſchel zum erſten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken ſchien. Aber ſeine Augen lagen nur wie abweſend auf der üppigen Geſtalt, die hier von ſinnentrunkener Künſtlerhand geſchaffen war; er hätte wohl ſelber nicht zu ſagen gewußt, weshalb er vor dieſem ihm ſo fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand ſich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von ſeinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abſchied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als ſei es in der lautloſen Stille dieſer Hallen noch einmal wieder ſein geworden, ja

faſt, als müſſe er durch die offene Flügelthür das Athmen des ſchönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuſchung — ſchlug von dort ein leiſer Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er ſolchen Ton gehört zu haben.

Raſch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrſäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in ſich zuſammenbrechend, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen ſeine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenſchirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte ſie den Kopf, und ihre Augen trafen ſich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwiſchen ihnen aufgeleuchtet; aber das ſchöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entſetzens wie verſteinert. Den ſchlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, ſtand ſie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob ſie einen Ausgang ſuchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein zur

Freiheit führte, ſtand der ſchöne furchtbare Mann, dem — ſeit wie lange ſchon! — ſelbſt ihre Gedanken zu entfliehen ſtrebten; zwar, wie ſie ſelbſt, noch immer unbeweglich; aber ſeine Arme waren nach ihr ausgeſtreckt.

Noch einmal wagte ſie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloſes Kind, vergrub ſie das Geſicht in ihren Händen; all' ihre Kühnheit hatte ſie verlaſſen.

— — Und nur einen Augenblick noch ſchwankte das Zünglein der Wage zwiſchen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Pſyche! Süße, holde Pſyche!“ — Seine Lippen ſtammelten; und an beiden Händen hielt er ſie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne ſah er ihre Augen untergehen. Er ließ ſie nicht; in trunkenem Jubel hob er ſie auf ſeine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder und leiſe, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, ſprach er, was er einſt nur fern von ihr gedacht: „Nun laſſ' ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!“

Da regte auch der ſchöne Mund des Mädchens ſich. „Sage: nie!“ kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „ſonſt muß ich heute noch vor Scham erblinden!“

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeſchickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, ſo lang' ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; ſage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüſternden Schatten will ich bei dir ſein!“

Seine Augen ruhten auf dem ſüßen Antlitz, das ſie noch immer mit geſchloſſenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber ſchlug ſie leiſe die Wimpern auf; erſt noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte ſie ihn an, und immer ſonniger wurde der Ausdruck des lieblichen Geſichtes.

Wie lange er ſie ſo an ſeiner Bruſt gehalten? — Wer könnte es ſagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den Kaſtanienbäumen gegen die Fenſterſcheiben flog, brachte den erſten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er ſie ſanft zu Boden gleiten; nur mit

einem Arm noch hielt er die leichte Geſtalt umfangen. „Aber du!“ ſagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erſtaunen ſie betrachte — „du ſchöne Lebendige, wie biſt du nur hierher gerathen? Oder verſteht vielleicht das Glück ſich ganz von ſelbſt?“

Sie wies mit ſcheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an ſeiner Bruſt. „Das da,“ ſagte ſie. „Sie ſprachen davon, daß es das Lieblichſte von Allem ſei.“ — Und kaum hörbar, ſo daß er ſich tief zu ihrem Munde neigte, ſetzte ſie hinzu: „Ich mußte es allein ſehen, eh' die Anderen mit mir kamen. Mich trieb eine Angſt — — nein, frag' mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab' ich mich ſehr gefürchtet.“

„Welche Anderen?“ fragte er.

„Die mit mir hier ſind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldeſälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen.“

Dann plötzlich ſchoß es wie ein Blitz des alten Uebermuthes über das ein wenig blaſſe Antlitz. „Aber,“ rief ſie, „wie heißt du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal deinen Namen!“

„Ja, rath' einmal!"

Sie ſchüttelte das Köpfchen, daß die blonden Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe du zuerſt!"

„Ich? Was ſoll ich rathen?"

„Was du rathen ſollſt? Als ob ich keinen Namen hätte!"

„Aber den kenne ich ja längſt!" Er ſtrich das ſeidene Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das biſt du ja! Und glaub' es nur, ich habe jeden Tag zu dir geſprochen in all' der langen, langen Zeit."

Von dunklem Purpur übergoſſen, ſchlang ſie die Hände um ſeinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O welch' ein Glück, daß du der Künſtler biſt!"

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum erſten Male den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüſterten ſie ſich ihre Namen zu, ganz leiſe, als ſeien es Geheimniſſe, die ſelbſt die ſteinernen Geſtalten um ſie her nicht wiſſen dürften; und als ſie ſeinen Namen hörte, rief ſie: „O wie ſchön! Du konnteſt gar nicht anders heißen!" Er aber blickte ganz

träumeriſch auf ſie nieder; er konnte es nicht verſtehen, daß ſie „Maria“ heiße.

Sie lachte, als er ihr das ſagte, und flüſterte ihm zu: „Die alte Bürgermeiſterin ſagt es auch, ich ſei verkehrt getauft.“

„Getauft!“ wiederholte er faſt ſtaunend. „Wie ſeltſam doch, daß du getauft biſt!“

Einen Augenblick ſah ſie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten Beide mit einander.

Aber ſie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten ſich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer ſchöne Frau am Arme eines älteren Mannes ſichtbar.

„Dein Töchterchen,“ ſagte dieſer, nicht ohne einen Ausdruck von Beſorgniß, „ſcheint doch nicht hier zu ſein.“

Die Frau an ſeinem Arme lächelte. „Du mußt dich ſchon daran gewöhnen, daß ſie ihre eigenen Wege geht; ſie wird wohl oben noch von irgend einem Bild gefangen ſein. Aber die gerettete Pſyche, wo iſt denn die?“

Sie erhielt keine Antwort; denn in demſelben

Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halſe. „Hier iſt ſie, Mutter; deine Tochter iſt es! O ſeid Beide gut und freundlich!“ Die jungen Augen glänzten; über die geöffneten Lippen ging ſchwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!“

Die Mutter wollte ſie beruhigen; aber ſchon hatte ſie in freudiger Haſt deren beide Hände ergriffen und zog ſie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in ſtummer Erwartung neben ſeinem Werke ſtand.

* * *

Daheim in der Werkſtatt des Künſtlers ging derweile zwiſchen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie ſchien ſo recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem ſie hie und da an den umherſtehenden Dingen ſich zu thun machte. Endlich hatte ſie ſich in den Seſſel neben der Modellirſcheibe niedergelaſſen, ein ſtiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja, auch die allerbeſten,

ſich von dem Mutterherzen löſten. Sinnend blickte ſie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem Hausflur laut, und noch bevor ſie aus ihren ſchweren Gedanken ſich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter dieſem, der junge Mann, an deſſen Arm das ſchöne Mädchen hing — ſo konnten ihre alten Augen ſie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war ſie aufgeſtanden: aber ſchon hatten die jungen ſchönen Menſchen ſich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter," ſagte der Sohn, „hier haſt du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß ſie Marie heiße; aber du ſiehſt ja wohl, daß es die Pſyche iſt, die lebendige, meine Pſyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!" Und ſich freudig aufrichtend und drüben ſeinem unvollendeten Werke zunickend, ſetzte er hinzu: „Auch dich, Walkyre, wird ſie aus deinem Bann erlöſen!"

Die alte Frau aber hielt jetzt die Pſyche an ihren

beiden kleinen Händen; sie betrachtete sie aufmerksam, ja fast mit Staunen; aber immer inniger wurde dieser Blick, bis dann das ganz erschütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künstler stand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauschen der Nordsee. Und auch die Geliebte schien er in seinen Gedanken mit sich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte sie plötzlich den Kopf zu ihm empor und sagte: „Aber du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unserer Hochzeit!“

Da löste sich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf seiner Flöte, und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homer's, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenschicksal.

Am anderen Morgen aber flog mit dem ersten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresküste.

Im Nachbarhause links.

„Wenn du es hören willſt," ſagte mein Freund und ſtreifte mit dem kleinen Finger die Aſche von ſeiner Cigarre. „Aber die Heldin meiner Geſchichte iſt nicht gar zu anziehend; auch iſt es eigentlich keine Geſchichte, ſondern nur etwa der Schluß einer ſolchen."

„Danke es," verſetzte ich, „unſerer heurigen Novelliſtik, daß mir das Letzte jedenfalls beſonders angenehm erſcheint."

„So? — Nun alſo!

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß ich als Stadtſecretär in dieſe treffliche See- und Handelsſtadt kam, in welcher die Groß- und Urgroßväter meiner Mutter einſt als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten. Das derzeit von mir gemiethete Wohnhaus ſtand zwiſchen zwei ſehr ungleichen Nachbarn: an der Südſeite ein ſauber gehaltenes Haus voll luſtiger Kinder-

ſtimmen, mit hellpolirten Scheiben und blühenden Blumen dahinter; nach Norden ein hohes düſteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenſtern, aber die Scheiben derſelben waren klein, zum Theil erblindet und nichts dahinter ſichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einſtige Oelanſtrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Meſſingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünſpan überzogen. Das Haus ſtand am hellen Tage und mitten in der belebten Straße wie in Todesſchweigen; nur Nachts, ſagten die Leute, wenn es anderswo ſtill geworden, dann werde es drinnen unruhig.

Wie ich von meinem Steinhofe aus überſehen konnte, erſtreckte ſich daſſelbe noch mit einem langen Flügel nach hinten zu. Auch hier war in dem oberen Stockwerke, das ich der hohen Zwiſchenmauer wegen allein gewahren konnte, eine ſtattliche Fenſterreihe, vermuthlich einem einſtigen Feſtſaal angehörig; ja, als einmal die Sonne auf die trüben Scheiben fiel, ließen ſich deutlich die ſchweren Falten ſeidener Vorhänge dahinter erkennen.

Nur eine einzige Menſchenſeele — ſo ſagte man mir — die uralte Wittwe des längſt verſtorbenen Kaufherrn Sievert Janſen hauſe in dieſen weitläuftigen Räumen; wenigſtens glaube man, daß ſie noch darin lebendig ſei; geſehen wollte ſie Keiner von denen haben, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte. Aber ich möchte nur aufpaſſen, ob nicht früh Morgens, bevor die anderen Häuſer aufgeſchloſſen würden, eine alte Brodfrau dort an die Hausthür komme. Dann werde dieſe, nachdem die Frau ein Dutzend Mal mit dem Löwenklopfer aufgeſchlagen, eine Spalte weit geöffnet, und eine dürre Hand lange daraus hervor und nehme ſich ein paar trockene Semmeln aus dem Korbe.

Ich habe dieſe Beobachtungen nicht angeſtellt. Doch ging bald darauf bei einer amtlichen Durchſicht der Depoſiten ein von meiner unſichtbaren Nachbarin bei dem Stadtgerichte niedergelegtes wohlverſiegeltes Teſtament durch meine Hände. Sie lebte alſo, und hatte ohne Zweifel auch noch ihre Beziehungen in das Leben; nur im Munde des Volkes war ſie faſt zur Sage geworden.

Als ich und meine Frau, der hier noch beſtehenden

guten Sitte folgend, der Kaufmannsfamilie in dem freundlichen Hause rechts unseren Nachbarbesuch abstätteten, wurden wir von den heiteren Leuten fast ausgelacht, daß wir es wagen wollten, auch zur Linken an die Nachbarsthür zu klopfen.

„Sie kommen nicht hinein!“ sagte der Hausherr; „ich glaube, es ist seit Jahren Niemand hineingekommen: denn, Gott weiß, wie sie es macht, aber die alte Dame wirthschaftet ganz allein. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, den Eingang zu erzwingen, so würden Sie mit Ihrer Aufmerksamkeit nur den Verdacht erwecken, Sie hätten es auf die nachbarliche Erbschaft abgesehen.“

„Aber ihr Testament,“ bemerkte ich, „liegt ja seit Jahren schon im Stadtgerichte; und überdies — wie mir erzählt wurde — ein Viertel an die Stadt, drei Viertel an eine milde Stiftung; das lautet doch nicht eben menschenfeindlich.“

Mein Nachbar nickte. „Freilich! Aber zum Ersten war sie durch das Testament ihres Seligen gezwungen; das Andere — eine schöne Stiftung, dieses Land- und See-Spital!“

Ich fragte näher nach.

„Sie werden," fuhr der Nachbar fort, „es bei der Kürze Ihres hiesigen Aufenthalts noch kaum gesehen haben: es ist eine reich dotirte Versorgungsanstalt für ausgebrauchte Seeleute und Soldaten, das heißt für die unterste Classe derselben. Die Stiftung rührt von einem reichen kinderlosen Geschwisterpaare her, einem alten Major und einer Seecapitänswittwe. Unter den Linden vor dem schönen Hause, draußen auf einem Hügel vor dem Norderthore, das sie in den letzten Jahren gemeinschaftlich bewohnten, sieht man jetzt reihenweis die alten Burschen mit ihren blaurothen Nasen vor der Thür sitzen; die einen in alten rothen oder blauen Soldatenröcken, die anderen in schlotterigen Seemannsjacken, alle aber mit einem Pfeifenstummel im Munde und einem Schrotdöschen in der Westentasche. Bleibt man ein Weilchen auf dem Wege stehen, so sieht man sicher bald den Einen, bald den Anderen ein grünes oder blaues Fläschchen aus der Seitentasche holen und mit wahrhaft weltverachtendem Behagen an die Lippen setzen. Die Fläschchen, über deren Inhalt kein gerechter Zweifel sein kann, nennen sie ihre

„Flötenvögel"; und für dieſe Vögel, welche — getreu dem Willen der Stifter — nur zu oft gefüllt werden, ſind jene drei Viertel des ungeheueren Vermögens beſtimmt worden."

„Und welches Intereſſe," fragte ich, „kann die Teſtatrix an dieſen alten Branntweinsnaſen haben?"

„Intereſſe? — Ich denke, keins; als daß das Geld aus einem Rumpelkaſten in den anderen kommt."

„Hmm! Die Alte muß doch eine merkwürdige Frau ſein; ich denke, wir verſuchen dennoch unſere Viſite!"

Man wünſchte uns lachend Glück auf den Weg.

Aber wir kamen nicht hinein. Zwar öffnete ſich die Hausthür; aber nur eine Hand breit, ſo ſtieß ſie auf eine von innen vorgelegte Kette. Ich ſchlug den Meſſingklopfer an und hörte, wie es drinnen widerhallte und in der Tiefe wie in leeren Räumen ſich zu verlieren ſchien; dann aber folgte eine Todtenſtille. Als ich noch einmal hämmern wollte, zupfte meine Frau mich am Aermel: „Du, die Leute lachen uns aus!" Und, wirklich, die Vorübergehenden ſchienen uns mit einer gewiſſen Schadenfreude zu betrachten.

So ließen wir es denn an unſerer guten Abſicht genug ſein und kehrten in unſer eigenes Heim zurück.

* * *

Gleichwohl ſollte ſich bald darauf eine gewiſſe Beziehung zwiſchen mir und der Nachbarin links ergeben.

Es war im Nachſommer, als ich und meine Frau in den Garten gingen, um uns das Vergnügen einer kleinen Obſternbte zu verſchaffen. Der Auguſtapfelbaum, an den ich ſchon vorher eine Leiter hatte anſetzen laſſen, befand ſich dicht an der hohen Mauer, welche unſeren Garten von dem des Janſen'ſchen Hauſes trennte. Meine Frau ſtand mit einem Korbe in der Hand und blickte behaglich in das Gezweige über ihr, wo die rothen Aepfel aus den Blättern lugten; ich ſelbſt begann eben die Leiter hinaufzuſteigen, als ich von der anderen Seite einen ſcharfen Steinwurf gegen die Mauer hörte, und gleich darauf unſer dreifarbiger Kater mit einem Angſtſatz von drüben zu uns herabſprang.

Neugierig über dieſes Lebenszeichen aus dem Nachbargarten, von wo man ſonſt nur bei bewegter Luft

die Blätter rauſchen hörte, lief ich raſch die Leiter hinauf, bis ich hoch genug war, um in denſelben hinabzuſehen.

— Mir iſt niemals ſo ellenlanges Unkraut vorgekommen! Von Blumen oder Gemüſebeeten, überhaupt von irgend einer Gartenanlage war dort keine Spur zu ſehen; Alles ſchien ſich ſelbſt geſäet zu haben: hoher Gartenmohn und in Saat geſchoſſene Möhren wucherten durch einander; in geilſter Ueppigkeit ſproßte überall der Hundsſchierling mit ſeinem dunklen Kraute. Aus dieſem Wirrſal aber erhoben ſich einzelne ſchwer mit Früchten beladene Obſtbäume; und unter einem derſelben ſtand eine faſt winzige zuſammengekrümmte Frauengeſtalt. Ihr ſchwarzes verſchoſſenes Kleid war von einem Stoffe, den man damals Bombaſſin nannte; auf dem Kopfe trug ſie einen italieniſchen Strohhut mit einer weißen Straußenfeder. Sie ſtand knietief in dem hohen Unkraut, und jetzt tauchte ſie gänzlich in daſſelbe unter, kam aber gleich darauf mit einem langen Obſtpflücker wieder daraus zum Vorſchein, den ſie vermuthlich bei dem Angriff auf meinen armen Kater von ſich geworfen hatte. — Obgleich ſie das Ding

nur mühſam zu regieren ſchien, ſtocherte ſie doch emſig damit zwiſchen den Zweigen umher und brachte auch raſch genug eine Birne nach der anderen herunter, die ſie dann ſcheinbar in das Unkraut, in Wirklichkeit aber wohl in ein darin verborgenes Gefäß mit einer gewiſſen feierlichen Sorgfalt niederlegte.

Ich beobachtete das Alles mit großer Aufmerkſamkeit, und fühlte erſt jetzt, daß meine Frau in ihrer weiblichen Ungeduld mich in höchſt gefährlicher Weiſe von der Leiter zu ſchütteln ſuchte; aber ich blieb ſtandhaft und umklammerte ſchweigend einen derben Aſt; denn in demſelben Augenblicke war der Alten drüben eine Birne aus ihrem Obſtpflücker gefallen, und als ſie ſich wandte, um ſie aufzuheben, war ſie mich gewahr geworden. Sie war ſichtlich erſchrocken und blieb ganz unbeweglich ſtehen; aus dem verfallenen Antlitz einer Greiſin ſtarrten unter dem großen Strohhute mich ein Paar ſchwarze Augen ſo grellen Blickes an, daß ich faſt gezwungen war, eine unverkennbar ſcharfe Muſterung über mich ergehen zu laſſen. Aber auch ich betrachtete mir indeſſen das Geſicht der alten Dame, das zu beiden Seiten der ziemlich fein geformten Naſe

mit einigen Rollen falſcher Locken eingerahmt war, wie ſie vordem auch wohl von jüngeren Frauen getragen wurden. Als ich dann faſt verlegen meinen Hut vom Kopfe zog, erwiederte ſie dies Compliment durch einen feierlichen Knix im ſtrengſten Stile, wobei ſie ihren Obſtbrecher wie eine Partiſane in der Hand hielt.

Aber meine Frau begann wieder zu ſchütteln, und nun ſtieg ich als guter Ehemann zur Erde nieder.

Natürlich hatte ich Rechenſchaft zu geben. „Wo ſind die Aepfel, Mann?“

— „Wo ſie immer waren; droben im Baume.“

„Aber, was haſt du denn getrieben?“

— „Ich habe der Madame Sievert Janſen unſere Nachbarviſite abgeſtattet.“ Und nun erzählte ich.

— — Am anderen Morgen in der Frühe brachte eine alte Frau, vorausſetzlich die bewußte Brodfrau, uns einen Korb voll Birnen und eine Empfehlung von Madame Janſen, der Herr Stadtſecretär möge doch einmal ihre Moule-Bouches probiren; ſie hätten immer für beſonders ſchön gegolten.

Wir waren ſehr erſtaunt; aber die Birnen waren

köſtlich, und ich konnte es nicht unterlaſſen, meinem Nachbar zur Rechten dieſe kleinen Vorfälle mitzutheilen, als wir uns bald danach vor unſeren Häuſern begegneten.

„Das bedeutet den Tod der Alten;“ ſagte er, „oder aber“ — und er betrachtete mich faſt bedenklich von oben bis unten — „Sie müſſen einen ganz beſonderen Zauber an ſich haben!“

„Der, leider, von jüngeren Augen bisher noch nicht entdeckt wurde,“ erwiederte ich.

Und wir ſchüttelten uns lachend die Hände.

* * *

Im Garten fiel ſchon das Laub von den Bäumen, und noch immer hatte ich einen Beſuch nicht ausgeführt, den ich mir eigentlich als den allererſten vorgenommen hatte.

Er galt freilich nur einer Erinnerung.

Aus dem Flur meines elterlichen Hauſes führten ein paar Stufen zu einem nach dem Garten liegenden Zimmer, deſſen Fenſter ich mir noch heute nicht ohne

Sonnenſchein und blühende Topfgewächſe zu denken vermag. Der Pfleger der letzteren war ein ſchöner milder Greis, der Vater meiner Mutter, welcher hier nach einem einſt bewegten Leben die ſtillen Tage ſeines Alters auslebte. Wie oft habe ich als Knabe neben ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen; wie oft ihn gebeten, mir aus ſeinem Leben in fernen Ländern zu erzählen! Aber es dauerte immer nicht lange, ſo waren wir in ſeiner Vaterſtadt, auf den Spielplätzen ſeiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald ſo genau, daß ich eines Tages die ſämmtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn. „Wenn du einmal dahin gelangen ſollteſt," ſagte er und legte die Hand auf meinen Kopf, „geh nicht daran vorüber!"

Plötzlich war er aufgeſtanden und hatte die Klappe ſeines an Erinnerungsſchätzen reichen Mahagoni-Schrankes aufgeſchloſſen. „Sieh dir doch die einmal an!" Mit dieſen Worten legte er ein Miniaturbild in ſilberner Faſſung vor mir hin. „Das war mein Spielkamerad: ſie wohnte Haus an Haus mit uns.

Auf ihrer Außendiele hing ein Ungeheuer, ein ausgestopfter Hai, da sah man gleich, daß ihr Vater Capitän auf dem großen Ocean war."

Ich hatte nichts geantwortet; aber meine Knabenaugen glühten; es war ein Mädchenkopf von bestrickendem Liebreiz.

„Gefällt sie dir?" fragte der Großvater. „Aber hier ist sie als Braut gemalt; in deinen Jahren hättest du den kleinen wilden Schwarzkopf sehen sollen!"

Und nun erzählte er mir von diesem hübschen Spielgesellen. — Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder hatte der selten daheim weilende Vater dem einzigen Töchterlein von seinen Reisen mitgebracht; von ausländischen goldenen Münzen und Schaustücken hatte sie eine ganze Sparbüchse voll gehabt. In ihrem Garten war ein seltsames Lusthäuschen gewesen, das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen lassen. „Dort," sagte der Großvater, „auf den Treppenstufen saßen wir oft zusammen, und ich durfte dann mit ihr den goldenen Schatz besehen, den sie aus der Blechbüchse in ihren Schooß geschüttet hatte."

Er ging, während er so erzählte, langsam auf und ab; an seinem Lächeln konnte ich sehen, wie eine Erinnerung nach der anderen in ihm aufstieg. „Min swartes Mäusje!" sagte er. „Ja, so pflegte der alte Seebär das verzogene Kind zu nennen; aber wenn sie so im goldgestickten griechischen Jäckchen, mit allerlei Federschmuck ausstaffirt, in ihrem Gärtchen umherstolzirte, dann hätte man sie wohl noch mehr einem bunten fremdländischen Vögelchen vergleichen mögen. O, und auch fliegen konnte sie! Ueber der Thür des Lusthauses war die frühere Gallion des Schiffes angebracht, eine schöne hölzerne Fortuna, die mit vorgestrecktem Leibe aus dem Frontespice hervorragte. Dort oben auf deren Rücken war der Lieblingsplatz des Kindes; dort lag sie Stunden lang; ein buntes chinesisches Schirmchen über sich, oder im Sonnenschein mit ihren goldenen Münzen Fangball spielend."

Noch vielerlei erzählte mir der Großvater, aber nur jenes eine Mal; auch das verführerische Bildchen zeigte er mir niemals wieder. Obgleich meine Augen oft begehrlich an dem Schranke hingen, so wagte ich doch nicht, ihn darum anzugehen; denn als er es mir da-

mals endlich wieder aus der Hand genommen hatte, war der alte Herr so seltsam feierlich gewesen und hatte es in so viele Seidenpapierchen eingewickelt, daß das Ganze einer symbolischen Beisetzung nicht ungleich war.

— — Wie es nun geschieht, seit Monden war ich jetzt hier in der Geburtsstadt meines Großvaters, und doch, erst heute ging ich zu diesem Besuche der Vergangenheit in den schon winterlichen Tag hinaus.

Absichtlich hatte ich jede Erkundigung unterlassen; wenn auch der Name der Straße mir nicht mehr erinnerlich war, ich hoffte mich schon allein zurecht zu finden. So hatte ich schon verschiedene Stadttheile kreuz und quer durchwandert, als mir plötzlich durch eine offene Hausthür die schwebende Ungestalt eines Haies in die Augen fiel. — Ich stutzte; — aber weshalb sollte denn der ausgestopfte Hai nicht noch am Leben sein? Das Haus sah völlig danach aus, als sei es mit allen seinen Raritäten von einem Besitzer auf den anderen fortgeerbt. Und richtig! Als ich in die Höhe blickte, da drehte sich auch ein Schiffchen auf der Wetterstange des Daches! Das war das Haus des schönen Nachbarkindes; das urgroßelterliche mußte

nun dicht daneben ſein! Aber — es war überhaupt kein Haus mehr da; nur ein leerer Platz mit Mauerreſten und gähnenden Kellerhöhlen; auch friſch behauene Granitblöcke zum Fundament eines Neubaues lagen rings umher.

Ich ſah es wohl, ich war zu ſpät gekommen. Sinnend ſchritt ich über die wüſte Stätte, die einſt für Menſchen meines Blutes eine kleine Welt getragen hatte. Ich ging in den dahinter liegenden Steinhof und blickte in den Brunnen, mit deſſen Eimer der Großvater einmal, wie er mir erzählt hatte, in die Tiefe hinabgeſchnurrt war; dann trat ich auf einen Haufen Steine, von wo aus ich über eine Grenzplanke in den Nachbargarten ſehen konnte. Und dort — kaum wollte ich meinen Augen trauen — ſtand unverkennbar noch das ſeltſame Luſthäuschen, und auch die hölzerne Fortuna ſtreckte ſich noch gar ſtattlich in die Luft; ja die Wangen waren noch ganz ziegelroth, und lichtblaue Perlenſchnüre zogen ſich durch die gelben Haare; ſie war augenſcheinlich erſt neulich wieder aufgemuntert.

Wie lebendig trat mir jetzt Alles vor die Seele! Jener Epheu, der die Mauer des Gartenhäuschens

überzog, war ſchon damals dort geweſen; an ſeinen Trieben war der kleine wilde Schwarzkopf auf- und abgeklettert; drüben von dem Rücken der Fortuna herab war ihr neckendes Stimmlein erſchollen, wenn der gutmüthige Nachbarsjunge unten im Gebüſche des Gartens nach ihr geſucht hatte. Ich mußte plötzlich eines Wortes gedenken, das der Großvater ſo vor ſich hin redend und wie mit einem Seufzer über Unwiederbringliches ſeiner damaligen Erzählung beigefügt hatte. „Sie war eigentlich ſchon damals eine kleine Unbarmherzige," hatte er geſagt; „das eine Füßchen mit dem rothen Saffianſchühchen baumelte ganz luſtig in der Luft; aber ich ſtand unten und mußte ihr die goldenen Stücke wieder zuwerfen, wenn ſie bei ihrem Spiel zur Erde fielen, und oft ſehr lange betteln, bis das Vögelchen zu mir herunterkam."

— Schon damals unbarmherzig? — Es war mir niemals eingefallen, den Großvater zu fragen, in wie fern oder gegen wen ſie es ſpäterhin geweſen, oder wie überhaupt das Leben ſeiner ſchönen Spielgenoſſin denn verlaufen ſei. — Freilich hätte auch wohl der Knabe keine Antwort darauf erhalten; denn als nach

seinem Tode das kleine Bild noch einmal durch meine Hand ging, vertraute mein Vater mir, daß dieses schöne Mädchen nicht nur die Jugendgespielin, sondern ganz ernstlich die Jugendliebe des alten Herrn gewesen sei. Zuletzt, als junger Kaufmann, sei er in Antwerpen mit ihr zusammengetroffen, habe aber bald darauf — wie es geheißen, durch ein Zerwürfniß mit ihr getrieben — einen Platz in einem überseeischen Handlungshause angenommen, von wo er erst in reiferen Mannesjahren zurückgekehrt sei. — Weiteres wußte auch er nicht zu berichten; nur daß die gute Großmutter, die er dann geheirathet habe, mitunter wirklich eifersüchtig auf das kleine Bild gewesen sei.

— — Voll Gedanken über das schöne schwarzköpfige Mädchen war ich zu Hause angelangt; immer sah ich sie vor mir, bald auf dem Rücken der Fortuna mit den goldenen Münzen spielend, bald in ihrer üppigen Mädchenschönheit, wie jenes Bild sie mir gezeigt hatte, mit dem übermüthigen Füßchen den armen Großvater in die Welt hinausstoßend.

„Seltsam," sagte ich zu meiner Frau, „woran ich als Knabe nie gedacht, — jetzt brenne ich vor Be-

gierde, noch einmal den Vorhang aufzuheben, hinter dem sich jenes nun wohl längst verrauschte Leben birgt."

„Vielleicht," erwiederte sie, „wenn du die Ureinwohner dieser Stadt zu Protocoll vernimmst!"

„Zum Beispiel, unsere Nachbarin links!" sagte ich lächelnd.

„Warum denn nicht? Sie wird ja doch einmal deine Visite par distance erwiedern."

Wir sprachen nicht weiter von der Sache; aber im Stillen dachte ich selber auch: „Warum denn nicht?"

* * *

Es war Winter geworden. Ein klingender Frost war eingefallen, der eisige Nordost blies durch alle Ritzen. Ich schüttete eben eine Ladung Steinkohlen in meinen Ofen und verhandelte dabei mit meiner Frau, ob wir nicht aus schierer Barmherzigkeit unsere Hühner schlachten sollten, denen wir keinen warmen Stall zu bieten hatten; da — es war noch früh am Morgen — trat fast ohne Anklopfen mein jetzt verstorbener Freund, der Bürgermeister in das Zimmer. Auf meine Frage,

was ihn schon jetzt aus Schlafrock und Pantoffeln herausgebracht habe, erklärte er, meine Nachbarin, die alte Madame Jansen, sei soeben besinnungslos und fast verklommen auf ihrer Bodentreppe gefunden worden. „Der alte Geizdrache," setzte er hinzu, „heizt nur mit dem Fallholz aus dem Apfelgarten! es ist kein warmer Fleck in dem ganzen Rumpelkasten; und Nachts, wenn ehrliche Leute in ihren Betten liegen, kriecht sie vom Boden bis zum Keller, um ihre Schätze zu beäugeln, die sie überall hinter Kisten und Kasten weg gestaucht hat."

„So sagt man;" ließ ich einfließen.

— „Freilich, und so wird's auch sein! Wie ein todter Alraun huckte sie in dem dunklen Treppenwinkel, ein ausgebranntes Diebslaternchen noch in der erstarrten Hand. Das Schlimmste bei der ganzen Geschichte ist, sie hat das Leben wieder bekommen; aber nach Angabe des Polizeimeisters, der — glaub' ich — ein Verwandter von ihr ist, soll der Verstand zum Teufel sein; sonderbar genug, daß der die alte Hexe nicht auf einmal ganz geholt hat!"

„Nun aber, Verehrtester," sagte ich, als der Bür-

germeiſter inne hielt, „was können wir Beide bei der Sache machen?“

„Wir? — Hmm, ſie könnte in dieſem Zuſtande Unheil anrichten; es wird ſchon der Stadt wegen unſere Pflicht erheiſchen, ihr causa cognita einen Curator zu beſtellen.“

— „Sie meinen des Vermächtniſſes wegen? Aber ich dächte, das beruhe auf einer Dispoſition des ſeligen Herrn Sievert Janſen!“

„Da liegt es gerade; die Sache iſt nicht völlig außer Frage.“

So mußte ich denn in den ſauren Apfel beißen, und verſprach, die alte Dame noch heute zu beſuchen.

Indem der Bürgermeiſter ſich entfernte, fragte ich noch: „Was war denn der Selige für ein Mann?“

„Hmm! Ich denke ein Lebemann!“ erwiederte er. „Es iſt einſt flott hergegangen dort; man ſagt, das Ehepaar habe ſich einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich war damals ein Junge; aber ſie ſah noch nicht ſo übel aus, als der Alte in die Grube fuhr, und es gab noch manches Gläſerklingen mit jungen vornehmen Herren in dem großen Saale des Hinterflügels

aber endlich — das Luftfeuerwerk iſt verpufft, der ſchmucke Leib verdorrt; ſtatt der Gläſer läßt ſie jetzt ihre Gold- und Silberſtücke klingen.“

— — Bald darauf trat ich ohne Hinderniß in das Haus und in das Zimmer der Kranken, zu welchem letzteren eine von der Stadt beſtellte Wärterin mir die Thür geöffnet hatte.

Es war ein ſeltſamer Anblick. Auf den Stühlen, von deren Polſtern die Fetzen herabhingen, lagen auf den einen verſchliſſene Kleider und Hüte, auf den andern ſtanden Töpfe und Pfannen mit kärglichen Speiſereſten; an der ſchweren Stuckdecke und an den gardinenloſen Fenſtern hing es voll von Spinngeweben. Eine ſeltſam todte Luft hielt mich einen Augenblick zurück, ſo daß ich mich nur langſam dem großen an der einen Wand ſtehenden Himmelbette näherte.

Als die Wärterin die beſtäubten Vorhänge zurückzog, hörte ich ein Klirren wie von einem ſchweren Schlüſſelbunde, das, wie ich nun ſah, von einer kleinen dürren Hand umklammert war, und eine winzige, in einen alten Soldatenmantel eingeknöpfte Geſtalt ſuchte ſich aus den Kiſſen aufzurichten. Das kleine runzelige

Geſicht meiner Nachbarin ſtarrte mich aus ſeinen grellen Augen an. „Jag' die Hexe fort!“ ſchrie ſie und ſchlug mit den Schlüſſeln gegen die Vorhänge, daß die Wärterin erſchreckt zurückſprang; dann, ſich zu mir wendend, ſetzte ſie in hohem Ton hinzu: „Sie wollten ſich nach meinem Befinden erkundigen, Herr Nachbar; ich danke für Ihre Aufmerkſamkeit; aber — man hat mir eine Perſon hier aufgedrängt; es ſcheint, als wolle man mich überwachen!“

„Aber Sie hatten einen Unfall; Sie bedürfen ihrer;“ ſagte ich.

„Ich bedarf keiner beſtellten Wärterin; ich kenne die Perſon nicht!“ erwiederte ſie ſcharf. „Allerdings, heute Nacht — man hat mich berauben wollen; es tappte auf dem Hausboden, vermummte Geſtalten ſtiegen zu den Dachluken herein; es klingelte im ganzen Hauſe —“

„Klingelte?“ unterbrach ich ſie und mag dabei wohl etwas verwundert ausgeſehen haben; „das pflegen doch die Räuber nicht zu thun.“

„Ich ſage, es klingelte!“ wiederholte ſie mit Nachdruck. „Mein Herr Neffe, der Chef der hieſigen Po-

lizei — ich pflege ihn nur das Schaf der Polizei zu nennen — ist zu dumm, um die Spitzbuben einzufangen! Er war höchstpersönlich hier und suchte mir einzureden, daß ich das Alles nur geträumt hätte. — Geträumte Spitzbuben!" — Ein unaussprechlich höhnisches Kichern brach aus dem zahnlosen Munde. — „Er möchte wohl, daß auch mein Testament nur so geträumt wäre!"

Der Polizeimeister hatte ein kinderreiches Haus und eine nicht zu große Einnahme. Ich dachte deshalb ein gutes Wort für die Blutsverwandtschaft einzulegen und fragte wider besseres Wissen: „Ihr Herr Neffe befindet sich also nicht unter Ihren Testamentserben?"

Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und schloß die Hand, als ob sie Fliegen fange. „Unter meinen Erben? — — Nein, mein Lieber; mein Erbe ist der, den ich zu bestimmen beliebe; — und ich habe ihn bestimmt!"

Sie begann nun mit sichtlicher Genugthuung mir den Inhalt des Testamentes aus einander zu setzen, wie er mir im Wesentlichen schon bekannt war.

„Aber jene Stiftung," ſagte ich, „ſoll ja an ſich ſehr reich dotirt ſein!"

„So, meinen Sie?" erwiederte die Alte. „Aber es iſt nun einmal meine Freude! Die alten Taugenichtſe ſollen was Beſſeres in ihre Fläſchchen haben; bis jetzt wird es wohl nur Kartoffelfuſel geweſen ſein. Nach meinem Abſcheiden ſollen ſie Jamaika-Rum trinken, der drei Mal die Linie paſſirt iſt."

„Und die vielen hübſchen Kinder Ihres Verwandten?"

„Ja, ja!" ſagte ſie grimmig. „Das vermehrt ſich und will dann aus anderer Leute Beutel leben! Ich, mein Herr Stadtſecretär," — ſie ſchnarrte das Wort mit einer beſonderen Schärfe heraus — „ich habe keine Kinder."

Noch einmal ſtrengte ich meine Wohlredenheit an; ſie möge wenigſtens ein Codicill machen, um für die Ausſteuer der armen Mädchen ein paar Tauſend Thaler auszuſetzen. Aber da kam ich übel an.

„Tauſend Thaler!" Sie ſchrie es faſt, und der greiſe Kopf zitterte auf und ab. „Keinen Schilling ſollen ſie haben; — keinen Schilling!"

Sie legte ſich erſchöpft zurück, und ich betrachtete mit Grauen dies zerbrechliche Weſen, deſſen Glieder nur noch in den Zuckungen des Haſſes zu leben ſchienen. „Keinen Schilling!“ wiederholte ſie noch einmal.

Der kleine runde Polizeimeiſter war ein Mann, der als armer Familienvater ſtark aufs Carrieremachen aus war, der aber ſonſt ganz hübſch im großen Haufen mitging. „Was haben Sie gegen Ihren Herrn Neffen?“ fragte ich. „Hat er Sie irgendwie beleidigt?“

„Mich? — Nein, mein Lieber,“ erwiederte ſie. „Im Gegentheil; er machte mir ſogleich die feierliche Viſite, als er nur eben ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit in dieſer Stadt begonnen hatte; natürlich“ — ſie ſchien mit Behagen auf dieſem Worte zu verweilen — „natürlich, um zu erbſchleichen; aber das thut ja nichts zur Sache! O, ein ganz charmanter Mann! Ich hatte vorher nicht das Vergnügen ihn zu kennen; aber das ging ſo glatt: ‚Liebe Tante‘ hinten und ‚Liebe Tante‘ vorn.“ Sie ſtreckte einen Arm unter der Decke hervor und ließ die Hand wie eine Puppe gegen ſich auf und ab knixen.

„Ich habe ihn aber nicht eingeladen," fuhr ſie fort; „ich mache kein Haus mehr, es iſt zu unbequem in meinem hohen Alter."

Es mochte ihren argwöhniſchen Augen nicht entgangen ſein, daß bei dieſer Aeußerung meine Blicke unwillkürlich die traurige Wüſtenei des Zimmers überflogen hatten.

„Sie wundern ſich wohl," ſagte ſie, „wie es hier unten bei mir ausſieht! Aber oben in der Bel-Etage habe ich meine Prunkgemächer! Einſt, mein Herr Stadtſecretär, waren ſie oft genug geöffnet! Caroſſen mit Rappen und Iſabellen hielten vor meiner Thür, und Grafen und Generalconſuln fremder Staaten haben an meiner Tafel geſeſſen!"

Dann ſprang ſie wieder auf jenen Antrittsbeſuch ihres Neffen über. „Er hatte mir auch ſein älteſtes Mädchen hergebracht — eine Dame, ſag' ich Ihnen; o, eine ganze Dame! Das müſſen reiche Leute ſein, der Herr Neffe und ſeine Demoiſellen Töchter; ein Kleid mit echten Spitzen, eine römiſche Camee zur Vorſtecknadel! Aber ſagen that ſie juſt nicht viel; ſie war auch wohl nur da, damit ich in das ſchmucke

Lärvchen mich verliebe! — Ich!“ — ſie lachte voll Verachtung — „ich brauchte einſt nicht aus der Thür zu gehen, um ganz was Anderes zu erblicken! Aber das Mündchen wurde ſo ſüß, ſo unſchuldsvoll; es that einem leid, zu denken, daß dadurch auch die liebe Leibesnothdurft, gebratene Hühnchen und Krammetsvögelchen hineinſpazieren mußten. Nicht wahr, Herr Stadtſecretarius, ein ſchönes Weib iſt doch auch nur ein ſchönes Raubthier?“

Sie nickte vor ſich hin, als gedächte ſie mit Befriedigung einer Zeit, wo auch ſie ſelber Beides dies geweſen ſei. Plötzlich aber den Kopf zu mir wendend, mit einem Aufblitzen der Augen, als käme es aus dem Abgrund, worin ihre Jugend begraben lag, ſagte ſie mit einem zitternden Pathos: „Sehen Sie mich an; ich bin einſt ſehr ſchön geweſen!“

Ich erſchrak faſt, als ich die kleine dürre Geſtalt wie durch einen Ruck ſich kerzengrade in den Kiſſen aufrichten ſah; aber ſchon waren die großen Augen wieder grell und kalt.

„Nicht wahr, Sie ſehen das nicht mehr? denn ich bin alt, und“ — ſie ſprach das faſt nur flüſternd —

„der Tod ist hinter mir her; des Nachts, immer nur des Nachts! Ich muß dann wandern; es ist nur gut, daß mein Haus so groß ist.“

„Sie leiden an Schlaflosigkeit,“ sagte ich, „es ist das Leiden vieler alten Leute!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein, mein Lieber; ich halte mich gewaltsam wach; merken Sie wohl — gewaltsam! Ich fürchte den Hans Klapperbein auch nur im Schlafe; er hat schon Manchen so erwürgt; aber — ich bin nicht so dumm, er soll mich noch so bald nicht kriegen! Die Herren von der Stadt hätten freilich nichts dagegen; — aber sie sollen sich in Acht nehmen! Am liebsten, glaub' ich, möchten sie mich gar noch unmündig machen.“

Auf einmal schien ihr etwas aufzudämmern. „Sie sind auch bei der Stadt angestellt, mein Lieber!“ sagte sie und sah mich mit einem unbeschreiblich lauernden Blicke an.

„Sie wissen das,“ antwortete ich; „Sie haben mich ja mehrfach mit meinem Amtstitel angeredet.“

„Ja, allerdings!“ Ihr Blick hatte mich noch immer festgehalten. „Hat man Sie,“ fragte sie vorsichtig, „vielleicht mit einem Auftrage zu mir geschickt?“

Ich ſtutzte einen Augenblick; dann aber beſchloß ich, ihr die ganze Wahrheit zu ſagen. „Man hatte freilich gefürchtet," ſagte ich, daß Ihre Altersſchwäche die Einleitung einer Curatel erforderlich machen würde."

Sie wurde ſehr aufgeregt. „Schwach!" ſchrie ſie, und es war eine dünne gläſerne Stimme, die mir in die Seele ſchnitt —. „Nein, nicht ſchwach; reich bin ich — reich! Und plündern will man mich! Aber ich werde mein Haus vermauern laſſen, und ſollte ich darin verhungern!" Sie griff in die Vorhänge und ſuchte die Füße aus dem Bette zu ſtrecken; ſie wollte heraus, ſie wollte zeigen, daß ſie kräftig und geſund ſei.

Die Wärterin kam herbei, ich redete ihr zu; aber wir ſuchten vergebens ſie zu beruhigen. Dabei hatte ich meinen Stuhl verlaſſen, auf dem ich bisher mit dem Rücken gegen die Fenſter geſeſſen hatte, und ſtand jetzt ſo, daß mein Geſicht in der vollen Tagesbeleuchtung der Alten gegenüber war. Plötzlich wurde ſie ſtill, ja ſie ſchien ſogar meinen Worten zuzuhören. Ich konnte ihr jetzt ſagen, daß nach meiner Anſicht zu einer Curatel bei ihr keine Veranlaſſung ſei, daß

aber das unnütze Aufspeichern ihrer großen Zinsenerndten den Verdacht einer Unfähigkeit zur eignen Vermögensverwaltung erregen könne, und schlug ihr endlich vor, einem Mann, dem sie vertraue, dieselbe zu übertragen.

Schon während des Sprechens hatte ich gefühlt, daß ihre Augen fest auf mein Gesicht gerichtet waren, fast wie bei unserer ersten Begegnung in den beiderseitigen Gärten. „Vertrauen! Ja, vertrauen!“ stieß sie ein paar Mal hervor; dabei wand sie die Hände um einander, als wenn sie einen inneren Kampf zu überstehen habe. Plötzlich griff die eine Hand nach meiner und hielt sie fest. „Sie!“ sagte sie hastig. „Ja, wenn Sie es wollten!“

„Ich, Madame Jansen! Sie kennen mich ja nicht!“

Wieder sah sie mir musternd in die Augen. „Nein,“ sagte sie dann; „Sie sind ein junger Mann; aber ich weiß es, Sie werden ein armes altes Weib nicht hintergehen.“

Ob das der Zauber war, den mein heiterer Nachbar bei mir voraussetzte! Aber ich gab meine Einwilligung und machte nur zur Bedingung, daß die

Ueberlieferung unter Zuziehung eines Notars geſchehen ſolle; Tag und Stunde möge ſie mir ſelbſt beſtimmen.

Noch immer hielt ſie meine Hand, und als ich jetzt gehen wollte, ſchien ſie ſie nur zögernd loszulaſſen.

Beim Abſchiede fragte ich ſie, ob ich ihr einen Arzt beſorgen dürfe, damit ſie raſcher wieder zu Kräften komme.

Sie blickte mich an, als ſuche ſie in meinen Augen die Beſtätigung einer Theilnahme, die ſie in dem Ton meiner Worte gefühlt haben mochte; dann aber ſtreckte ſie mir lachend ihre linke Hand entgegen, in der, wie ich jetzt ſah, zwei Finger ſteif geſchloſſen lagen. „Ein Meiſterſtück unſeres berühmten Dr. Nicolovius!“ ſagte ſie in ihrer alten bitteren Weiſe. „Hat er denn noch nicht, wie ſeine Collegen, einen trompetenden Hanswurſt vor ſeiner Bude ſtehen? — — Nein, nein, mein Lieber, keinen Arzt! Ich ſelber kenne meine Natur am beſten.“

So war meine Aufgabe für heute denn beendet.

* * *

Wenigſtens das räthſelhafte Klingeln ſchien nicht nur geträumt zu ſein. Eine große Schleiereule hatte ſich — mit einigem Rechtsgrund, wie mir ſchien — auf den einſamen Böden einquartiert und mochte bei einer vergeblichen Mausjagd die Klingeldrähte geſtreift haben, die durch das ganze Haus und auch dort hinaufliefen. Die alte Dame ſelbſt war ſchon am zweiten Tage wieder aufgeſtanden, ja ſie hatte ſich ſogar mit Hülfe der Wärterin aus der Stange ihres Obſtpflückers und einem Tonnenbande einen Ketſcher angefertigt und ſolcherweiſe den keine Miethe zahlenden Vogel wie einen Nachtſchmetterling ebenſo eifrig als vergeblich über alle Böden hin verfolgt.

Ich erfuhr dies Alles, als ich eines Vormittags zu dem verabredeten Geſchäfte mit einem befreundeten Notar wieder in das Haus trat. Wir wurden in den dritten Stock hinaufgeführt; hier öffnete die Wärterin eine Thür, an der von einer eiſernen Krampe ein ſchweres Vorhängeſchloß herabhing.

Es war eine mäßig große düſtere Kammer; in deren Mitte ſtand die alte Madame Janſen vor einem Tiſche und ſortirte emſig allerlei Päckchen, wie ſich

nachher ergab, mit den verschiedensten Werthpapieren; rings herum an den Wänden, so daß nur wenig Platz neben dem Tische blieb, standen eine Menge straff gefüllter Geldbeutel, von denen die meisten aus den Resten alter, sogar seidener Frauenkleider angefertigt schienen.

So gesprächig die Alte bei meinem ersten Besuche gewesen war, so wortkarg war sie heute; mit zitternden Händen setzte sie einen Beutel nach dem andern vor uns hin; mit stummen fast schmerzlichen Blicken verfolgte sie das Zählen des Geldes, das Versiegeln der Beutel, das Numeriren der Etiquetten. — Obwohl die einzelnen Münzsorten sorgsam von einander gesondert waren, so dauerte die Aufnahme der Werthpapiere und des Baarbestandes doch bis in den Abend hinein; zuletzt arbeiteten wir bei dem Lichte einer Talgkerze, die in einem dreiarmigen Silberleuchter brannte.

Endlich wurde der letzte Beutel ausgeschüttet. Er enthielt jene schon derzeit seltenen Vierschillingstücke mit dem Perrückenkopfe Christian des Vierten, welche in dem Rufe eines besonders feinen Silbergehaltes standen. Als auch der beseitigt war, fragte ich, ob das nun Alles, ob nichts mehr zurück sei.

Die Alte blickte unruhig zu mir auf. „Iſt das nicht genug, mein Lieber?“

— „Ich meinte nur, weil ſich gar keine Goldmünzen unter dem Baarbeſtande finden.“

„Gold? — In Gold bezahlen mich die Leute nicht.“

— Somit wurde das Protocoll abgeſchloſſen, und, nachdem die Alte in zwar unſicherer, aber immer noch zierlicher Schrift ihr „Botilla Janſen“ darunter geſetzt hatte, war das Geſchäft beendet; die Werthpapiere wurden in eine Kiſte gelegt, deren Schlüſſel ich an mich nahm; dieſe ſelbſt und die Baarbeſtände ſollten am anderen Tage in mein Haus geſchafft werden.

Als ich mit dem Notar auf die Straße hinausgetreten war, bemerkte ich, daß mir ein ſilberner Bleiſtifthalter fehle, den ich bei dem Notiren der Geldſummen benutzt hatte. Ich kehrte ſofort um und lief raſch die Treppen wieder hinauf; aber ich prallte faſt zurück, als ich nach flüchtigem Anklopfen die Thür der Kammer öffnete. Im Schein der Unſchlittkerze ſah ich die Alte noch immer an dem Tiſche ſtehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel von rothem

Seidendamaſt, die andere wühlte in einem Haufen Gold, der vor ihr aufgeſchüttet lag.

Sie ſtieß einen Schreckensruf aus, als ſie mich erblickte, und ſtreckte beide Hände über den funkelnden Haufen; gleich darauf aber erhob ſie ſie bittend gegen mich und rief: „O laſſen Sie mir das! Es iſt meine einzigſte Freude; ich habe ja ſonſt gar keine Freuden mehr!“ Eine ſcharfe zitternde Stimme war es und doch der Ton eines Kinderflehens, was aus der alten Bruſt hervorbrach.

Dann griff ſie nach meiner Hand, riß mich an die Thür und zeigte in das dunkle gähnende Treppenhaus hinab. „Es iſt Alles leer!“ ſagte ſie; „Alles! Oder glauben Sie, mein Lieber, daß die Tochter aus Elyſium hier dieſe Stufen noch hinaufmarſchirt? — Nur das Gold — nehmen Sie mir es nicht — ich bin ſonſt ganz allein in all den langen Nächten!“

Ich beruhigte ſie. Ich hatte kein Recht zu nehmen, was ſie mir nicht gab; und übrigens — das Spielwerk war zwar koſtbar; aber weshalb ſollte die reiche Frau es ſich denn nicht erlauben! — Raſch nur noch meinen Bleiſtift, und dann fort aus dieſer

erdrückenden Umgebung, in die ich den ganzen Tag hineingebannt gewesen war!

Als ich im Vorbeigehen einen Blick auf den blinkenden Goldhaufen warf, bemerkte ich, daß auch Schaustücke und fremde, namentlich mexikanische und portugiesische Goldmünzen darunter waren. Das erinnerte mich an die Spielgesellin meines Großvaters; der reizende Mädchenkopf, der schon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlösenden Zauber der Schönheit vor mir auf, und einen Augenblick dachte ich daran, jetzt meine Erkundigungen nach ihr anzustellen; aber die arme Greisin mir gegenüber befand sich in so fieberhafter Aufregung, daß ich nicht dazu gelangen konnte. Ich verschob es auf gelegenere Zeit; und eilte, daß ich in die frische Winternacht hinauskam.

* * *

Es war inzwischen Frühling geworden; die Buchenwälder um die schönen Ufer unserer Meeresbucht lagen im lichtesten Maiengrün. Zwischen uns und der Familie des Polizeimeisters hatten sich gewisse

Beziehungen ergeben; besonders hatte sich dessen älteste Tochter meiner Frau in jugendlicher Freundschaft angeschlossen. Das frische Mädchen mit den weitblickenden Augen gefiel uns Beiden wohl; mir niemals besser, als an einem Sonntagmorgen, da wir mit einer größeren Gesellschaft auf einem Dampfschiffe über die blaue Föhrde hinfuhren.

An der Schanzkleidung standen junge Damen mit eben so jungen Officieren in einer jener wohlgecirkelten Unterhaltungen, die meistens harmlos genug, mitunter aber auch um desto übler sind, je mehr die jungen Köpfe nur die gedankenlosen Träger der Armseligkeiten zu sein pflegen, die darin zu Tage kommen. Der Gegenstand mußte dies Mal sehr anregend sein; die Gesichter der hübschen Frauenzimmer strahlten vor Entzücken.

Unsere junge Freundin — sie trug den etwas ungewöhnlichen Namen „Mechtild" — war nicht darunter; sie stand unweit davon, die Hände auf dem Rücken, an dem Schiffsmast, und wiegte wie im Vollbehagen ihrer Jugendkraft den schlanken Oberkörper auf und ab, wie die Wellen das Schiff, von welchem sie ge-

tragen wurde. Die Stattlichkeit dieſer Mädchengeſtalt war mir noch niemals ſo in die Augen gefallen, wie hier unter dem blauen Frühlingshimmel, wo der Seewind ihr in Haar und Kleidern wühlte, und ihre blauen Augen in die Ferne nach den waldbekränzten Ufern ſchweiften.

Drüben unter der jungen Gruppe war das Geſpräch indeſſen lauter geworden; eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgeſellſchaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit eingeladen; aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, ſo in größerem Cirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen. — Die jungen Herren vom Degen und ein junger auf Beſuch anweſender Geſandtſchafts-Attaché meinten auch, das gehe ja ganz vortrefflich! So zum Tanzen, und — was freilich nicht geſagt wurde — zum Heirathen, wenn ſie reich ſeien; warum denn nicht!

Mechtild hatte den Kopf gewandt und ſchien aufmerkſam zu lauſchen. Ein überlegenes Lächeln ſpielte mehr und mehr um ihren ſchönen, aber keineswegs

kleinen Mund; und jetzt mit allem Uebermuth der Jugend brach es hervor. Es war ein köſtlicher Bruſtton dieſes Lachen; die jungen Damen drüben verſtummten plötzlich wie erſchrocken.

Dann rief Eine zu ihr hinüber: „Was haſt du, Mechtild? Warum lachſt du ſo?“

— „Ich freu' mich über Euch!“

„Ueber uns? Weshalb, was haſt du wieder?“

— „Daß Ihr ſo allerliebſte Wachspuppen ſeid!“

„Was ſoll denn das nun wieder heißen?“

— „O, ich meine nur! Und das ſo hier, unter des lieben Gottes offenem Angeſicht!“

„Ach was! Komm her, und ſei nicht immer ſo apart!“

Aber ſie kam doch nicht; ein wilder Schwan mit blendend weißen Schwingen flog, raſch unſer Fahrzeug überholend, in der hohen Luft dahin; dem folgten ihre Augen. — Ich betrachtete ſie; ſie ſah gar nicht aus, wie die Tochter eines carrieremachenden Vaters; ja, ich ſchämte mich aufrichtig, mich ſo kleinlich um eine Ausſteuer für ſie mit dem alten Alraun umhergezankt zu haben.

Dennoch reizte es mich; ich trat zu ihr und fragte: „Mechtild, möchten Sie wohl eine Erbschaft machen?“

Sie sah mich groß an. „Eine Erbschaft? Ach, das möcht' ich wohl!“ Sie sagte das fast traurig, als ob eine Hoffnung daran hinge.

Die Stadt, von der wir uns mehr und mehr entfernten, war in der klaren Luft noch deutlich sichtbar. „Sehen Sie zwischen den kleineren Häusern das hohe graue Gebäude?“ fragte ich. „Dort lebt eine alte Frau; die weiß, auch heute, nichts von Licht und Sonnenschein!“

„Ja, ich sehe das Haus; wer wohnt darin?“

„Eine Tante von Ihnen oder Ihrem Vater.“

„O die! — das ist nicht meine Tante; meine Großmutter war nur Geschwisterkind mit ihr; wir sind auch einmal dort gewesen.“ Sie schüttelte sich ein wenig. „Nein, die möcht' ich nicht beerben.“

„Aber sonst?“ sagte ich und sah ihr forschend in die Augen.

„Sonst? Ach ja!“ Und die helle Lohe schlug dem schönen Mädchen ins Gesicht, daß ihre Augen dunkel wurden.

„Vertrauen wir den reinen Sternen, Mechtild!“ ſagte ich und drückte ihr die Hand. Ich hatte wohl gehört, daß ſie einem jungen Officier ihre Neigung geſchenkt habe, daß aber die Armuth Beider einer näheren Verbindung im Wege ſtehe; jetzt wußte ich es denn.

* * *

„Mama's“ große Tanzgeſellſchaft hatte richtig ſtattgefunden, und unter Anderem die praktiſche Folge gehabt, daß einer der Officiere, der ſogenannte „blaue Graf“ — ich weiß nicht, ob ſo genannt wegen ſeines beſonders blauen Blutes oder weshalb ſonſt — ſich kurz danach mit einer der zu dieſer Feſtlichkeit befohlenen reichen Kaufmannstöchter verlobt hatte. Die ganze Stadt, namentlich die junge Damenwelt, beſprach den Fall das auf Gewiſſenhafteſte.

Aber die Folgen von „Mama's Tanzgeſellſchaft“ ſollten ſich noch weiter fortſetzen. Eines Morgens kam die bewußte Brodfrau, vermuthlich die Hauptvermittlerin zwiſchen meiner verehrlichen Mandantin und der Außenwelt, und brachte mir eine Empfehlung

von der Madame Jansen, ich möchte doch nicht unterlassen noch heute bei ihr vorzusprechen.

Kurz danach trat ich in das bewußte Zimmer; das Haus hatte ich offen gefunden, obgleich die Wärterin schon seit lange von ihr entlassen war. Ich traf meine alte Freundin unruhig mit einem Krückstock auf und ab wandernd, trotz des heißen Junitages in ihren grauen Soldatenmantel eingeknöpft; dabei hatte sie eine schwarze Tüllhaube auf dem Kopfe, worin eine dunkelrothe Rose nickte; die falschen Locken waren auch schon vorgebunden.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen;" hub sie in ihrer feierlichen Weise an. „Man hat mir gesagt, daß eine reiche Kaufherrntochter dieser Stadt einen Grafen heirathen wird. — Ich sehe nicht ein, warum meine Erbin nicht auch eine Grafenkrone tragen sollte?"

„Aber ich dachte," wagte ich zu bemerken, „die Spitalleute vor dem Norderthore" — —

„Mein Herr Stadtsecretär," fiel sie mir ins Wort, „wenn Sie gleich mein Mandatar sind, — ich habe volle Gewalt, mein Testament zu ändern."

Ich bestätigte das nach Kräften. Die kleine Greisin schien in großer Aufregung; sie mußte oftmals innehalten beim Sprechen. „Es soll hier ja noch so ein hungriger Graf herumlaufen," begann sie wieder; „dem könnte auch geholfen werden! Meine Nichte — —

„Sie meinen, die älteste Tochter des Polizeimeisters!"

„Freilich, die Tochter des Chef-Directors der hiesigen Polizei. Sie ist eine ganz andere Schönheit als die semmelblonde Grafenbraut von heute; sie erinnerte mich bei dem kurzen Besuche, wo ich das Vergnügen hatte, sie zu sehen, sogar an meine eigene Jugend; die junge Dame scheint eine vorzügliche Bildung genossen zu haben; — ich werde ihr ein fürstliches Vermögen hinterlassen."

Ich war sehr erstaunt; aber ich hielt mich vorsichtig zurück und beschloß der Kugel ihren Lauf zu lassen; die Mechtild sollte schon still halten, wenn ihr die Hunderttausende in den Schooß fielen; und der Graf — diese Luftspiegelung würde wohl von selbst verschwinden.

Während solcher Gedanken ersuchte mich die Alte,

auf morgen alles Nöthige zur Errichtung eines neuen Teſtamentes vorzubereiten. „Denn es hat Eile," ſetzte ſie hinzu. „Meine Nichte könnte bei ihrer Schönheit ſonſt gar leicht eine Verbindung unter ihrem jetzigen Stande eingehen. — Schon in nächſter Woche werde ich meine Prunkgemächer öffnen; ich werde den Herrn Grafen einladen und ihm meine Erbin vorſtellen; mein Neffe, der Herr Chef-Director, wird es übernehmen die Honneurs zu machen! — — Aber jetzt, mein Lieber, begleiten Sie mich nach oben; wir wollen doch ein wenig revidiren!"

Bei dieſen Worten hatte ſie das große Schlüſſelbund unter dem Kopfkiſſen ihres Bettes hervorgeholt; dann ſteckte ſie ohne Weiteres ihre kleine Knochenhand unter meinen Arm, und ſo krochen wir mit einander die breiten Treppen zu dem oberen Stockwerk hinauf.

Es war ein großer, nach hinten zu belegener Saal, den wir jetzt betraten, nachdem der Schlüſſel ſich kreiſchend und nur mit meiner Hülfe im Schloß herumgedreht hatte; die Wände mit einer verblichenen gelben Tapete bekleidet, in deren Muſter ſich cannelirte Säulen zu der mit Roſen verzierten Stuckdecke hinauf-

ſtreckten; die Möbeln alle in den graden Linien der Napoleonszeit, in den Aufſätzen der Spiegel jene Glasmalereien mit auffahrenden Auroras oder einem ſpeerwerfenden Achilleus. Auf den Fenſterbänken lagerte dicker Staub und eine Schaar von todten Nachtſchmetterlingen.

Die Alte erhob ihren Stock und zeigte nach den beiden Kronleuchtern von geſchliffenem Glaſe und nach den Fenſtern, auf die verſchoſſenen Seidengardinen, die vor Zeiten gewiß im leuchtendſten Roth geprangt hatten; dann ließ ſie meinen Arm los und begab ſich an eine Unterſuchung der mit Schutzdecken verſehenen Stuhlpolſter.

Mich hatte indeß ein anderer Gegenſtand gefeſſelt. An der Wand den Fenſtern gegenüber hingen, je über einem Sopha, zwei lebensgroße gut gemalte Bruſtbilder. Das eine zeigte einen ſchon älteren, etwas corpulenten Mann mit fleiſchigen Wangen und kleinen genußſüchtigen Augen. Das andere war das Bild eines bacchantiſch ſchönen Weibes; eine weiße Tunica umſchloß die volle Bruſt, durch das dunkle kurz verſchnittene Haar, von dem nur eine Locke ſich über der

weißen Stirn kräuſelte, zog ſich ein kirſchrothes Band mit leichter Schleife an der einen Seite; darunter blitzten ein Paar Augen von unerſättlicher Lebensluſt.

Faſt wie ein Schrecken hatte es mich befallen, als ich dieſes Bild erblickte; denn ich kannte es ſeit lange ganz genau. Es konnte kein Zweifel ſein, dies war das Original jenes kleinen Porträts aus der Stube meines Großvaters; es war Zug für Zug daſſelbe, nur mit allen Vorzügen eines lebensgroßen und in unmittelbarer Gegenwart gemalten Bildes. Ein beſtrickender Sinnenzauber ging von dem jugendlichen Antlitz aus, das hier in wahrhaft funkelnder Schönheit auf mich herabſah. Tauſend Gedanken kreuzten ſich in meinem Hirn, ich hatte faſt vergeſſen, wo ich mich befand.

Da rührte der Krückſtock der Alten an meinen Arm; ſie mußte leiſe herangeſchlichen ſein und ſtand jetzt ſchmunzelnd neben mir. „Es ſoll den höchſten Grad der Aehnlichkeit beſeſſen haben," ſagte ſie pathetiſch, mit ihrer Krücke nach dem ſchönen Weiberkopfe deutend; „nur wurde derzeit die Meinung ausgeſprochen,

daß die Friſche meiner Farben und der Glanz meiner Augen doch nicht ganz erreicht ſeien."

„Es iſt Ihr Porträt?" fragte ich.

— „Weſſen ſollte es denn ſonſt ſein? — Der berühmte Hamburger Gröger hat mich derzeit als Braut gemalt; mein Gemahl zahlte ihm ſpäter ſechshundert Ducaten für die beiden Bilder."

Es war freilich eine müßige Frage, die ich gethan hatte; aber ich war im Innerſten verwirrt; ſeltſame Gedanken umſchwirrten mich: als hätte ich möglicherweiſe nicht ich ſelber, als hätte ich der Enkel jener ſchönen Bacchantin ſein können: die Welt der Erſcheinung fing mir an zu ſchwanken; die Alte an meiner Seite flößte mir faſt Grauen ein. —

Aber ich wollte noch größere Gewißheit haben. „Waren Sie je in Antwerpen?" fragte ich.

— „In Antwerpen!" — Sie ſchien das Unvermittelte meiner Frage nicht zu fühlen; die alten Augen wurden noch greller als zuvor; mit beiden Händen auf der Krücke und vor Erregung mit dem Kopfe zitternd, ſtand ſie vor mir. „Ob ich in Antwerpen geweſen bin? — — In der höchſten Blüthe meiner

Schönheit! — Mein Vater führte eins der größten Kauffahrteischiffe dieser Handelsstadt; er nahm mich mit dahin; sechs Wochen lang verweilten wir dort im Hafen. Ob ich in Antwerpen gewesen bin!"

Die Alte begann an ihrem Stabe in dem öden Saale auf und ab zu wandern, immer eifriger dabei erzählend: „Es war derzeit ein außerordentliches Leben dort; eine russische Flotille lag auf der Rhede, die Officiere gaben Bälle auf den breiten Orlogschiffen; und gar bald hatten sie denn auch entdeckt, daß am Bord meines Vaters sich eine Schönheit ersten Ranges befinde, wie sie dieselbe unter den niederländischen Juffrouwen auch mit der schärfsten Brille nicht hätten entdecken können. Bald war ich zu allen Bällen eingeladen — ich war die Königin des Festes!"

Sie stieß heftig mit ihrem Stock auf den Fußboden, daß die Glasbehänge der Kronleuchter an einander klirrten. „In einem mit farbigen Wimpeln und Bändern geschmückten Boote wurde ich von meines Vaters Schiff geholt! Unter den russischen Officieren war ein griechischer Prinz; Constantin Paläologus hieß er, der letzte Sprosse der alten byzantinischen

Kaiserfamilie; — er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst auf seinen Armen von Bord zu heben und mich sanft auf den seidenen Polstersitz des Bootes niederzulassen. Nur in französischer Sprache konnten wir uns unterhalten: „Rose du Nord!“ sagte er, indem er schmachtend zu mir aufblickte, und breitete mit eigenen Händen einen kostbaren Teppich unter meine Füße. — O mein Herr Stadtsecretär!“ — sie schnarrte das Wort noch schärfer heraus als sonst — „wie damals das Meer und meine schwarzen Augen glänzten! Sie lagen Alle zu meinen Füßen; Alle! Der Prinz, die Officiere, die Söhne der großen deutschen Handelshäuser, welche damals auf den Comptoiren dort ihre Ausbildung erhielten, und von denen die vornehmsten auch zu diesen Bällen eingeladen wurden. — — Ich habe sie Alle fortgestoßen, Alle! — Und das freut mich noch!“

Sie focht mit dem Stocke durch die Luft, daß der Soldatenmantel von ihrer Schulter glitt, und sie nun in ihrer ganzen dürren Winzigkeit vor mir stand. In dem langen Spiegel drüben, wie in der Ferne, sah ich noch einmal eine solche Gestalt und mich an ihrer

Seite ſtehen; noch einen zweiten Saal mit dem verblichenen Säulenmuſter, den ſteifen Sophas und mit den großen Glaskronen, deren Kryſtallbehänge vergebens unter dem Staube zu glitzern ſuchten, womit ſtill, aber emſig die Zeit ſie überzogen hatte. Mir war, als befinde ich mich in einer geſpenſtiſchen Welt, deren Wirklichkeit ſeit lange ſchon verſunken ſei.

Als ich den Mantel aufgehoben und ihn der Alten wieder unter dem Kinn zugeknöpft hatte, ſah ſie mich lange ſchweigend an. Die runzeligen Wangen waren geröthet; aber dennoch ſah ſie erſchreckend verfallen aus; und jetzt ſagte ſie mit einer ſo milden Stimme, daß ich ſie dieſer Menſchenmumie nicht zugetraut hätte: „Wiſſen Sie, mein Lieber, warum ich Ihnen mein Vertrauen ſchenkte? Gleich, da ich Sie ſah — Ihnen allein von allen Menſchen? — — Sie haben eine Aehnlichkeit;“ fuhr ſie fort, als ſie keine Antwort von mir erhielt, „eine Aehnlichkeit! — — Unter den jungen deutſchen Kaufleuten war Einer; ich kannte ihn ſeit lange! — Junger Mann, haben Sie es ſchon erlebt, daß ein Menſchenkind mit ſehenden Augen ſein beſtes Glück mit Füßen von ſich ſtieß? — War er

nicht ſchön? — Ja, er war ſchön wie ein Johannes! — War er nicht reich? — Freilich, der da hatte mehr!“ und ſie wies mit dem Stabe auf das Seitenſtück ihres Jugendbildes.

„Es iſt das Bild Ihres ſeligen Mannes?“ fragte ich dazwiſchen.

„Selig?“ — Sie lachte grimmig in ſich hinein; dann fuhr ſie in ihrem Frage- und Antwortſpiele fort: „Und war er nicht auch gut?“ — Sie lachte wieder. „Ja, ja, er war auch gut; aber da lag es! Ich glaube, ich konnte es nicht leiden, daß er gar ſo gut war! — — Und er hat mich geliebt, der arme Narr; ich weiß, er ließ ſich heimlich eine Copie von meinem Bilde machen und ging dann in die weite Welt. — — Vorbei, längſt vorbei!“ murmelte ſie leiſe in ſich hinein und begann wieder auf und ab zu wandern.

Plötzlich blieb ſie ſtehen. „Wenn ich wüßte, ob er noch am Leben ſei oder ſeine Kinder oder ſeine Enkel!“ Sie ließ den Krückſtock fallen und faltete wie betend ihre Hände; ich ſah, wie die ganze Geſtalt der kleinen Greiſin bebte.

Ein namenloſes Mitleid befiel mich; und ſchon

öffnete ich die Lippen, um ihr zuzurufen: ich bringe dir den Gruß deiner Jugendliebe, ich bin ſeines Blutes, du ſollſt nicht ſterben in der Verlaſſenheit des Haſſes!

Da ſetzte ſie hinzu: „Wenn ich es wüßte, ich würde auch das ſchöne Lärvchen laufen laſſen! Sie, keine Anderen ſollten meine Erben ſein!“

Das verſchloß mir den Mund.

Sie nannte mir den Familiennamen meines Großvaters. — „Ich habe ihn nie gehört,“ ſagte ich.

Die Greiſin ſeufzte. Sie ſah ſich noch einmal in dem Saale um. „Es iſt Alles vorzüglich wohl erhalten!“ ſprach ſie dann wieder in ihrer alten hochtrabenden Weiſe; „machen wir das Teſtament in Ordnung! — Aber, mein Lieber, keine fremden Leute mir ins Haus! Der Mann der alten Brodfrau und ihr Enkelſohn können Zeugen ſein; die ſind dumm genug dazu!“

Sie nahm den Krückſtock, den ich ihr aufgehoben hatte, und hing ſich wieder an meinen Arm; aber ſie umklammerte mich jetzt, als fürchte ſie zu fallen, und da ich zu ihr hinabblickte, ſtarrte eine wahre Todten-

maske mir entgegen; die einstmals schöne Nase stand scharf und hippokratisch zwischen den großen grellen Augen.

Ich erschrak und suchte sie nochmals zu bewegen, sich einem Arzte anzuvertrauen; aber sie schüttelte nur den Kopf, obgleich ihre Kinnbacken wie im Fieber an einander schlugen. „Die Aehnlichkeit!“ hörte ich sie nochmals vor sich hin murmeln; „o die Aehnlichkeit!“

Sie war so schwach, daß ich sie die Treppe fast hinuntertragen mußte; dennoch, als wir unten angelangt waren, schleppte sie sich an die Hausthür, und ich hörte, wie sie hinter mir die Kette einhakte.

— — Beim Austritt aus dem Hause sah ich unsere junge Freundin Mechtild die Straße herabkommen. Schon verspürte ich eine Neigung, ihr womöglich zu entweichen — denn ich schämte mich etwas meines Jesuitismus zu ihren Gunsten — als ich in ihrer heiteren Weise von ihr angerufen wurde.

„Nun, Herr Stadtsecretär? Sie kommen aus dem Hause meiner Tante?“

„Freilich,“ erwiederte ich, „die, wie Sie sagen, nicht Ihre Tante ist.“

— „Was hatten Sie dort zu thun? Am Ende ſind Sie es, der mir die große Erbſchaft wegfiſcht!“

„Gewiß! Warten Sie nur noch ein paar Tage, da werden ſich große Dinge offenbaren.“

— „Und Sie glauben wohl, ich werde Ihnen jetzt eine Scene weiblicher Neugierde zum Beſten geben! Sie irren ſich, Herr Stadtſecretär! Aber“ — und ſie zeigte mit ihrem Sonnenſchirm nach dem finſteren Hauſe — „wenn Sie dort Gewalt haben, reißen Sie doch einmal alle Fenſter auf. Die arme alte Frau — das wird ihr wohl thun, wenn dieſe Frühlingsluft das Haus durchweht!“

Sie nickte mir zu und ging die Straße hinab.

Ich ſah ihr lange nach und dachte: „Komm du nur ſelbſt hinein! Dir wird auf die Länge auch jenes arme alte Herz nicht widerſtehen; du ſelber biſt der rechte Frühlingsſchein!“

* * *

„Das Teſtament! Die Alte ſagt, es habe Eile!“ Mit dieſem Gedanken war ich am anderen Morgen ſchon früh an meinem Schreibtiſch, um einen

möglichſt vollſtändigen Entwurf deſſelben auszuarbeiten.

Während ich damit beſchäftigt war, brachte meine Frau mir den Kaffee, den ich mir heute nicht Zeit ließ im Familienzimmer einzunehmen.

„Du," ſagte ſie, „es ſoll die Nacht wieder recht unruhig geweſen ſein im Hauſe links."

„Schön!" erwiederte ich. „Nächſtens ſoll es darin auch bei Tage unruhig werden!"

— „Nein, ohne Scherz! Die Mägde — ihre Kammer liegt ja nach jener Seite hin — ſie haben es klirren hören, als wenn ein ſchwerer Geldſack auf den Boden fiele."

„Thorheit!" ſagte ich und ſchrieb, ohne aufzuſehen, weiter; „die Alte hat gar keinen Geldſack mehr im Hauſe, nur einen Haufen goldener Spielmarken."

Da klopfte es.

Auf mein „Herein" reckte ſich ein alter Weiberkopf ins Zimmer. „Keine Menſchenmöglichkeit, bei der Madame Janſen 'reinzukommen!" ſagte die Brodfrau, die jetzt völlig zu uns eintrat. „Schon Glock' Sechſen hab' ich mit dem Klopfer aufgeſchlagen, daß die Nach-

barsleute vor die Thüren kamen; es muß absolut was passirt sein, Herr Stadtsecretär!“

Das machte mich doch von meinem Tische aufspringen; denn das Klopfen hatte ich freilich auch gehört.

Als wir auf die Straße kamen, war schon ein benachbarter Schlosser mit seinem Werkzeug angelangt. Ich hieß ihn die Hausthür öffnen und, als das geschehen war, die innen vorgelegte Kette durchfeilen. Dann traten wir in das untere Zimmer.

Es sah noch wüster als gewöhnlich aus. Schränke und Commoden waren von den Wänden abgerückt, das Bettzeug bis auf die unterste Strohmatratze ausgepackt; sogar der große Spiegel, wie beim Auflüpfen verschoben, hing fast quer vor den beiden Fenstern; es mußte hier allerdings recht unruhig zugegangen sein.

Aber noch mehr des nächtlichen Spukes bestätigte sich: der Fußboden war mit blanken Speciesthalern wie besät; in der Mitte desselben lag der alte Soldatenmantel; ein offener, aber noch halb gefüllter Geldsack ragte daraus hervor, augenscheinlich das Füllhorn, dem diese blinkenden Schätze entrollt waren.

Eine Weile ſtanden wir, ohne eine Hand zu rühren; dann bückte ſich der Schloſſer und hob den Mantel auf. Ein kleiner zuſammengekrümmter Leichnam lag darunter, die Leiche meiner Nachbarin Madame Sievert Janſen. — Das ſchöne übermüthige Kind, das einſt das Knabenherz des Großvaters mit ſo unvergänglicher Leidenſchaft erfüllt hatte, das lebensprühende Frauenbild, deſſen Scheingeſtalt noch jetzt von der Wand des öden Saales herabblickte — was hier zu meinen Füßen lag, es war der Reſt davon.

* * *

Was ſoll ich weiter erzählen! Eine förmliche Hausſuchung, die nach dem Begräbniß der alten Dame abgehalten wurde, ergab, daß überall, im Keller wie auf den Böden, hinter Dachſparren und Panelen noch mancher Jahrgang ihrer Zinſenerndten verſteckt lag; nur der rothſeidene Beutel mit den fremden Goldmünzen iſt niemals aufgefunden worden.

Das neue Teſtament war nicht zu Stande gekommen; und ſo iſt das bedeutende, wenn auch nicht fürſtliche Vermögen, wie vorher beſtimmt war, mit drei

Vierteln an das Land- und Seespital gefallen. — Ob die blaunasigen alten Burschen jetzt alten Jamaika-Rum in ihren Flötenvögeln haben, bin ich nicht in die Lage gekommen, zu untersuchen; nur weiß ich, daß sie jetzt in doppelten Reihen auf den Bänken sitzen und ihren Vogel nach wie vor recht fleißig aus der Tasche holen.

Und Mechtild? — Sie hat dennoch ihren Lieutenant geehelicht, der jetzt sogar ein Oberstlieutenant ist. Da sie bald nach ihrer Verheirathung unsere Stadt verließ, so vermag ich Näheres über sie nicht zu berichten; hoffen wir indeß, daß sie auch in ihrem späteren Alter ein wenig höher geblieben ist, als das um sie herum. Mitunter ist ja doch dergleichen vorgekommen.

In dem alten Hause spukt es selbstverständlich, zumal wenn sich die Todesnacht der armen Greisin jährt; dann hört man sie auf Trepp' und Gängen stöhnen, als jammere sie über die vergrabenen Schätze ihrer Jugend.

Und daß es noch dergleichen in der Welt giebt" — so schloß mein Freund seine Erzählung, indem

er sich statt der längst in Rauch aufgegangenen eine neue Cigarre anzündete — „das und den Dampf einer guten Importirten, Beides finde ich unter Umständen außerordentlich tröstlich.“

„Eckenhof.“ — „Im Brauer-Hause.“

Zwei Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

Alle Rechte vorbehalten.

1861/3822

Eckenhof.

Es klingt wie eine Sage, und man könnte es fast für eine solche halten; an mehreren Orten soll es geschehen sein, und die Poeten haben hie und da einen Fetzen davon abgerissen, um ihn, jeder nach seiner Weise, zu verwenden. Dennoch möchte ich eine abgelegene Wiese unserer engeren Heimath, auf welcher die deutlich erkennbare Vertiefung eines jetzt verschütteten Ringgrabens und einige halbzersplitterte Eichen-Riesen am Rande derselben die Stätte eines einstigen Herrensitzes anzeigen, für den Schauplatz halten, auf welchem diese Schatten der Erinnerung einst in lebendiger Gestalt vorübergingen. Nicht etwa, weil es dort vor Jahren noch in selten ausführlicher Ueberlieferung erzählt wurde; aber es ist nachweisbar von Geschlecht zu Geschlecht bis in die Gegenwart heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärts steigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn

juſt die Luft nach dieſer Richtung wehte, ſondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menſchenſcheuen Herrn in einſamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen ſitzen ſah, den greiſen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt. Bei ſtillem Wetter, wenn etwa die Auguſtſonne recht heiß vom Himmel brannte, hat man es hören können, wie drinnen der Kalk herabgerieſelt, wie es im Gebälk gekracht oder gar, wer mag wiſſen was, mit dumpfem Fall herabgeſtürzt iſt.

Jetzt iſt Alles längſt verſchwunden; aber auf den verſtaubten Trümmern eines hölzernen Epitaphiums, welche in meiner Jugend auf dem Boden der dortigen Dorfkirche lagen, war noch das Bild des alten Herrenhauſes ſichtbar, wie es ſich einſtöckig mit hohem faſt fenſterloſen Unterbau innerhalb des Ringgrabens erhoben hat. Nach der Structur der beiden Zackengiebel zu urtheilen, mußte es im ſechzehnten Jahrhundert erbaut ſein; die gegen Morgen belegenen Fenſter des oberen Stockwerks ſchienen in ihrer Zuſammenſtellung anzudeuten, daß ſich dort, wie in den meiſten derzeitigen Landſitzen des Adels, zunächſt der Stiege die kleinere Winter- und daran in gleicher Lage, die geräumige Sommerſtube oder, wie man gern zu ſagen pflegte, der Ritterſaal befunden hatte.

Und ſo ſtimmt es auch mit jener bis auf uns gekommenen Erzählung; aus dieſer iſt ſogar noch weiterhin zu ſchließen, daß man aus dem Saal in einige gegen Abend belegene Kammern habe eintreten und durch dieſe wieder auf den oberen Flur habe hinaus gelangen können. Der Saal ſelbſt aber, welcher die Bildniſſe aus dem Geſchlechte des letzten in ſeiner Jugend verſchollenen Eigenthümers ſoll enthalten haben, ſpielt noch heute in der Phantaſie des Volkes eine Rolle; noch jetzt weiß man von dem Bilde eines jungen blonden Obriſters im Reiterkoller aus der Zeit der Grafenfehde, über deſſen blaſſes Antlitz eine blutrothe Narbe hingelaufen, und neben dieſem von einer ſtolzen ſchwarzäugigen Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand. Das verbundene Geſchick dieſes Paares ſoll für das des ganzen Geſchlechtes vorbeſtimmend geweſen ſein; aber die Sage über ſie iſt verſchollen; nur will man wiſſen, wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann ſei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wunderſamer Vogelſang erſchollen und jählings wieder ſtumm geworden, ſobald die Seele ſich von ihrem Leib gelöſet habe. Neben der Thür aber, welche in eine der weſtlichen Kammern führte, hing ein anderes Frauenbild, an welches unſere Erzählung ihre Fäden anknüpft.

Wenn außerdem die Ueberlieferung von einem Walde wissen will, an dessen Rande einst das Haus gelegen, so gab auch hievon jenes Epitaphienbild eine Andeutung; denn zur Linken außerhalb des Ringgrabens zeigte sich ein Heckthor, hinter dem sich ein Weg in Bäumen zu verlieren schien.

* * *

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, um die Zeit da Herzog Christian Albrecht und der dänische König gemeinschaftlich das Land regierten, ist es gewesen, als dieser Hof — im Volksmunde, wie noch jetzt der Platz, wo einst das Haus gestanden, „Eekenhof" genannt — durch Heirath in den Besitz eines Herrn Hennicke kam, der vordem als Hofjunker unter des Herzogs Leuten lebte. Er ist ein jüngerer Sohn gewesen und soll von seinen Knabenjahren an das Majoratsgut seines Hauses nur mit Neid und Haß in seines ältesten Bruders Hand gesehen haben; denn Habgier und Verschwendung haben in seinem Herzen sich gestritten. Zum Glücke aber gab es auch schon derzeit jenes zweite Mittel, um müheles, wie durch Geburt, zu Hab und Gütern zu gelangen; und es ist auch zwei Mal glücklich von ihm angewandt worden, so daß späterhin die Rede ging, Herr

Hennicke lebe von seinen beiden Weibern, der lebenden und der todten.

Die Erste, die er freite, war ein scheues Kind vom Lande; sie hatte weder Eltern noch nahe Blutsfreunde; aber das Herrenhaus zwischen den alten Eichen war ihr freies Eigen; dazu der Wald und drunten das Dorf mit den Strohdächern der Pachtbauern und der Hörigen. Nicht aus Lust hatte sie nach ihres Vaters Tode sich in die Stadt begeben; auch war die Base, der Herzogin Hoffräulein, die sie in ihr Haus geladen, ihr viel zu muthwillig; aber ihrem Vater, der sehr jung gestorben war, hatte sie geloben müssen, nach seinem Abscheiden für die Sommerstube ihr Bildniß von des Herzogs Maler Jurian Ovens fertigen zu lassen. „Das gehört noch an die leere Stelle," hatte er gesagt; „dann kann der Schlüssel abgezogen werden, wir sind dann alle wie in einer Gruft beisammen."

Die düsteren Worte hatten sie erschreckt, und sie hätte sich wol lieber um eine andere Ursach' malen lassen; aber des Vaters Wille mußte doch geschehen.

Und das Bildniß wurde wie sie selber. Das Hoffräulein mochte ihr noch so oft das Kinn emporheben und lachend zu ihr sagen: „Du sollt'st nur wissen, was für besondere Schönheit an Dir ist!" — die blauen Augen wußten nichts von dieser Schönheit und blickten

nach wie vor, als bäten sie nur um Schutz in ihrer Einsamkeit.

Daß sie als Braut nach ihrem stillen Herrenhaus zurückkehren sollte, hat sie wol nicht gedacht; auch soll die muntere Base oft nachher gesprochen haben, sie habe den schwarzen Henne wol gerne nicht genommen; sie hab' nur nicht gewagt ihm nein zu sagen, und da sie einmal ja gesagt, so sei sie viel zu gut und lang nicht klug genug gewesen, ihm wieder nein zu sagen.

Als Herr Hennicke zu seiner Hochzeit über die Zieh-brücke in den Eekenhof einritt, war droben an der Wand des Saales, wo das Fest bereitet stand, die leere Stelle ausgefüllt, und die Gäste sahen mit Verwunderung bald auf die stille, in lichtes Gewand gekleidete Braut in ihrer Mitte, bald auf ihr Bild, das, ganz ihr gleichend, ein blühend Myrtenzweiglein in der Hand, aus dunklem Rahmen von der Wand herniederblickte und die Bilderreihe des zu Ende gehenden Geschlechts beschloß.

Unter den Hochzeitsgästen ist von der Sippschaft der Braut nur die Base aus der Stadt gesehen worden; die Freundschaft des Bräutigams sind stolze herrische Männer

gewesen, und Herr Hennicke hat mit ihnen getrunken und sich wenig um die Braut gekümmert.

Als der Tag vorüber, und dann Alle, mit ihnen auch die lustige Base, den Eckenhof verlassen hatten, ist die junge Frau in Einsamkeit zurückgeblieben; denn ihr Eheherr, wenn er nicht zu Gelag und Spiel bei seinen Nachbaren war, hatte draußen genug zu thun, um, wie er sagte, ein richtig Regiment zu schaffen; die Pachtbauern sollten ganz anders jetzt den Säckel ziehen, der Schweiß der Hörigen ganz anders noch den Acker düngen. Den Vogt und das Gesinde sah er sich mit scharfen Augen an; die alten Diener, deren Knochen ihm nicht stark genug erschienen, hieß er gehen. Seines Weibes Fürbitte, wenn sie sich je und je hervorwagte, hat er mit hartem Wort zurückgeschreckt, daß sie mit scheuem Aufblick stumm geworden ist; und bald hat sie gezittert, wenn draußen auf der Treppe nur sein Schritt erscholl. Mitunter, wenn sie aus ihrer Wirthschaft über die Brücke hinaus gegangen war, sei es um drüben unter den Eichen ein Weilchen auf der kleinen Bank zu ruhen, oder seitwärts durch das Heckthor ein paar Schritte in den Wald zu schlendern, dann ist es wie ein Traum auf sie gekommen, als sei vor Zeiten — und wenn sie nachgesonnen, gar noch nach ihres Vaters Tode — hier große heitere Gesellschaft um sie her gewesen, die diese Orte nun für

alle Zeit verlassen habe; und doch hat sie gewußt, es sei so einsam dort, wie jetzt gewesen, und grübelnd ist sie in das stille Haus zurückgegangen.

Dennoch, nachdem die Zeit verlaufen war, ist es gekommen, daß bei einem Gelage in der Nachbarschaft die Gäste auf die Ankunft des erwarteten Erben haben trinken wollen. Als aber ein alter Herr gemeint, man solle zunächst des jungen Weibes denken, daß sie die schwere Stunde glücklich überstehe, ist eine Gegenrede laut geworden: „Was Weib! ein Weib ist ein zerbrechlich Ding! Stoßt an, wir wollen auf den Buben trinken!"

Und als Herr Hennicke hierauf nur träg sein Glas erhoben, hat ihm ein Anderer lachend zugerufen: „Du sinnst wol, Hennicke, wenn Du Dein Weib mit einem Buben tauschen müßtest, wie lang Du auf dem Hofe noch den Herrn zu spielen hättest? Ich will Dir rechnen helfen; mit einundzwanzig Jahren sind die Junker mündig!"

Der halbtrunkene Gast mochte nicht weit vom Ziel getroffen haben; denn Herr Hennicke hat ihn drohend angesehen: „Schweig' Wulf! Ruf den Tod Dir in Dein eigen Haus!" Dann hat er im vollen Haufen angestoßen, daß das Glas zersprungen und der Wein verschüttet ist.

Danach aber, wenn er je zuweilen das bleicher werdende Antlitz seines Weibes gesehen hat, sind jene Worte ihm allzeit wieder vor den Ohren und die weinrothen

Augen deß, der ſie geſprochen, vor dem innern Blick geweſen.

— — Und die ſchwülen Spätſommer-Monde ſind gekommen. — Und, da ihre ſchwere Stunde näher rückte, hat das junge Weib die Nachmittage in dem Ritterſaal verbracht; denn hier in dem weiten Raume, deſſen Fenſter dann im Schatten lagen, war es friſch und kühl. Schon als Mädchen hatte ſie gern mit ihrer Arbeit hier geſeſſen; jetzt nähte ſie eifrig an der kleinen Ausſteuer für die Wiege, die voll ſchwellender Kiſſen ſchon daneben in der Kammer ſtand; und wenn ein Käppchen oder ein Hemdlein auch nur zur Hälfte fertig war, dann hielt ſie's vor ſich hin und betrachtete es, halb in Entzücken, halb in dunklem Grauen. Früher und noch bis vor Kurzem war die Schaffnerin, die alte Maike, ihr zur Geſellſchaft da geweſen; aber auch dieſe hatte Herr Hennicke verabſchiedet, weil ſie, ſo ſagte er, zu alt in der Herberge geworden ſei; in Wahrheit, weil ſie der ſtummen Klage in ſeines Weibes Auge unterweilen ihren fertigen und dreiſten Mund geliehen hatte. Daher iſt jetzt nur die ſtille Geſellſchaft der Bilder ihrer Vorfahren um die junge Frau geweſen; aber faſt von allen wußte ſie, ſei es, was ihr Leben einſt erfüllt, oder was, oft jählings, aus demſelben ſie hinausgetrieben hatte. Einſt hatte die alte Maike ihr das erzählt; jetzt war ihr, wenn ſie auf

die einen oder andern blickte, als erzählten es die todten Bilder selber, daß ihres Lebens Luſt und Jammer nicht vergeſſen werde. Und von dem milden Antlitz ihres Vaters gingen ihre Blicke ſtets nach jener fernſten Ecke, wo in dem Schatten der Fenſterwand des jungen bleichen Obriſters Bildniß hing; von dieſem weiter zu der ſtolzen Dame mit der Reiherfeder, die jetzt mit ihren dunkeln Augen in das Leere ſchaute. Dann ſchrak ſie wol zuſammen und ließ die kleine Arbeit aus den Händen fallen; denn ihr war geweſen, als hübe auf der Dame Hand der Stieglitz ſeine Flügel, als ob er plötzlich ſeinen Sang beginnen wolle. Aber wenn ſie mit aufgeriſſenen Augen horchte, ſo war es todtenſtill im Saale.

Auch einmal, da in der ſteigenden Dämmerung es immer einſamer um ſie geworden war, als auch draußen das Rauſchen in den Eichen aufgehört hatte, und ihr die müden Hände in den Schooß geſunken waren, iſt es über ſie gekommen, als wäre in dem leeren Saal nun auch ſie ſelber nicht mehr da, ſondern ſtatt ihrer nur noch ihr Bildniß, das mit den anderen in den ſtillen Raum hinabſehe. Sie hat verſucht, die Arme oder den Fuß zu ſtrecken, aber ſie hat es nicht vermocht; ihr iſt geweſen, als ſei ſie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes feſtgebannt. Das finſtere Wort des Vaters hat vor ihr geſtanden; doch als es jählings

sie durchfuhr, daß dies den Tod bedeuten möge, da hat die Mutterangst aus ihr geschrieen: „Mein Kind, mein Kind! Was soll aus meinem Kinde werden!“ Und mit gelösten Gliedern ist sie aufgesprungen und in dem fast dunklen Saal umhergewandert; als sie aber an ihrem eignen Bild vorüber kam, hat sie geschaudert und ist dann eilig in die Kammer nebenan geflohen, allwo sie mit der theueren Bürde unter ihrem Herzen an der Wiege hingesunken ist.

Herr Hennicke hat dieß nie erfahren; aber sein junges Weib hat es in ihrer letzten Noth ihrem alten Seelsorger, dem Pastor drunten aus dem Dorfe, anvertraut; von diesem ist es auf seinen Nachfolger Albertus Petri übertragen, welcher vor seinem Dienstantritt als Informator in Herrn Hennicke's Hause lebte und später der erste Erzähler dieser Geschichte wurde.

Und als die Zeit erfüllt war, sind nach schwerer Angst die Kammerwände von der matten Stimme eines Knäbleins angeschrieen worden; die Mutter selber aber hat am dritten Tage ein Schlaf befallen, aus welchem die Seele nicht mehr Kraft gehabt hat, sich emporzuringen. Und wieder danach am dritten Tage, da eben durch die kleinen Scheiben das letzte Sonnengold herein-

leuchtete, ist draußen aus der Abendstille ein süßer Vogelsang erschollen, obwol die Zeit des Singens längst vorüber war und schon der Herbst die Blätter von den Bäumen riß. Die Kranke aber ist aus ihrem Fieber aufgefahren und hat mit Wehelaut gerufen: „Der Stieglitz! Maike, ach, der Stieglitz singt!“ Und als im selben Augenblick Herr Hennicke mit hartem Schritt hereintrat, ist er in jähem Schrecken an der Schwelle festgehalten worden und hat mit vorgerecktem Halse horchend dagestanden.

Da war es, als ob der Vogelsang sich nebenan im Bildersaal verliere; dann ward es völlig still, und auch die Wöchnerin sank stumm in ihre Kissen; doch als Herr Hennicke herzutrat, lag nur noch seines Weibes Leiche vor ihm.

Als bald danach die Wehmutter, welche im Hause verblieben war, das weiße Linnen über der Todten Antlitz deckte, stand der Wittwer an der Wiege und starrte schweigend auf das schwache Wesen, das dort in den Kissen um die Lebensluft zu ringen schien. Da trat das Weib auf leisen Sohlen zu ihm: „Betet zu Gott, Herr Hennicke!“ sprach sie; „aber getröstet Euch nicht, daß Euch das Kind behalten bleibe!“

Er fuhr zusammen und wandte rasch den Kopf. Das Weib erschrak fast, als er sie mit seinen schwarzen

Augen anſah. „Das Kind? Was meinſt Du?“ rief er. „Daß auch das Kind noch ſterben ſollte?“

Die Alte wurde faſt verwirrt; er ſprach ſo laut; doch weder Schreck noch Kummer war in ſeiner Stimme. „Das liegt in Chriſti Händen,“ ſagte ſie; „aber ſaht Ihr's denn nicht? Es ſteht ein Lächeln um der Leiche Mund; ſo liegen nur, die bald ihr Liebſtes nach ſich ziehen.“

Sie trat zurück, um von der Todten Angeſicht das Linnen abzudecken; aber Herr Hennicke packte raſchen Griffes ihren Arm. „Geſchwätz,“ ſtieß er mit heiſerem Laut hervor, „wenn Du nichts Anderes zu berichten weißt!“

„Laßt mich, Herr Hennicke!“ ſagte die alte Frau. „Ihr ſeid ein großer Herr; aber der Todten Angeſichter verſteh' ich beſſer doch als Ihr! Harret eine Viertelſtunde hier an Eures Kindes Wiege, ſo werdet Ihr die Gichter kommen ſehen.“

Und Herr Hennicke blieb und ſah die Gichter in dem kleinen Antlitz zucken. Dann ſchritt er aus der Kammer; er ſchritt durch den Saal; aber er ſah nicht auf, wo ſeines Weibes Bildniß hing. Eilends ſtieg er in den Hof hinab, und bald ſaß er zu Pferde, und, ſeine großen Hunde neben ſich, ritt er über die Brücke in die ſchon dunkelnde Nacht hinaus. Er ritt auf dem

engen Wege um den Wald herum, quer über die Felder um das ganze Gutsgebiet; seine Blicke ſtreiften über das dämmernde Land mit einer Sicherheit, wie ſie es nie gethan. Der Erbe dieſes Grundbeſitzes lag ſterbend in der Wiege; er aber war der Vater und der Erbe dieſes Erben! Er ſtieß ſeinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es bäumend in die Luft ſtieg; aber er zwang es nieder auf die Vorderfüße, ſeine Fauſt war kräftiger als je. „Vorwärts! Wir traben bald auf eigenem Grund und Boden!“ Seine Bruſt hob ſich; mit Mühe bändigte er ein Jauchzen, das faſt die ſtille Nacht erſchüttert hätte. Als er zu Hauſe von dem ſchäumenden Rappen ſtieg, kam ihm die Bauerndirne, die als Kindesmagd war gemiethet worden, mit Geheul entgegen, das Kind lag abermals in ſeinen Gichtern.

Am andern Morgen kam der Arzt, und am folgenden Tage kam er wieder; und während er an der Wiege des Kindes war, ging Herr Hennicke in athemloſen Wandern in der Winterſtube auf und ab; aber die Wage ſtand immer noch zwiſchen Tod und Leben. Als am dritten Tage der Doctor zu ihm in's Gemach trat, ſtreckte er Herrn Hennicke die Hand entgegen und ſprach mit heiteren Augen: „Die edle Todte hat Euch ein theueres Pfand gelaſſen; Gott hat geholfen; Euer Kind wird leben!“

Seit jenem Augenblicke haßte Herr Hennicke den alten Arzt; noch mehr aber seinen eigenen Sohn.

* * *

Das Wesen des Mannes wurde seit dem Tode der sanften Frau noch finsterer und gewaltsamer. Wenn die Hörigen säumig waren, oder die Pachtbauern mit ihrem Zinse oder den Mast- und Schweinegeldern im Rückstand blieben, ließ er die Einen in den Block legen oder peitschen, für die Andern suchte er alte, längstvergessene Strafen aus dem Staube der Archive. Freilich, der Gelder konnte er nicht entrathen; denn er liebte Weiber und Gelage, und war auf Wochen oftmals in der Stadt, im fröhlichen Verkehre mit des Herzogs Leuten; und wenn auch noch auf zwei Jahrzehnte der Gutsertrag in seine Kasse floß, er war noch jung, und die Mündigkeit des Kindes traf noch in seine besten Mannesjahre. Wenn der Geburtstag seines Sohnes sich jährte, es war ihm nur ein Merkmal der ihm drohenden Verarmung. Ueberdies war schwere Zeit damals in den siebenziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Lasten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte. Es half Herrn Hennicke nicht viel, daß er jeden Anlaß nahm, um Bauernfeld in Hoffeld umzuwandeln; es wurde neth, nach einer zweiten

Erbtochter mit freiem Eigen auszuschauen; vielleicht zu einer Zeit, wo er weniger als je dazu den Antrieb spürte.

Allein es wollte nicht so glücken wie das erste Mal. Auf mehreren Herrensitzen hatte er schon angeklopft; aber die Töchter waren meistens aus der anderen Thür gegangen, wenn er zur einen eingetreten war. Die niedrige Stirn des Mannes unter dem schwarzen, kurz geschorenen Kraushaar wollte ihnen nicht gefallen; sie sahen lieber auf ihre Vettern und Freunde, welche schon die zierliche, von Herrn Hennicke stets verschmähte, französische Perrücke auf ihren jungen Köpfen trugen; auch munkelte es stark, daß trotz des Freierganges der schwarze Mann von einer niederen Leidenschaft gehalten sei und, gleich dem Bauern, nur das Gut zu freien gehe.

So kam es endlich, daß er zu einem lang gemiedenen saueren Weg sich rüstete.

Hinter dem Walde von Eckenhof, von dessen Herrenhaus nur eine halbe Stunde fern, saß eine Erbtochter ganz allein auf ihrem nicht gar großen, aber schuldenfreien Hofe. Sie war ein Waisenkind von etlichen dreißig Jahren, eine herbe wirthschaftliche Jungfrau, deren farbloses Antlitz mit dem glatt gescheitelten Flachshaar stets so sauber gehalten war wie die tannenen Fußböden ihrer Zimmer, von denen die Bauern sagten, daß man den Braten von den Dielen essen könne. Vor etwa

zehn Jahren war die Meinung aufgekommen, ein armer Vetter werde bei der wohlhäbigen Base ſich ein ſicheres Neſt erwerben; aber es war nicht dazu gekommen, und einem neugierigen Frager hatte mit verſchmitztem Lächeln der junge Fant erwidert: „Wenn ſie nur Brauen auf den Schädelbogen hätte! Ich fürchte mich vor ihren nackten Augen!“

Seit jener Zeit hatte die Jungfrau an ihrer Ausſteuer nur noch emſiger geſponnen, als je zuvor. Des Tages über ſaß ſie allein an ihrem Rade und ſpähte unterweilen aus ihren kleinen Augen auf die vorbeiführende Heerſtraße, ob nicht zu Roß oder zu Wagen ein Freier angefahren komme; am Abend, zumal im Winter, wenn die Wirthſchaftsarbeit abgethan war, ſchnurrten auch die Räder der leibeigenen Mägde um ſie her, und war die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, ſo mußten die Dirnen ſtundenlang noch in der kalten Stube weiter ſpinnen; klagten ſie am andern Morgen, daß ſie mit den ſteifen Fingern den dicken Wocken, den ſie ihnen zur Nacht noch aufzuſtecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, ſo wickelte ſie den Flachs um ihre Finger und ſengte ihnen denſelben daran ab. Sie ſoll dabei geſagt haben: „Nun wird's wol heiß genug ſein für die ganze Woche!“

Da eines Morgens, als ſie von ihrem Spinnrade in

den grauen Regentag hinausäugte, kam ein Reiter mit zwei großen Hunden dem Thore ihres Hofes zugetrabt. Ihre dünnen Lippen verzogen sich zum Lächeln; denn es war Herr Hennicke, den sie seit seiner Frauen Hingang schon jeden Tag erwartet hatte. Sie lächelte sogar noch, wenn auch ein wenig säuerlich, als mit Herrn Hennicke seine Hunde sich in's Zimmer drängten und ihre schmutzigen Tatzen auf die weißen Dielen setzten.

Herr Hennicke sah weder ihr süßes noch ihr saueres Lächeln; bald aber ließ er sich von ihr Trepp' auf Trepp' ab im Hause umherführen; sie schloß ihm, einen nach dem anderen, die schweren Eichenschränke auf und wies ihm prunkend die aufgespeicherten Gespinnste; und da nun Land und Sand sich selber lobte, so lobte der Freier auch die Schätze in den Schränken. Die Dirnen aus der Küche aber schlichen ihnen nach, kicherten und guckten um die Ecken und hatten es bald heraus, daß hier ein Liebeswerk im besten Gange sei.

Nur eine Bedingung, vielleicht um sicherer die Zügel zu behalten, knüpfte die Jungfer Benedicte an die Vergabung ihrer Hand: der Bräutigam sollte zu ihr auf ihren Erbhof ziehen; sie wollte nicht auf fremdem Boden wirthen. — Und so kam es, daß das alte Haus des Eckenhofs verlassen wurde und Nichts zurückblieb, als

droben in der großen Sommerstube ein paar verblichene Sessel und die Bilder der Verstorbenen.

Auch der Erbe des alten Hofes, der kleine Junker Dethlev, störte die junge Ehe nicht. Bei seines Vaters Hochzeit war er noch im Dorfe drunten in Kost und Pflege einer Bäuerin; dann aber hatte die lustige Base den Knaben zu sich in die Stadt genommen; denn ein Gerücht hatte sich erhoben, daß auf dem Eckenhof das Bild der todten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen steige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauses suche. Seitdem es nun bei einer von den Ihren war, sollte das unruhige Wandern sich verloren haben.

Herr Hennicke lachte zwar, als er von einem Nachbarn darauf angesprochen wurde; der aber meinte, hinter seinen weißen Zähnen sei es dem Hennicke schon recht gewesen, daß sein Lager nicht noch unter dem alten Dache stehe, und daß die Todte nun zufrieden schiene. Nicht unrecht mag es ihm auch gewesen sein, daß die wohlhabende Base den Knaben ohne Entgelt aufgenommen hatte; denn die Zeiten wurden immer knapper, von den Ständen wurde auf den Landtagen immer mehr gefordert; sogar die Kosten der auswärtigen Gesandtschaften waren ihnen letzthin aufgebürdet; im Hause aber ließ Frau Benedicte ihn zur Genüge darüber hören, daß er nicht

zwei Mal in der Woche, was ihr doch selbst in ihrem Jungfrauenstande allzeit genug gewesen sei, bei Weißfisch und dünnem Bier mit ihr zu Mittag sitzen wollte.

Der Kindersegen dieser Ehe war schon im ersten und im zweiten Jahre eingetroffen und damit abgeschlossen worden. Es sind zwei untersetzte, kurzbeinige Buben gewesen; trotz des Vaters mit schier rothbrandigem Haar, wie auch nach einem schwarzen Juden mitunter wol ein Rothkopf aufzustehen pflegt. Herr Hennicke hat sie seine beiden Füchse geheißen und an ihren Streichen seine Lust gehabt. Man erzählt, da sie noch klein gewesen, hat er auf ihr Begehr zwei handliche Schubkarren für sie fertigen lassen; die pflegten sie in einer nahen Sandgrube mit Kieselsteinen aufzufüllen; dann sind sie damit auf den Hof gezogen, wo auf dem Rasen vor dem Herrenhause sich ein Ring befand, in dem Herr Hennicke seine jungen Rosse an der Leine laufen ließ. In diesem Ringe haben sie mit ihren kurzen Beinen in unsagbarer Hurtigkeit ihre Schubkarren vor sich hergefahren und haben sich von hüben und drüben ihr „Hett" und „Hü" einander zugerufen, daß also ein Schall entstanden ist, als wenn von einem Haufen Menschen ein großes Werk betrieben würde. Wenn sie

aber deſſen müde geworden, ſo haben ſie ihre Schubkarren hingeſtellt und, abermals unter mächtigem Lärmen, ſich mit den Steinen nach den Köpfen geworfen, bis dieſe blutig und die Karren leer geweſen ſind. — Iſt über ſolchem Spiel Herr Hennicke auf den Platz gekommen, ſo hat er, je nach ſeiner Laune, entweder, die Hände unter'm Wamms, mit finſterem Angeſicht dabei geſtanden, oder unter kurzem Lachen ein „Drauf, ihr Füchſe, drauf!“ den Buben zugerufen. Meiſtens aber iſt auf's Letzte Frau Benedicte aus dem Herrenhauſe über die Freitreppe hinabgeſchritten; da ſind die Buben, wenn ſie ſelbige nur kaum aus ihren nackten Augen angeſehen hat, wie in Erſtarrung ſtehen geblieben; und während dann das Weib mit ihren mageren Händen, mit jeder einen derſelben an ſeinen rothbrandigen Haaren in das Haus hineinzog, hat Herr Hennicke ſich abgewandt und iſt zu Roß und Hund in ſeinen Stall gegangen.

— — Zwiſchen den Buben, oder lieber noch abſeits von ihnen, iſt mitunter auch ein Dirnlein umhergeſprungen, dem Aelteſten von dieſen im Alter etwa um ein halbes Jahr voraus; von ſchlankem, kräftigem Wuchs, mit ſchwarzem Kraushaar, darunter ein paar milde blaue Augen. Sie hat nicht auf den Hof gehört, ſondern mit ihrer Großmutter, der Wittwe des früheren Förſters, in dem Unterbau des Eckenhofes gewohnt;

aber Herr Hennicke hat einen Narren an dem Mädchen gehabt; er hat auch damals, als die Mutter ihr im Kindbett weggeſtorben war, ſie ſelber aus der Taufe gehoben, was ihm von Frau Benedicte, mit der er kurz zuvor den Ring gewechſelt hatte, nicht eben liebreich aufgenommen war; denn die Kleine war ein Jungfernkind, ja die Bauern und Hörigen wußten es an den Fingern, daß ſie dem Herrn noch näher, als nur durch die Taufe angehöre; auch, daß er ſtatt ſeines hageren Ehekreuzes wol gern die ſchöne Förſtertochter heimgeführt hätte, wenn dieſe nur adeligen Standes oder zum Mindeſten adeligen Vermögens geweſen wäre. Vor Herrn Hennicke's Ohren freilich wurde ſolch' Gerede niemals laut; auch hätte es ihn weiter nicht gekümmert, als daß er etwa die Schwatzmäuler zu beſſerem Beſinnen in den Block gelegt hätte. Mitunter, wenn ihn ſeine ſchwarzen Stunden plagten, konnte es geſchehen, daß er plötzlich zu Pferde ſtieg und nach dem alten Haus hinüberjagte. „Heilwig! Heilwig!“ rief er ſchon von Weitem, wenn er die Kleine am Ringgraben oder auf der Schwelle des Thores ſpielen ſah. Sie erſchrak dann wol und lief in's Haus; aber es half ihr nicht; mit dem Kinde vor ſich auf dem Sattel kam er nach Frau Benedicte's Hof zurück und hieß demſelben für die Nacht die Kammer an der ſeinen rüſten.

Freilich die kleine Heilwig ſelber hatte keine Luſt davon; Frau Benedicte gab ihr weder Blick noch Wort, und bei den Mahlzeiten, bei denen ſie auf ihres Pathen Geheiß an deſſen Seite ſitzen mußte, wurde ihr der Teller wie einem Hunde oder einer Katze zugeſchoben. War Herr Hennicke kurz zuvor in der Stadt geweſen, ſo hatte er wol einen China-Apfel oder eine andere Leckerei auf ihren Platz gelegt; aber ſie rührte ſie nicht an, denn die beiden Füchſe ſahen mit ſo gierigen Augen darauf hin, daß ſie den Biſſen nicht einmal zu theilen wagte. Am meiſten vielleicht fürchtete ſie die ihr unverſtändliche, gewaltſame Zärtlichkeit des finſteren Mannes ſelber. Nicht ſelten, wenn morgens ſie in ihrem Bett erwachte, ſah ſie die ſchwarzen Augen ihres Pathen über ſich; er ſagte Nichts, er ſtrich ihr ſtumm die Löckchen von der Stirn oder drückte ihr verſchlafenes Köpfchen zwiſchen ſeine beiden rauhen Hände; mitunter riß er ſie vom Kiſſen auf an ſeine Bruſt, daß ſie mit ihren nackten Aermchen gleich einem Opfer in des Mannes Armen hing. Wenn er dann wieder plötzlich von ihr abließ und ſchweigend, wie er gekommen, zur Kammerthür hinausgeſchritten war, ſo lag ſie auf ihr Kiſſen hingeſunken und wagte ſich nicht zu rühren, bis unten auf dem ſteinernen Hausgange ſein harter Tritt verſchollen war.

War sie dann aufgestanden und hatte unter Frau Benedicte's Augen ihr Frühstücksbrod verzehrt, dann lief sie gern in's Freie, um der Liebe des Einen und dem Haß der Anderen zu entkommen; sei es in den Garten hinter'm Hause, wo freilich außer den Bohnen- und den Wurzelbeeten nicht viel Liebliches zu sehen war, oder über den weiten Hof auf die Heerstraße, um dort von einem Walle oder einem großen Steine aus sehnsüchtig nach der Richtung des hinter dem Walde belegenen Eckenhofes hinzuschauen. Aber die untersetzten Buben rannten ihr, wo sie nur konnten, nach und plagten sie auf alle Weise; sie hießen sie den „Kukuk", weil sie ihnen das beste Futter nehme, und brachten sie, trotz tapferer Gegenwehr, oftmals in bittere Thränen. „Ich will zu meiner Großmutter!" rief sie dann wol in ihrer Noth; sie hätte das auch sonst wol gern gerufen; aber wenn ihres Pathen Augen auf ihr lagen, dann waren ihr die Lippen wie verschlossen.

Eines Nachmittages, da ein fremder Pferdezieher auf den Hof gekommen war, hatte Herr Hennicke ein kleines Nordlandspferdchen eingehandelt; als aber die beiden Füchse, welche ihn schon lange um ein solches Thier geplagt hatten, in lauten Jubel ausbrachen, erklärte er ihnen, daß sie dessen keine Ursach hätten; „den Pony habe er für Heilwig eingekauft, für solche Buben, wie sie beide,

ſeien die Milchesel annoch die beſten Roſſe.“ Bei dieſen Worten hob er das zitternde Mädchen, das dabei geſtanden, gleich einem Vogel auf den Rücken der kleinen Stute und führte dieſe behutſam auf dem Hof umher; die beiden Füchſe aber rannten heulend in das Haus, um ihrer Mutter dieſe neue Unbill zu berichten.

Frau Benedicte ſchwieg; ſie wagte, wo es das Mädchen galt, nicht gerne gegen ihren Eheherrn zu reden; nur ihre Wangen wurden etwas bleicher und ihre bläulichen Lippen etwas blaſſer, als ſie ohnedies ſchon waren.

Die kleine Heilwig aber, als Herr Hennicke zu den Arbeitern auf das Feld gegangen war, fürchtete ſich in's Haus zu gehen, obgleich die Dämmerung ſtieg und kalte Herbſtluft wehte. Sie ſchlich ſich frierend auf den Weg hinaus; bald ſchritt ſie muthig fürbaß und wollte drüben durch den dunklen Wald zur Großmutter nach dem Eckenhof zurück, bald ſtand ſie rathlos ſtill und wickelte ſich ihr Schürzchen um die kalten Arme, bis ſie am Ende, da eben über'm Herrenhaus der Mond heraufſtieg, von kindiſcher Furcht ergriffen, nach dem Hof zurücklief. Kaum aber war ſie durch das Thorhaus auf den hellen Platz getreten, ſo ſah ſie plötzlich aus dem Schatten einer Scheune die beiden Buben auf ſich zuſtürzen.

„Was wollt Ihr!“ rief ſie erſchreckt. „Was hab' ich Euch gethan?“

Aber die Füchſe packten ſie bei den Armen und zerrten ſie gegen den ſteilen Rand einer Waſſergrube, aus welcher bei kalten Nächten das heimkehrende Vieh getränkt zu werden pflegte.

„Laßt mich!“ ſchrie das Kind. „Ich will das dumme Pferd nicht haben; ich will Nichts, gar Nichts von Euch und Eurem Vater haben!“

Doch die beiden Füchſe fuhren nur ſtumm und emſig in ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit fort, und ſchon blinkte von unten das Waſſer in die entſetzten Kinderaugen, da plötzlich ließen ſie mit jammerndem Geſchrei von ihrer Beute ab. Herr Hennicke, vom Felde heimkehrend, einen derben Stock in ſeiner Fauſt, ſtand über ihnen. Aber auch Frau Benedicte war alsbald zur Stelle, und frug, was denn die Kinder abermals verbrochen hätten.

Da ſchrie der Aelteſte, durch der Mutter Gegenwart ermuthigt: „Der Kukuk! Wir wollten nur den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen!“

Frau Benedicte ſtieß ein Lachen aus. „Die da?“ rief ſie. „Nicht wahr, Herr Hennicke, das iſt kein Kukuk? Ihr kraus Gefieder ſtammt von einem anderen Vogel; auch gäbeſt Du gar gern wol Weib und Kind, wenn Du der Dirne Augen noch in einem andern Kopf er-

ſchauen könnteſt!“ Sie ſtreckte ihren hageren Finger nach dem Kinde, daß dieſes ſich erſchrocken an ihres finſteren Pathen Seite drängte.

Dieſer aber hob die Kleine auf ſeinen Arm und wiſchte mit ihrem Schürzchen ihr die Thränen aus den Augen. „Wenn Du das Alles weißt, Frau Benedicte,“ ſprach er, „dann weißt Du auch, weßhalb der Vogel hier in's Neſt gehört!“

Die Frau wollte ein haſtig Wort erwidern, aber ſie biß ſich nur auf ihre bleichen Lippen; denn die Zornader lag dick auf ihres Mannes Stirn. So gingen die Beiden ſchweigend mit einem Blick des Haſſes auseinander: er mit dem ſchwarzen heimathloſen Vogel, ſie mit den beiden rothen Buben, die ſich an ihre Röcke hingen.

Nach dieſem, als die unterſetzten Junker in die Länge ſchoſſen, iſt ein armer candidatus reverendi ministerii als Informator in das Haus gekommen; denn da Herr Hennicke ihm die Nachfolge in den Dienſt des greiſen Paſtors zu Eekenhof in Ausſicht ſtellte, ſo iſt er um ein Billiges zu haben geweſen. Aber noch in ſpäten Jahren, da er ſelber als eremitus in der müßigen Geſchwätzigkeit des Alters hier umherwanderte, hat er deſſ'

kein Ende finden können, was dieſe Schüler ihm für Noth geſchaffen haben. Hatte er ſie eben zur Arbeit an ihre Lectionen fortgeſchickt, ſo fand er ſie ſtatt deſſen draußen auf dem Hofe oder in der nahen Sandgrube heftig an irgend einem unnützen Werke arbeitend; kam er dann auch noch ſo hurtig mit der Haſelgerte, ſo ſaßen ſie zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen rittlings auf dem Scheunendach und machten, gleich Eulenſpiegel, unehrerbietige Geberden.

In einem jetzt noch in dem Kirchenarchiv des Eekenhofer Paſtorats vorhandenem Exemplare von „Henrici Müllers Liebeskuß“ ſieht man auf dem Titelbilde neben den pausbackigen Engeln eine Anzahl kleiner ungefüger Säue mit Röthel hingezeichnet, und dazu in kleinen ſteilen Zügen die vergilbte Randſchrift „Von den Herrn Junkern Henno und Benno more solito hinzugefüget.“

Aber auch ſeine Freuden hat der Candidat gehabt; denn wöchentlich an zweien Nachmittagen iſt er auf Herrn Hennicke's Anordnung nach dem Eekenhof hinübergewandert, um auch an Heilwig Lectionen zu ertheilen. Wenn er hier in ſeinem abgeſchabten Mäntelchen aus dem Eichenſchatten dem Hauſe zugeſchritten iſt, dann hat er, vergnüglich ſeine Hände reibend, vor ſich hingerufen: „O arboretum recreationis! Luſtwäldlein, drin

Erquickung weht!“ Von der Treppe des Hauſes iſt ihm dann wol ein Mädchen mit einem Büchlein in der Hand entgegengelaufen; ſie hat ſich raſch die ſchwarzen Löckchen fortgeſtrichen, die ihr beim Leſen in die Stirn gefallen waren; dann aber, bevor der Unterricht begann, dem guten Informator die Klettenbüſchel und etwa auch den Fuchsſchwanz von wildem Sauerampfer abgenommen, was Alles ſeine männlichen Scholaren ihm zum Abſchied auf den Weg gegeben hatten.

* * *

Der Candidat ſollte noch einen vierten Schüler erhalten.

Von dem Junker Dethlev, ſeit ihn als Kind die Baſe in die Stadt genommen hatte, war in ſeiner Heimath weder etwas geſehen, noch gehört worden; ja in Frau Benedicte's Hauſe wußten die beiden Füchſe kaum, daß noch ein älterer Bruder da ſei. Jetzt aber wurde ihnen ſolches und dazu noch, daß dieſer nächſtens auf dem Hofe eintreffen werde, mit einem Mal verkündet. Denn die freigebige Baſe in der Stadt war trotz ihrer Munterkeit von einem jähen Tode angeſprochen worden, und da ſich keine zweite fand, ſo war es, nach einem dießmal von Frau Benedicte und Herrn Hennicke gleichmäßig gelöſten Rechenexempel, das Gerathenſte, den Buben

heimzurufen und gleichfalls in des doch einmal vorhandenen Candidaten Information zu geben.

— — Und eines Nachmittages im September, da auf Eekenhof die hohen Bäume im warmen Sonnengolde standen, ist von der Heerstraße ein blonder Knabe darauf zugewandert. Man hat ihn auf zwölf Jahre schätzen können; einen Schulranzen hat er auf dem Rücken und einen dicken Stab in seiner Hand gehabt. Als er auf die jetzt immer herabgelassene Zugbrücke getreten ist, hat er fester seinen Stab gefaßt, wie um den großen Hunden zu begegnen, welche derzeit aus den Herrensitzen mit Gebell den Ankommenden entgegen zu stürzen pflegten. Aber es ist dergleichen nichts geschehen; nur ein schwarzhaariges Dirnlein hat mit den Armen über das Brückengeländer gehangen und von einem Stücklein Brodes für die Fische drunten abgebröckelt.

„Wer bist Du?" frug der Knabe, als sie jetzt den Kopf zu ihm herumwandte. „Wohnst Du hier?"

„Das Haus steht leer;" sagte das Mädchen; „ich und meine Großmutter wohnen allein darin; wir halten auch die Uhr in Ordnung. Hörst Du? Da schlägt es eben Vier!"

Als die Uhr vom Hause ausgeschlagen hatte, frug der Knabe wieder: „Wer ist denn Deine Großmutter?"

— „Mein Großvater war der Förster hier im Walde."

„So?“ ſagte der Knabe. „Ich kenne Euch nicht; aber Ihr dürft hier ſchon noch wohnen bleiben; denn ich brauche das Haus noch lange nicht!“

Die Kleine hatte ſich gerade vor ihm hingeſtellt. „Du!“ rief ſie. „Da werden wir Dich wenig fragen; das Haus gehört Herrn Hennicke, der drüben hinter dem Walde wohnt.“

Aber der Bube ließ das nicht anfechten. „Herr Hennicke iſt mein Vater;“ ſagte er; „aber das Haus iſt mein; denn es iſt meiner Mutter Haus geweſen.“

Als er ſo redete, iſt von dem Hauſe her eine ältliche Frau zu ihnen getreten, deren Antlitz von verwundenem Leide zeugte, und auch davon, daß ſie fremdem Willen ſich zu beugen hatte lernen müſſen. Eine Weile ließ ſie ihre Augen auf dem Knaben ruhen; dann ſprach ſie: „Siehſt Du es denn nicht, Heilwig? Das iſt der Junker Dethlev! Ich kenne ihn nach ſeiner Mutter Angeſicht; und alle Armen und Bedrückten werden ihn auch daran erkennen.“

Sie hatte dem Knaben ihre Hand gereicht; Heilwig aber ſah ihn groß aus ihren blauen Augen an. „O Junker Dethlev,“ rief ſie, „Du ſiehſt ganz anders aus als Deine Brüder!“

„Ich kenne meine Brüder nicht,“ ſagte der Junker; „ich kenne Euch hier Alle nicht! Wenn meine gute Baſe

nur noch lebte, so wäre ich erst gekommen, wenn ich mündig war; der Herzog hat mir auch versprochen, daß ich auf seiner neuen Universität studieren soll!"

„Aber," sagte die Försterfrau, „hat denn Herr Hennicke Euch kein Roß zum Reiten in die Stadt geschickt?"

„Ich gehe lieber," entgegnete er kurz, „als daß ich auf Frau Benedicte's Pferden reite!"

— „Und wißt Ihr denn auch, daß Ihr an der jetzigen Wohnung Eures Vaters vorbeigewandert seid?"

Der Knabe nickte. „Das weiß ich wohl; ich will erst meiner Mutter Bildniß sehen, bevor ich nach dem fremden Hause komme!"

„Mit Gott, Junker Dethlev!" sprach die Alte, indem sie einen Schlüssel von ihrem Gürtel löste; „Heilwig mag Euch die Sommerstube aufschließen, indessen ich Euch einen Imbiß unter Eurer Mutter Dach besorge!"

Das war der Junker wohl zufrieden; und während dann die Alte in der düsteren Küche zu handtieren anfing, stiegen die Kinder mit einander in das Oberhaus hinauf.

— — Als spät mit Dunkelwerden der Junker Dethlev auf Frau Benedicte's Hof kam, haben die beiden Füchse schon am Thor auf ihn gelauert und ihn mit Lärmen in das Haus gezogen; er sollte ihnen gegen den dummen

Informator beiſtehen und ihnen den Kukuk aus dem Neſte ſchmeißen helfen! Frau Benedicte, da er bei ſeiner Abendſchüſſel geſeſſen, hat das feine Tuch ſeines Wammſes mit ihren mageren Fingern ausgeprüft und ihm geſagt, das paſſe hier nicht auf dem Lande; auch werde ſie ſchon morgen ihm die blonden Locken ſtutzen. Herr Hennicke aber iſt auswärts bei einem Nachbar zum Gelag geweſen.

Gleichwie indeß der Junker Dethlev ſich Frau Benedicte's Schere zu erwehren verſtand, ſo wurden auch die Hoffnungen der beiden Füchſe nicht erfüllt. Sie wußten freilich nicht, daß Dethlev mit dem „Kukuk" vor ſeiner Mutter Bild geſtanden hatte, und konnten deshalb nicht begreifen, warum er nicht ihre Kameradſchaft der des dummen Mädchens vorzog, ja ſogar gleich dieſer und zu des verhaßten Informators Freude emſig bei den Büchern ſaß.

Herr Hennicke ſelber iſt ſeinem älteſten Sohne meiſtens aus dem Weg gegangen und hat weder in Schimpf noch Ernſt zu ihm geredet. Nur wenn der Junker ſich bisweilen ſeines mütterlichen Erbes annahm, ſei es, daß er für einen armen Hörigen Fürſpruch that, oder daß er den ſichtlichen Verfall des alten Hauſes aufzuhalten wünſchte, dann hat Herr Hennicke ihn drohend an-

geſchaut und ihn mit hartem Wort zurückgewieſen; doch noch niemals, was die beiden Füchſe ſich mit Neid erzählten, hatte er eine Hand zum Schlage gegen ihn erhoben.

Auf dem Eekenhofe iſt der Junker oft geſehen worden. An Winterabenden ſaßen er und Heilwig vor dem Ofenfeuer, und die ſpinnende Förſtersfrau erzählte ihnen die Geſchichten von den Bildern droben, ſoweit ſie ſelber davon wußte. Im Sommer, zumal wenn draußen gar zu dumpfe Schwüle lagerte, gingen ſie auch wol nach dem kühlen Saal hinauf. Als einſt die Schritte des Knaben gar zu hallend in dem ſtillen Raume tönten, legte Heilwig die Hand auf ſeinen Arm: „Du! Du mußt leiſe gehen!“

— „Leiſe? Warum denn leiſe?“

„Ja, Deine Mutter iſt doch todt; und auch die andern, die hier abgebildet ſind!“

Da that er, wie ſie ſagte; und flüſternd gingen ſie von einem Bild zum andern, bis vor dem Bilde von Dethlevs Mutter ihr Geſpräch verſtummte.

An andern Tagen ſtrichen ſie mit einander durch den nahen Wald, und wenn der Durſt ſie überfiel, liefen ſie zu einem Käthner, deſſen kleines Heimweſen dicht am Waldesrand gelegen war. „Forthmann,“ ſagte dann wol der Knabe, wenn er das Krüglein Milch aus deſſen

Hand an Heilwig reichte, „warte nur, Du ſollſt zu Deiner einen Kuh noch einmal zwei dazu bekommen!“ Und der arme Hörige antwortete: „Ja, ja, Herr Junker, Euer Großvater iſt auch ein guter Mann geweſen.“

Mitunter redeten die Kinder gar ernſthaft mit einander; und einmal, da ſie in einſamer Waldlichtung im Graſe beiſammen ſaßen, ſagte Dethlev: „Erzähl' mir doch einmal von Deinem Vater, Heilwig! Iſt er denn niemals hier geweſen?“

Heilwig ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „Großmutter ſpricht nicht gern von ihm; ich glaube, Dethlev, er iſt kein guter Mann geweſen; denn er hat meine Mutter verlaſſen, bevor ich noch geboren wurde, und ſie iſt dann darum geſtorben.“

Der Knabe wurde nachdenklich; dann aber ergriff er die kleine Hand des Mädchens und flüſterte ihr zu: „Sag' es zu keinem Menſchen, Heilwig, auch nicht zum Informator; aber ich glaube, mein Vater iſt auch kein guter Mann!“

Heilwig rührte ſich nicht; und ſo ſaßen die Kinder in ihrer Einſamkeit noch lange ſchweigend Hand in Hand.

Ein paar Jahre waren dahingegangen; aber je höher die gegenſeitige Anhänglichkeit der Kinder geſtiegen war,

deſto tiefer hatte ſich in Herrn Hennicke's Bruſt der Groll gegen den Junker Dethlev eingegraben, bei welchem jetzt allein ſein Liebling vor der Anderen Unbill Hülfe ſuchte. Und wenn er grübelnd den beiden Kindern nachſchaute, ſo vermochte, trotz der Furcht vor dem Jähzorn ihres Eheherrn, Frau Benedicte ſich kleiner Stachelreden nicht mehr völlig zu enthalten. „Was läufſt Du allzeit hinter dem flüggen Vogel!“ ſprach ſie dann wol, und es blitzte vergnüglich in ihren kleinen Augen; „ſie hat doch den blonden Jungen lieber, ſo ſchwarz ſie ſelber iſt!“ Oder ein ander Mal: „Es wird nicht anders, Hennicke; noch ein paar Jahre, ſo mußt Du Dir den Paſtor ſuchen gehen, der das ſüße Pärchen trauen darf!“

Und eines Nachmittags nach ſolcher Aufreizung iſt Herr Hennicke nach Eekenhof gekommen, wo in einer Waldkoppel die Leute im Heuen arbeiteten. Er ging aber nicht dahin, ſondern trat in die Kammer der Förſtersfrau, die hinter ihrem Rade ſaß.

„Wo iſt Heilwig?“ frug er.

„Sie iſt um Erdbeeren mit dem Junker Dethlev in den Wald gegangen.“

„Ihr ſolltet ſie beſſer an Euch halten!“ ſprach er barſch.

Die Frau ſeufzte, und Herr Hennicke ging hinaus. Als er danach grollend und unſchlüſſig draußen über

dem Heckthor des Waldes lehnte, vernahm er vor ſich aus der Ferne das Lachen zweier junger Stimmen. Da rief er: „Heilwig! Dethlev!“ Aber es antwortete Niemand; es wurde völlig ſtill nach ſeinem Rufen. Dann, da er mit allen Sinnen horchte, kam auf ſeinen wiederholten Ruf noch einmal ein Geräuſch; aber es war nur, wie wenn von Forteilenden die Büſche knickten.

Zornig ging er auf dem Waldwege fort, bis die Holzkoppel ihm zur Seite lag, wo unter dem Vogte die Leute in der Arbeit waren. Da hielt er an. „Vogt!“ rief er, „haſt Du den Junker Dethlev und die Heilwig hier geſehen?“

„Wol, Herr!“ Und er wies mit ſeinem Knittel ein Stückchen aufwärts an dem Waldesrand. „Sie ſind dort nach des Forthmann Hauſe zugelaufen. Soll ich ſie holen, Herr?“

Herr Hennicke warf einen raſchen Blick über die Schaar der Arbeiter. „Wo iſt der Forthmann?“ frug er.

„Der iſt erſt morgen an der Reihe.“

Herr Hennicke hieß den Vogt zur Stelle bleiben; er ſelber aber ſchritt haſtig über die Felder, bis er des Käthners Haus erreicht hatte. „Wo ſind der Junker Dethlev und die Heilwig?“ frug er dieſen, der eben einen Eimer Waſſers aus ſeinem Brunnen aufgezogen hatte.

Der aber, als er das zornrothe Antlitz ſeines Herrn

erblickte, fürchtete, daß den Kindern ein Leids geſchehen werde, und antwortete ſtockend: „Ich weiß nicht, Herr; ſie ſind nicht hier geweſen.“

„Du lügſt, Forthmann!“ rief Herr Hennicke.

„Nein, nein, Herr; ich weiß nichts von dem Junker!“

Herr Hennicke hieß den Mann in's Haus gehen und dort auf ihn warten. Er ſelber ſuchte draußen nach den Kindern; er ſtieß einen Haufen Reiſig auseinander, er riß die Pforte des kleinen Immenhofes auf; aber er fand ſie nicht. Endlich an einem Dornbuſch ſah er Heilwigs rothes Tüchlein flattern.

Als er damit in die Thür des Hauſes trat, ſtand der Käthner an einem hellen Feuer, das im Hintergrund der Lehmdiele unter dem Keſſelhaken lohte. Er rief ihn zu ſich und zeigte ihm das Tüchlein. „Weißt Du, Forthmann,“ frug er, „wie mein Großvater ſeine frevelichen Bauern ſtrafte?“

Der Mann ſtarrte ihn nur angſtvoll an.

„Geh“, rief er, „und hol' den Eimer Waſſer, den Du vorhin aus dem Brunnen zogſt!“

Und als der Bauer mit dem vollen Eimer wieder in die Hütte trat, nahm Herr Hennicke ihm denſelben aus der Hand und goß das Waſſer in die Heerdflamme, daß ſie ziſchend und praſſelnd in Wolken weißen Dampfes erloſch.

Eine Weile blieb er ſtehen, bis die ſtäubende Aſche ſich verflogen hatte; dann ſprach er: „Dein Feuer iſt todt; und wehe denen, die vor Wochenſchluß es wieder anzuzünden wagen; ſie ſollte ſchwere Buße dafür treffen!“

Er wandte ſich zum Gehen.

Da bekam der Hörige die Sprache wieder. „Herr, mein Weib iſt krank; die Woche hat ja erſt begonnen!“

Aber Herr Hennicke ging, während der Käthner wie in Betäubung beide Arme nach dem Fortſchreitenden ausſtreckte.

— — Am andern Morgen in der Frühe ritt Herr Hennicke wieder nach dem Eekenhof; er ritt durch das Heckthor in das Holz hinein. Als er an die Koppel kam, ſtand am Rande derſelben der Vogt mit einer Peitſche in der Hand; denn er paßte auf einen Säumigen, dem er den Willkomm' geben wollte.

„Gib's ihm doppelt auf den Mittag!“ rief Herr Hennicke. „Jetzt komm mit mir; wir wollen nach dem kalten Heerde ſehen!“ Und er erzählte, was geſtern in des Käthners Forthmann Haus geſchehen war.

„Herr“, ſagte der Vogt, „es wird ſich Niemand dort die Fauſt verbrennen wollen!“

Herr Hennicke nickte. „Sie ſollen aber wiſſen, daß ſie nimmer ſicher ſind.“ Er gab ſeinem ſchwarzen Gaul die Sporen, und der Vogt trabte nebenher.

Weiter oben am Rande des Gehölzes lag die Kathe in der Morgenſonne, nichts Lebendes war zu ſehen, als eine Katze, welche auf der Schwelle ſchlief.

„Iſt Forthmann in der Arbeit?“ frug Herr Hennicke ſeinen Vogt.

„Ja, Herr.“

„Und das Weib?“

„Sie kann nicht; ſie liegt ſchon wieder mal an ihrem ſchweren Schaden.“

Plötzlich riß Herr Hennicke ſein Roß zurück. „Was iſt das, Vogt?“ rief er und wies nach dem zerfallenen Strohdach, aus deſſen Firſt es bläulich in die Luft ſtieg.

„Das Herr,“ erwiderte der Mann, und deckte ſich die Augen vor den ſchrägen Sonnenſtrahlen; „das iſt Rauch; und wenn's nicht auf dem Boden brennt, ſo iſt auch Feuer auf dem Heerd.“

Herr Hennicke war raſch vom Gaul herunter. Als er die Lehmdiele der Hütte betrat, ſah er wie geſtern ein helles Feuer unter einem Topfe lodern. Auf der einen Seite des Heerdes ſtand die kleine Tochter des Käthners in ihrem Lumpenkleidchen, auf der andern ſtand der Junker Dethlev, der leuchtenden Auges in die Flammen blickte und dem Feuer eben eine friſche Hand voll Reiſig zuſchob.

Erſt als die Dirne einen Schrei ausſtieß, ſah er

ſeinen Vater vor ſich ſtehen. Er erſchrak heftig; als aber dieſer mit bebender Stimme frug: „Haſt Du Dich unterſtanden, dieſes Feuer anzuzünden?“ ſprach er: „Ja, Herr Vater; aber das Weib des Käthners liegt in ſchwerem Siechthum und kann der warmen Speiſe nicht entrathen.“

Herr Hennicke wies auf einen Eimer mit Waſſer, der neben dem Heerde ſtand. „Nimm!“ ſagte er, „und gieß das Feuer aus!“

Aber der Junker rührte ſich nicht.

„Nimm!“ ſchrie Herr Hennicke. „Oder glaubſt Du, daß Du ſchon Herr auf dieſem Boden biſt?“

Da ſprach der Junker: „Nein, Herr Vater; wol bin ich hier der Herr; aber ich weiß auch, daß die Gewalt annoch in Eueren Händen liegt. Wenn ſie einmal in meinen iſt, ſo ſollen's meiner Mutter Leute beſſer haben!“

Bei dieſen Worten iſt der Grimm des Mannes losgebrochen. „Gib ihm die Peitſche!“ ſchrie er dem Vogte zu, der eben eingetreten war. „Gib ihm die Peitſche!“ Als aber der Vogt vor ſolcher Anmuthung zurückgewichen iſt, hat er den Stock aus deſſen Hand geriſſen und den Junker in das Angeſicht geſchlagen, daß das Blut hervorgeſchoſſen iſt.

Keinen Laut hat dieſer ausgeſtoßen; er iſt ruhig ſtehen geblieben, bis ſein Vater fortgeſchritten war.

Aber nach Hauſe iſt er nicht gekommen und auch ſpäter in dieſer Gegend nicht mehr geſehen worden; nur auf dem Eckenhofe ſoll er deſſelbigen Abends noch geweſen ſein.

Der Sommer iſt dahin gegangen, ohne daß Heilwig nach Frau Benedicte's Hof gekommen wäre; als aber Herr Hennicke eines Morgens nach Eckenhof geritten kam, iſt ſie ſchreiend vor ihm davon gelaufen. Danach hätten die beiden Füchſe am liebſten ſelbſt den Kukuk in ihr Neſt geholt; denn es iſt böſe Zeit für ſie gekommen. Und immer ſeltſamer iſt Herr Hennicke in ſeinem Zorn geworden, daß ſeine Nachbarn ſprachen, der ſchwarze Henne gehe nun die Straße nach dem Narrenhaus; aber es iſt nur ſeine eigenwillige und trotzige Seele geweſen, die den Geboten Gottes ſich nicht hat fügen wollen.

Im Herbſt deſſelben Jahres iſt es geweſen, daß der Stier eines Bauern ſtößig wurde und Herrn Hennicke's Lieblingshunde die Därme aus dem Leib geriſſen hat, ſo daß das Thier daran verrecken mußte. Als ihm ſolches kund geworden, hat er zuerſt dem Bauern an Leib und Leben wollen; dann aber iſt er anderen Sinnes geworden; er hat den Bullen greifen laſſen und ihn zum Hungertod verurtheilt.

Vom Hofe aus führte eine Thür zu einem Gefängniß, für welches man in dem Unterbaue eines Treppenthürmchens Platz gefunden hatte; ſtatt der Strolche und Vaganten, denen ſonſt darin Quartier gegeben wurde, war jetzt der Stier dort in der leeren Zelle angekettet, zu der Herr Hennicke den Schlüſſel in ſeiner eignen Taſche trug.

Als es aber in die zweite Nacht gekommen war, iſt ein ſolches Toben von der hungernden Creatur geweſen, daß im Hauſe Niemand den Schlaf hat finden können, als etwa die beiden Junker Henno und Benno, die ſich nur ſchnarchend umgeworfen, wenn das Stampfen und Gebrüll zu dröhnend durch die Mauern fuhr. Frau Benedicte ſelbſt in all' ihrer Hagerkeit hat aufrecht in den Kiſſen wach geſeſſen; mit jedem Nothruf des gefangenen Thieres hat ſie mehr Grimm und Ungeduld hinabgeſchluckt; dann aber iſt ſie jählings nach ihres Eheherrn Bette zugeſprungen, und da ſie in der mondhellen Kammer ſah, daß auch Herr Hennicke mit aufgeſtütztem Arm und offenen Augen dalag, ſo hat ſie Alles nun mit einem Male wider ihn geſpieen und verlangt, daß er den Bullen von der Kette löſe. Er aber hat ſich nicht gerührt und nur geſagt, ſie ſolle ihre Kehle ſparen, ſo werde ſie es leichtlich noch dem Bullen abgewinnen.

Frau Benedicte hat nun nichts weiter richten können;

als aber am Morgen der Bauer, dem der Stier zu eigen war, ſie gar um Fürwort bei dem Herren angegangen, da hat ſie ihn voll Zornes angeſchrieen, er möge damit nach dem Eekenhof zur Baſtarddirne laufen.

— — Am ſelben Nachmittage, als Herr Hennicke in der Gewehrkammer verdroſſen ſeine Hakenbüchſe putzte, trat zögernden Schrittes Heilwig zu ihm ein. Als er ſie erblickte, ſchien ſein ſchwarzes Auge licht zu werden; er ſtreckte ihr die freie Hand entgegen, als wolle er nach einem Glücke greifen. Da ſie dennoch ſcheu und ſchweigend an der Schwelle blieb, ſprach er: „Weßhalb kommſt Du nicht näher, Heilwig, da Du doch gekommen biſt?“

Da trat ſie näher zu ihm hin. „Herr Pathe“, ſprach ſie, doch ſo leiſe, daß er ſein Ohr zu ihrem Munde neigen mußte; „ich komme, ich wollte Euch um etwas bitten!“

Wie eine Freudenbotſchaft hat das Wort dem finſteren Manne geklungen; er warf ſein Jagdgewehr bei Seite und ergriff die beiden Hände des Mädchens. „Bitte nur, Heilwig!“ ſagte er, ſie heftig ſchüttelnd; „Du haſt mich nie gebeten, nun mach's gleich ſo, daß ich es fühlen kann!“

Doch als ſie darauf ſprach: „Herr Pathe, ſo laſſet doch den armen Stier am Leben!“ Da fuhr er auf und ſchrie. „Wer hat Dich hergeſchickt? Du redeſt mit

Frau Benedicte's Junge!“ Dann wieder, da das Kind ob ſeiner Heftigkeit in Thränen ausbrach, hat er ſie plötzlich auf den Arm gehoben und iſt mit ihr die Treppe nach dem Hof hinabgeſtürmt. Erſt vor der Zelle, aus der das dröhnende Gebrüll hervorbrach, ließ er ſie zur Erde. Als aber die Bohlenthür geöffnet war, und Heilwig, von den blutrothen Augen des raſenden Thiers erſchreckt, entfliehen wollte, hielt er ſie feſt und hieß einem Hofjungen ein Bündel Heu herbeiholen, ſo groß er es mit beiden Armen faſſen könne. „Nun, Heilwig,“ rief Herr Hennicke, als jetzt der Stier den duftigen Haufen ſtampfend und ſchnaubend mit dem rauchenden Maul durchwühlte; „da haſt Du Deinen Willen; nun aber ſollſt Du für Dich ſelber bitten!“

Das jetzt zwölfjährige Mädchen, die nur mit Widerſtreben feſtgehalten wurde, zuckte bei dieſem Wort erſchreckt zuſammen; dann aber hob ſie ſich auf den Zehen zu dem großen Mann empor, und ihre blauen Augen glänzten plötzlich, nicht wie eines Kindes, ſondern wie die Augen eines Weibes.

„Sprich!“ ſagte er erwartungsvoll.

Da ſprach ſie; aber es klang faſt mehr wie zornig, als wie bittend: „Herr Pathe, ſo ſollet Ihr den Junker Dethlev wieder kommen laſſen!“

Herr Hennicke zuckte jäher noch zuſammen, als vor-

hin Heilwig; er antwortete nicht, er ließ nur die Hand des Mädchens fahren. Und ſo ſtanden Beide wortlos neben einander, bis das erneuete Gebrüll des Thieres kund gab, daß auch das vorgeworfene Futter ſeinen Hunger noch nicht geſtillt habe.

— — Als es Winter wurde, kam eine Rede über den Junker Dethlev, er ſei von Lübeck aus mit einem Spanienfahrer als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen; zugleich erhob ſich das Gerücht, im Ritterſaale auf Eckenhof ſteige wiederum das Bild aus ſeinem Rahmen, in hellen Nächten zeige ſich die todte Frau am Fenſter und ſchaue aus nach dem Verſtoßenen.

Als das zu Herrn Hennicke's Ohren drang, ergrimmte er heftig und verſchwor ſich, er wolle dem verfluchten Spuk ein Ende machen. Mit blankem Jagdmeſſer, ſo heißt es, habe er vor dem Bilde geſtanden, um es zu zerſtören; aber die ſtillen Augen hätten ihn angeſchaut, daß ſein zum Stoße ſchon erhobener Arm herabgeſunken ſei.

Nach dieſem iſt der Saal von keinem mehr betreten worden; wie einſt der Letzte des Geſchlechts es ausgeſprochen, die Bilder der Abgeſchiedenen ſind jetzt alle wie in einer Gruft beiſammen geweſen. Nur wenn in Mondnächten ſich die weite Himmelsferne öffnete, zumal wenn im Aequinoctium die Stürme tobten, ſoll jene nächtliche Erſcheinung ſich noch oftmals wiederholt haben.

Die beiden Bewohnerinnen von Eekenhof wollten nichts davon geſehen haben; nur einmal, da ſie Nachts in ihrer Schlafkammer, welche unter dem Saale lag, vom Sturm erwachten, haben ſie über ſich ein Rauſchen wie von Frauengewändern hören können, und haben dann für den Junker Dethlev und für die todte Frau ein ſtill Gebet geſprochen.

* * *

Manches Jahr war dahin gegangen; längſt war der Informator in das ſtatt Ehrenſoldes ihm verheißene Pfarramt eingetreten; in dem Hauſe auf Eekenhof wohnte eine halbblinde Greiſin mit einer friſch erblühten Jungfrau, deren wehendes Kraushaar jetzt in ſchweren Flechten gefeſſelt lag. Nur zum Kirchgange an Sonn- und Feiertagen oder wenn ihr Pathe ſie zu ſich kommen hieß, und auch dann nur für kurze Stunden, verließ Heilwig die Großmutter und den einſamen Bezirk des Hofes. Doch wenn der Tag ſich neigte, zumal im Frühjahr, wenn vom Norden her die Vogelſchwärme zogen, ſchritt ſie manchmal über die Landſtraße nach einem jenſeits belegenen Haidehügel und ſpähte in die Ferne, bis das Abendgold verglommen war. Mitunter, am Sonntag Abend, kam der junge Paſtor die Straße herauf gewandert; dann lief ſie ihm entgegen, und ſie gingen

Hand in Hand über die Brücke und nach dem Hause zu der blinden Großmutter.

Im Dorfe hieß es eine Zeit lang, der junge Pastor freie um das schwarze Mädchen auf Eekenhof. Allein sie irrten; er war es nicht, nach welchem das Mädchen in die Nacht hinaussah.

— — Drüben in der Stadt, in einer Maienwoche, war wieder einmal Landgericht gehalten worden; sechs königliche Trompeter und ein herzoglicher Heerpauker, durch die Straßen reitend, hatten es verkündigt; und von allen Seiten war man herbeigekommen, sei es, um alten Streit zu schlichten oder um neue Rechte zu begründen.

Auch Herr Hennicke war dort gewesen. Schon zuvor hatte er durch Zeugen dargethan, daß sein jetzt mündiger Sohn aus erster Ehe vor nunmehr fast zehn Jahren auf einem Lübischen Kauffahrer nach dem Mittelmeer das Land verlassen habe, und daß von Schiff und Mannschaft später keine Kunde laut geworden sei; nun hatte er es so gut wie unter Brief und Siegel, daß der Junker Dethlev als ein Verschollener durch Spruch des Landgerichts für todt erklärt, und somit der Eekenhof des Vaters Erb und Eigen werde.

Aber noch ein Anderes wollte Herr Hennicke in der Stadt betreiben. Etwas war doch auf Erden, woran seine Seele hing; nicht etwa seine anderen Söhne, die

beiden Füchſe, welche jetzt ſchon gleich dem Vogte zwiſchen den Leibeigenen die Peitſche führten; es war noch immer das Kind mit dem ſchwarzen Haar gleich ſeinem und mit jenen Augen, aus denen ein längſt verblichenes Antlitz wider ihn zu klagen ſchien. War es auch zur ſchlanken Jungfer aufgewachſen, das alte Spiel war geblieben; noch immer floh ſie ihren wilden Pathen und noch immer dürſtete ihn nach einem trauten Wort aus ihrem Munde. Nun aber — und Herr Hennicke, der auf der Heimreiſe war, ließ bei dem Gedanken ſeinen Gaul in Sprüngen tanzen — nun ſollte ſie ihm bald nicht mehr entrinnen können! Frau Benedicte's Zunge war in den letzten Jahren immer ſchärfer und ſpitziger geworden; das Schlüſſelbund zu Kammer und Keller hielt ſie ſo feſt in ihren mageren Fingern, daß ſelbſt Herr Hennicke es ihr nicht zu entreißen wagte; aber auch ihre Backenknochen traten ſpitz hervor; der Strom ihrer Rede wurde oft durch dumpfes Hüſteln unterbrochen, und es ſchien unvermeidlich, daß zum nächſten Frühjahr nur noch ein geſpenſtiger Nachhall ihres wirthſchaftlichen Waltens auf Trepp' und Gängen das Geſinde ſchrecken werde. Herr Hennicke aber ſah daraus das Kräutlein „Hoffnung" grünen; er wollte dann das Kind, das einzige, das ihm im Sinne lag, nach Recht und Ordnung zu dem ſeinen machen; mit ihr allein wollte er dann auf ſeinem neuen

Eigen hauſen, und ſpäter ſollte ſie die Erbin ſein; die beiden Füchſe mochten ſich auf ihrem mütterlichen Gute nähren. Schon jetzt hatte er wegen des erforderlichen Gnadenbriefes bei des Herzogs Kanzler vorgefragt und auch hierüber, wie er meinte, für den eintretenden Fall einen guten Zuſpruch mitbekommen.

Auf halbem Wege war Herr Hennicke bei einem Nachbar zum zweiten Morgenimbiß eingekehrt. „Was bringſt Du, Henne?“ frug ihn dieſer; „Dein ſchwarzes Antlitz leuchtet wie die gute Zeit!“ und dabei ſchenkte er ihm von Neuem in das weite Glas. Herr Hennicke trank; aber er war nicht der Mann, ſeine Gedanken beim Weine zu verrathen. Er wollte freilich plaudern; aber anderswo.

Fröhlich nickend ſchwang er ſich in den Sattel; und immer ſchneller ging der Ritt, vorüber an Frau Benedicte's Haus, dann auf der Straße fort nach Eckenhof. Als er an die ſchmale Holzbrücke kam, ſcheute das Pferd und wollte nicht mehr vorwärts; aber der Reiter drückte ihm die ſcharfen Sporen in die Weichen, daß es mit donnerndem Hufſchlag hinüberflog; oben aus den Eichenwipfeln fuhr krächzend eine Schaar von ſchwarzen Krähen, die ſeit Junker Dethlev's Fortgang dort Beſitz genommen hatten.

Nur mit Mühe brachte Herr Hennicke ſein Pferd zum Stehen; dann rief er: „Heilwig! Heilwig!“ nach

dem Hauſe zu. Und als ſie kam und zögernd näher trat, ergriff er ihre Hand und zog das erſchreckte Mädchen hart bis an die Hufen ſeines unruhig ſtampfenden Pferdes. Seine ſchwarzen Augen glänzten in dem von Wein und wilden Hoffnungen gerötheten Antlitz, und während ſie wie betäubt zu ihm emporſah, überſchüttete er ſie mit dunklen und verworrenen Andeutungen ſeiner Zukunftsträume. „Geduld nur, Heilwig!“ rief er. „Nicht mehr im Unterbau; da droben in den großen Stuben ſollſt Du wohnen; die Todten kommen nicht wieder; aber die dummen Bilder ſollen fort; ich will die begrabenen Augen nicht mehr um mich haben!“ Dann plötzlich riß er das Pferd herum und jagte fort, ſo wie er eben erſt gekommen war.

Eine Weile ſtarrte ihm das ſchlanke Mädchen nach; dann floh ſie in's Haus zurück und warf ſich weinend zu den Füßen der halbblinden Greiſin. Nur Eines aus den wüſten Reden ihres Pathen hatte ſie herausgehört; ihr war, als habe er ihr Junker Dethlev's Tod verkünden wollen.

Aber die Großmutter ſtrich ihr die ſchwarzen Löckchen von der Stirn. „Sei ruhig, Heilwig,“ ſprach ſie; „der Stieglitz hat noch nicht geſungen!“

Und als Heilwig meinte: „Großmutter, hier ſingen keine Vögel mehr; die ſchwarzen Krähen haben ſie alle

ja zerriſſen," da erhob die Greiſin ihren Finger, als wolle ſie oben nach dem Saale weiſen: „den einen nicht, Heilwig; den einen nicht; der iſt kein Futter für die Krähen!"

Nicht lange danach, an einem Sonntag Nachmittag, als eben Frau Benedicte ein ſelbſt gebrautes Kräutertränklein zum Kühlen in das offene Fenſter ſtellte, iſt auf dem Hofe dort ein Reiter von einer Schecken abgeſtiegen. Er iſt noch jung geweſen; aber in einer Tracht, wie man ſie vor einigen Jahren, da die Pariſer Moden noch nicht die Herrſchaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufherren hatte ſehen können, die aber auswärts in den deutſchen Handelsplätzen auch gegenwärtig noch im Schwange ſein mochte. Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange feſtgeheftet war; dagegen erſchien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar ſo kurz geſcheren, wie es nur immer Frau Benedicte einſt dem kleinen Junker Dethlev zugedacht haben mochte. Als er ſein Pferd einem herbeigerufenen Jungen übergeben hatte und nun die Freitreppe zum Hauſe hinaufſchritt, wurden in einem Leibgurt unter

ſeinem Mantel ein Paar Piſtolen ſichtbar, deren Schlöſſer nach der neueſten Erfindung und außerdem von beſonders kunſtvoller Arbeit zu ſein ſchienen.

In höflichen, aber knappen Worten frug er die auf dem Flur ihm entgegentretende Schloßfrau nach ihrem Eheherrn, und wurde von dieſer, während ihre Augen eine behende Muſterung an ihm vollzogen, in das Oberhaus hinaufgewieſen. — — Droben, in einem ſonſt nicht benutzten Zimmer, ſaß Herr Hennicke ſchon ſeit dem frühen Morgen rechnend und vergleichend über den alten Papieren von Eekenhof; in der einen Hand die Feder, in der anderen den großen ſeltſam geformten Doppelſchlüſſel, der dort alle Thüren öffnete und ſchloß. Eben ſtützte er den Kopf, um von der ungewohnten Arbeit auszuruhen und ſtarrte mit heiterem Antlitz in den öden Raum, der außer ein paar wurmſtichigen Archivſchränken keine Ausſtattung an den getünchten Wänden aufzuweiſen hatte. In ſeinen Gedanken mochte er zwei Gräber vor ſich ſehen; auf dem ſchweren Leichenſtein des einen eine hagere Frauengeſtalt mit feſtgeſchloſſenen Händen und darüber den Namen „Benedicte“; das andere ohne Namen, fern über'm Ocean, unfindbar von fremdem Kraut und Ranken überwuchert. Da pochte es an die Thür, und als er auffahrend das Willkommswort gerufen hatte, trat der Fremde zu ihm ein.

Frau Benedicte war unten an dem Treppenaufgang ſtehen geblieben; aber ſie mühte ſich vergebens zu erhorchen, was droben hinter der dicht verſchloſſenen Thür verhandelt wurde. Einmal freilich war ein Geräuſch, als würde ein ſchwerer Stuhl erſchüttert, wie wenn etwa die Lehne von unſicherer Hand umklammert würde. Danach aber vernahm ſie nur den ruhigen Laut einer jungen Stimme, welcher die düſtere ihres Eheherrn zu antworten ſchien. Schon war ſie des vergeblichen Horchens müde, da wurde droben die Thür geöffnet, und ſie hörte den jungen Kaufherrn, während er hinaustrat, ſagen: „Prüfet nur, Ihr werdet alle Schriften und Sigille richtig finden; vor Allem aber denket, wenn ich morgen wiederkehre, daß Ihr mit keinem Fremden unterhandeln ſollt!“

Ein Huſtenanfall, den ſie vergebens zu erſticken ſuchte, trieb Frau Benedicte von ihrem Poſten; der Reiter aber, der ſchon gegen die Treppe zugeſchritten war, zu welcher der Hausherr ihn nicht geleitet hatte, ging jetzt raſch hinab, und unten über den Hausflur nach dem Hof hinaus. Als ein Windhauch ſeinen Mantel blähte, waren darunter in dem Leibgurt die koſtbaren Piſtolen nicht mehr ſichtbar; irgend etwas, ſei es ein beſtehendes Verhältniß oder ein einſt Geſchehenes, mochte ihn veranlaßt haben, dieſelben bei ſeiner Verhandlung mit dem Gutsherrn abzulegen und auch ſpäter nebſt gewiſſen Schriften

dort zu laſſen. Seine Gedanken, wie ſein Weg führten ihn nach einem alten einſamen Hauſe; vielleicht auch, daß er nach den eben verlaufenen Kriegszeiten die dort wohnenden Frauen zu erſchrecken fürchtete, wenn er in Waffen zu ihnen einträte.

Herr Hennicke aber in ſeinem Archivzimmer ſah noch mit ſtumpfen Blicken auf die zurückgelaſſenen Papiere, als ſich von draußen die Stiege herauf Frau Benedicte's Hüſteln hören ließ. Sie hatte vom Fenſter aus dem Fremden nachgeſpäht, ſie hatte ihn im Hofe ſein ſcheckiges Roß beſteigen und dann durch das Thorhaus auf die Heerſtraße hinausreiten ſehen; aber des Mannes Antlitz und Gewandung war ihr unbekannt geblieben. Nun trat ſie athemlos zu ihrem Eheherren in die Stube. „Rechneſt Du noch immer um Dein neues Erbgut?“ frug ſie ſcharf.

Er ſtieß ein Lachen aus. „Was willſt Du?“ entgegnete er kurz.

„Du hatteſt Beſuch,“ ſprach ſie; „ſag' doch, wer war's denn?“

Herr Hennicke ſah ſie mit düſteren Augen an. „Geh',“ ſagte er; „ich brauch' hier keine Weiberzungen.“

Aber ſie forſchte weiter: „War's etwa einer von den Lübiſchen Stadtjunkern, bei denen Du in der Kreide ſtehſt? Mach' Dir auf meine Gülten keine Rechnung!“

Herr Hennicke war aufgesprungen und that einen dröhnenden Faustschlag auf den Tisch. „Ein Stadtjunker, Frau Benedicte? — Beim Teufel, ich gäbe Dich mitsammt Deinem Hof darum, so es Einer von dem Krämervolk gewesen wäre! Da lies!“ rief er und schob ihr eines der Papiere zu. „Du sollst auch Deine Freude haben!“

Und Frau Benedicte nahm es und durchwanderte Zeil' um Zeile mit ihren nackten Augen; dann, als sie ausgelesen hatte, legte sie es auf den Tisch und sagte: „Du wirst ein Lump, Herr Hennicke; aber nicht der erste, der aus seines Weibes Hand gefüttert wurde.“

Einige Augenblicke war es todtenstill im Zimmer. Als aber Frau Benedicte den Blick auf ihres Eheherrn Antlitz wandte, that sie einen gellen Schrei und streckte jählings die Hände über ihren Kopf, als gälte es sich vor Mord zu schützen. Und doch hatte Herr Hennicke kein Glied gerührt; ja seine Arme hingen wie gelähmt an seinem Leibe; es waren nur die Augen, vor denen sich das Weib erschrocken hatte, worin es wie aus einem Abgrund aufgestiegen war.

„Was schreist Du?“ sagte er; aber es war, als wollten die Worte aus dem trockenen Halse nicht heraus. „Lies noch einmal, so wirst Du sehen, daß die Schrift gefälscht ist! Ich habe den Betrüger fortgejagt; er wird sich hüten, zum zweiten Mal zu kommen.“

Frau Benedicte aber las nicht wieder; sie sah Herrn Hennicke mit ihren kleinen Augen an, als ob sie ihm bis auf den Grund der Seele bohren wolle; dann, ihr schweres Schlüsselbund vom Gürtel nestelnd, ging sie schweigend aus dem Zimmer.

Draußen lag noch derselbe Sommertag auf Wald und Wiesen; doch neigte sich die Sonne schon allmälig, und auf Eckenhof streckten sich die Schatten der beiden Treppengiebel schon bis auf die andere Uferseite des Ringgrabens; die mächtigen Eichen aber leuchteten noch bis zur Wurzel im warmen Sonnengold.

An einem Mauerringe des Hauses stand mit gesenktem Kopf die Schecke des blonden Reiters angebunden, und eben trat er selber aus der Thür und mit ihm die jungfräuliche Gestalt Heiliwig's. Der Reiter löste sein Pferd von dem Ringe; dann, je zu einer Seite es am Zügel fassend, schritten Beide mit dem ruhig folgenden Thiere über die Zugbrücke, um es in einer der jenseits stehenden Scheuern unterzubringen. Schweigend gingen die schönen jungen Menschen neben einander; aber das Antlitz des Mädchens war von Freude gerötheter und in ihren Augen war ein stiller Glanz; wie eine Braut so nach

dem erharrten Bräutigam blickte ſie mitunter über den Bug des Pferdes nach dem Reiter hin.

Als ſie dieſes in dem verfallenen Gebäude untergebracht hatten und wieder in das Freie traten, lag ein ſchweres Sinnen auf der Stirn des jungen Reiters. „Mein Heilwig,“ ſprach er zu dem Mädchen, die ſorgend zu ihm aufblickte; „es iſt nicht um meines Erbes willen; ich trag' ernſte Kunde für uns Beide.“

Und da ſie leicht zuſammen bebte, ſetzte er hinzu: „Wir wollen nach unſeren Kinderplätzen, Heilwig; erſchrick nur nicht; meine Hand ſoll Dich um ſo feſter halten!“

Sie gingen um den Ringgraben, dem Heckthore des Waldes zu und waren in deſſen Schatten bald verſchwunden.

— — Ueber eine Stunde iſt dann wol vergangen, und der Eckenhof hat wie verzaubert einſam dagelegen. Leiſe breiteten ſich die Schatten aus und verbleichte das Licht des Himmels.

Und als im letzten Abendſchein die beiden jugendlichen Geſtalten aus dem Dunkel des Waldes wieder aufgetaucht, da iſt das Mädchen mit den ſchwarzen Flechten blaß wie eine Lilie geweſen, und die blauen Augen haben weit offen und von Thränen voll geſtanden. Mit geſenktem Haupte ging ſie neben ihrem ernſt blicken-

den Genoſſen. „Und iſt es denn ganz, ganz gewißlich wahr?“ frug ſie leiſe.

Der junge Reiter hatte ihre Hand gefaßt, als ob er ſie daran halten müſſe. „Dem reichen Kaufherrn,“ ſprach er, „der unerkannt ſeines Vaters und Geſchlechts Geſchicken nachforſchte, iſt Nichts verſchwiegen worden.“

Stumm ſchritten ſie über die Zugbrücke dem Hauſe zu; da ſprach er wieder: „Es iſt ſpät, und wir müſſen den kargen Schlaf des Alters ſchonen; morgen, deß bin ich ſicher, wird da drinnen die alte Frau es uns beſtätigen.“

Sie neigte ihr Haupt noch tiefer, und wie in Demuth zog ſie ſeine Hand an ihren Mund. „Mein Bruder!“ ſprach ſie; es kam nur wie ein Hauch von ihren Lippen.

In der Kammer oben neben dem Ritterſaal, an deren Wänden einſt ſein erſter Schrei und ſeiner Mutter letzter Hauch erloſchen war, hatte man zur Nacht dem Gaſt die Lagerſtatt bereitet. Aber ſie blieb unberührt; im offenen Fenſter lehnte er und blickte über die Waldblöße hinaus, die ſich unten jenſeits des Ringgrabens ausdehnte. Es war eine jener lichtgrauen, ſchwülen Sommernächte; nichts rührte ſich draußen, weder das Schleichen eines Nachtthieres, noch das Flattern eines Vogels; dann aber

rauſchte es plötzlich wie aufathmend durch die Wipfel, und hinter ihm im Hauſe war es, als ob unſichtbare Hände an allen Klinken rührten. Die Nachtkerze, welche man ihm mitgegeben hatte, flackerte und erloſch; zugleich ſprang die Thür auf, welche durch eine Reihe anderer Kammern nach dem oberen Flur hinausführte. Er trat zurück und ſpähte in die leeren Räume nebenan; dann zog er die offene Thür in's Schloß und drehte wie unwillkürlich von innen den roſtigen Schlüſſel um.

Wieder ſank die ſchwüle Stille auf Haus und Wald, und wieder lehnte er halb wach, halb träumend in dem offenen Fenſter. Schon ſeit lange hatte es von der Glocke aus dem Giebel Zwölf geſchlagen; nun war nichts hörbar, als oben von dem Uhrboden her das einförmige Klirren der Eiſenräder und das Rucken der Ketten, an denen die Gewichte hingen. Da endlich ſcholl wieder ein dröhnender Glockenſchlag in das Haus hinunter; der Junker wandte ſich vom Fenſter ab und lauſchte. Es folgte kein weiterer Schlag, es hatte Eins geſchlagen. Aber nebenan im Ritterſaale rauſchte es wie von Frauenkleidern, und jetzt deutlich hörte er: „Dethlev, Dethlev!“ wie mit angſterſtickter Stimme ſeinen Namen rufen.

Als er die Thür zum Saale aufriß, erblickte er bei dem Nachtſchimmer, der durch die Fenſter drang, eine

weiße Frauengeſtalt, welche beide Arme ihm entgegenſtreckte.

Einen Augenblick nur ſtutzte er; dann trat er raſch auf die Erſcheinung zu. „Du, Heilwig!“ rief er, als eine warme Hand die ſeine faßte. „Was iſt Dir? Was hat Dich Nachts hier nach dem öden Saal hinaufgetrieben?“

Sie blickte ängſtlich um ſich her: „Die Uhr ſchlug ſo fürchterlich; ich wollte zu Dir; mir war, als droh' Dir Unheil hier im Hauſe!“

Er ſtützte ſie ſanft in ſeinen Armen. „Du träumſt, Heilwig,“ ſagte er; was ſollte mir in meiner Mutter Haus geſchehen?“

— „Ich weiß nicht, Dethlev; aber laß mich bei Dir bleiben; die Sommernacht geht ja bald herum.“

„Nicht nur die Sommernacht; bleib immer bei mir, Heilwig!“

— „Ja, immer, wenn Du es willſt.“

Sie führte ihn zu einem der alten Seſſel, der noch wie einſtens, da ſie als Kinder ihn gemeinſchaftlich dorthin getragen hatten, vor dem Bildniß ſeiner Mutter ſtand; er ſollte nach ſeiner Reiſe jetzt der Ruhe pflegen. Als er ihr den Willen gethan hatte, zog ſie eine Fußbank darunter vor und ſetzte ſich zu ſeinen Knieen, den Kopf in ſeine beiden Hände legend. Und als er dann im Schlummer ſanft zu athmen ſchien, ſprach ſie wie

aus Träumen vor ſich hin: „Mein Bruder! Mein lieber Bruder!“

Aber er hatte nicht geſchlafen; er neigte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Mein traut Geſchwiſter!“

Dann wieder hob ſie den Kopf ein wenig aus des Bruders Hand. „Wie ſeltſam, Dethlev,“ ſprach ſie leiſe; „es iſt doch dunkel; aber ich ſehe deutlich Deiner Mutter Bildniß; ſie blickt uns freundlich an!“

„Ja, Heilwig; ſehr freundlich.“

Und dann ſchwiegen ſie. Sie wären faſt entſchlummert; da horchte Heilwig auf: „Was war das, Dethlev?“

— „Ich hörte nichts.“

„Doch! Da iſt es wieder; hörſt Du nicht? Da drinnen riß es an der Kammerthür!“

Der Junker hatte ſich aufgerichtet. „Die Thür iſt verſchloſſen,“ ſagte er.

Es war wieder Alles ſtill geworden; ſie hörten nichts mehr: es mochte nur der Wind geweſen ſein. Heilwig legte wieder das Haupt in ihres Bruders Hände; dann ſchwiegen Beide, ein plötzlicher Schlummer hatte ſie befangen.

Aber die Nacht war noch nicht herum, und es ſchlief nicht Alles in dieſem Hauſe. Wäre ſonſt ein Ohr noch wach geweſen, es hätte draußen im Flur das leiſe Oeffnen der Thür zur Winterſtube vernehmen müſſen; dann ebenſo

leiſe unſichere Schritte durch dieſelbe bis zur Thür des Saales ſelbſt.

Unhörbar that ſich dieſe auf, und wie vorſichtig gegen die Kammerthür hinſchreitend, näherte es ſich den Schlafenden. Doch es erreichte dieſelben nicht; ein dumpfer Schrei, wie aus der Bruſt eines entſetzten Thieres, durchbrach die Stille der Nacht.

Heilwig war jäh emporgefahren, als müſſe ſie mit ihrem Leibe den des Bruders decken; aber es war nicht mehr vonnöthen; ſie ſah nur noch eine taumelnde Geſtalt mit beiden Armen um ſich greifen und dann in ſchwerem Fall zu Boden ſtürzen. Zugleich erſcholl ein Klirren, als würde eine Waffe über den Fußboden bis zu ihren Füßen fortgeſchleudert.

Heilwig hielt mit beiden Armen des Junkers Hals umklammert; „Dethlev! Dethlev!“ raunte ſie ihm zu. Er aber antwortete nicht; er hatte ſich gebückt und ſeine Hand griff ſuchend auf dem Fußboden umher. Als er die Waffe erfaßt hatte, die unter ihrem Seſſel lag, und ſeine Finger an dem Schloſſe rührten, zuckte er zuſammen und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt. Zugleich aber ſprang er auf, und den Arm feſt um ſie legend, riß er Heilwig mit ſich in die Kammer; und weiter, nachdem er haſtig aufgeſchloſſen, durch die Reihe der übrigen Kammern auf den Flur hinaus und hinab die Wendelſtiege.

„Wer war das?“ rief ſie, als Beide athemlos im Unterhauſe angekommen waren. „Der wollte Dich tödten, Dethlev!“

„Ich weiß nicht; frag' mich nicht, Heilwig; ich will jetzt nur Eines wiſſen! — Aber meiner Mutter Erbe werde ich nimmermehr verlangen.“

Er zog das Mädchen wieder mit ſich fort, bis in die Schlafkammer der Großmutter, bis an das Bett der ſchlummernden Greiſin.

Sie hörten es nicht, wie draußen über der Zugbrücke eilige Schritte laut wurden, und ſahen nicht die fliehende Geſtalt, die jenſeits derſelben unter dem Schatten der Eichen in die Nacht verſchwand.

Herr Hennicke hatte Recht behalten; der blonde Reiter iſt nicht wieder auf den Hof gekommen, ſo emſig auch Frau Benedicte nach ihm ausgeſehen. Mit Erſterem ſelber aber mußte Seltſames geſchehen ſein; denn als, wie hergebracht, die Hausmagd mit der Morgenſuppe an ſein Bette kam, lag dort ein eisgrauer Mann mit eingeſunkenem Antlitz; als ſie aber mit Geſchrei von dannen ſtürzen wollte, war es die Stimme ihres Herrn, welche die Närrin erſt zurückrief und ſie dann ſammt ihrer Suppe zu allen Teufeln ſchickte.

Er hat aber wochenlang in der dumpfen Kammer fortgeſeſſen, bis eines Morgens drüben aus dem Dorf zu Eekenhof das Thurmgeläute hell herüberwehte, das man des dazwiſchen liegenden Waldes wegen nur ſelten hat vernehmen können. Da hat er aufgehorcht und den eben eintretenden Vogt gefragt, wer denn begraben würde. Als dieſer ihm berichtet, es ſei die alte Förſtersfrau vom Eekenhof, hat er ſich arg erboſt, daß man ihm Nichts davon vermeldet, dann aber plötzlich nur den Namen „Heilwig" ausgeſtoßen und befohlen, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Er iſt jedoch nicht fortgeritten; der Hofjunge hat ſtundenlang das aufgezäumte Thier im Hofe umhergeführt, bis es endlich wieder abgeſattelt werden mußte. Und ebenſo erging es am anderen und am dritten Morgen.

Danach aber eines Tages ſah der Käthner Forthmann, welcher eine blanke Kuh am Seile führte, eine greiſe Reitergeſtalt über die Zugbrücke nach dem Eekenhof hinaufjagen und dort am Hauſe von dem Pferde ſteigen.

Der Käthner ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich nicht denken, was der Mann dort ſuche, denn es wohnte Niemand mehr darin; ſeine Grethe war zu dreien Malen mit der Morgenmilch an's Haus gekommen; aber immer hatte ſie vergebens an die ringsum verſchloſſenen Thüren gepocht.

Auch jetzt ist nichts Lebendiges zu spüren gewesen; selbst die schwarzen Krähen mußten auf Atzung fortgeflogen sein.

Der Reiter aber hatte mit einem schweren Doppelschlüssel die Hauptthüre aufgeschlossen. Vom Flur aus hat er die Räume des Unterbau's durchwandert; aber es ist Nichts darin gewesen, als nur das stumme Geräth, das einst den beiden Frauen zu ihrem einsamen Leben diente. Als er auf den Flur zurückgekehrt war, ist er vor der Treppe still gestanden, als müsse er auch hier die Stiegen noch hinauf; er hat aber nur den Fuß auf die unterste Stufe gesetzt und mit heiserer Stimme einen Namen in das Oberhaus hinaufgerufen. Als ihm von dorther nur ein dumpfer Hall zurückgekommen, hat er, wie von jäher Furcht befallen, das Haus verlassen und ist vom Hofe fortgeritten; aber immer langsamer ist das Pferd gegangen, und immer zusammengesunkener ist die darauf sitzende Gestalt erschienen.

Das alte Haus innerhalb des Ringgrabens lag wieder in seiner stillen Abgeschiedenheit; nur die Krähen, als es Abend wurde, kehrten zurück und lärmten eine Zeitlang, bevor sie sich zum Schlafe in die Eichenwipfel setzten.

Herrn Hennicke's Wünsche hatten sich erfüllt; der Junker Dethlev war durch landgerichtlichen Spruch für todt erklärt worden; Frau Benedicte lag unter ihrem schweren Leichenstein. Aber Herr Hennicke ist ein gebrochener Mann gewesen. Die beiden Füchse, welche sich allmälig zu ein paar breitschulterigen, geizigen Hagestolzen ausgewachsen, wirthschafteten emsig auf dem einen wie auf dem anderen Hofe; sie ackerten und ernteten und säckelten die Korngelder ein, ohne daß Herr Hennicke darein geredet hätte. Niemals hat er mehr ein Pferd bestiegen; aber in bestimmten Zwischenräumen ist er am Stabe nach Eekenhof gewandert. Das Haus hat er nie betreten; aber auf der kleinen Bank unter den Eichen hat er oft gesessen, wie erwartungsvoll das Antlitz dem Hause zugewandt, als ob dort in jedem Augenblick die Thür sich öffnen müsse. Nur wenn vom Giebel plötzlich der Schlag der Uhrglocke herabgeschollen, hat er wie erschreckt emporgeblickt; denn die Uhr schlug nach wie vor; er selber hat dem Küster aus dem Dorfe einen hohen Lohn gezahlt, daß er auf dem verfallenden Boden das Werk in stetem Gange halte. Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich unter einander flüsternd ihren Weg

verfolgt; denn ein unſicheres, aber furchtbares Gerücht iſt in den Bauernſtuben umgelaufen; es ſeien die Schattenhände der todten Frau geweſen, die Herrn Hennicke's Kraft gebrochen hätten.

Und ſo in ſeiner Einſamkeit iſt er bis an die äußerſte Grenze des Menſchenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat ſich jede Spur verloren.

Im Brauer-Hause.

Es war in einem angesehenen Bürgerhause, wo wir am Abend-Theetisch in vertrautem Kreis beisammen saßen. Unsere Wirthin, eine Fünfzigerin von frischem Wesen, mit einem Anflug heiterer Derbheit, stammte nicht aus einer hiesigen Familie; sie war in ihrer Jugend als wirthschaftliche Stütze in das elterliche Haus ihres jetzigen Mannes, unseres trefflichen Wirthes, gekommen und hatte in solchem Verhältnisse dort gelebt, bis der einzige Sohn so glücklich gewesen war, sie als seine Ehefrau bleibend festzuhalten. Das Vertrauen, womit des Bräutigams Mutter gleich nach der Hochzeit der Jüngeren ihren eigenen Platz im Hause einräumte, hatte diese nun schon manches Jahr über das Leben ihrer beiden Schwiegereltern hinaus gerechtfertigt. Bei ihrem jetzt den Siebenzigern nahen Ehemann selber begann schon das Greisenalter seine leise Spur zu ziehen; aber wo ihm eine Kraft versagte, da suchte sie unbemerkt die ihre einzusetzen; wo ihrerseits eine Entsagung nöthig oder auch nur erwünscht schien, da blickte sie nur mit um so freund-

licheren Augen auf ihren Mann und blieb bei ihm allein, wenn Andere dem Vergnügen nachgingen. Der alte Herr ſelber war nicht von vielen Worten; aber die ruhige Sicherheit einer gegenſeitig bewährten Liebe war in dieſem Hauſe Allen fühlbar, und Alle fühlten ſich dort wohl.

Am heutigen Abend jedoch wollte das gewohnte Geſpräch, worin man ſich ſonſt über Stadt- und Landesangelegenheiten mit Behaglichkeit erging, noch immer nicht in rechten Fluß gerathen; denn in einer unſerer Nachbarſtädte war früh am Morgen etwas Ausnahmsweiſes und Entſetzliches, es war die Hinrichtung eines Raubmörders dort vollzogen worden, und die Luft ſchien mit dieſem Unterhaltungsſtoffe ſo erfüllt, daß kaum etwas Anderes daneben zur Geltung kommen konnte. Hier war nun überdies noch ein abergläubiſcher Unfug im Gefolge der Execution geweſen; ein Epileptiſcher hatte von dem noch rauchenden Blute des Juſtifizirten trinken und dann zwiſchen zwei kräftigen Männern laufen müſſen, bis er plötzlich, von ſeinen Krämpfen befallen, zu Boden geſtürzt war. Dennoch galt dies Verfahren als ein untrügliches Heilmittel ſeiner Krankheit. Und noch zu anderen Curen und ſympathetiſchen Wundern ſollten Haare, Blut und Fetzen von der Kleidung des Hingerichteten unter die Leute gekommen ſein.

An unſerem Theetiſch erhob ſich darüber ein lebhaftes Durcheinanderreden; all dieſe Dinge wurden gleichzeitig als unzuläſſig und ſtrafbar, als verabſcheuungswürdig und als lächerlich bezeichnet. Nur unſere verehrte, ſonſt ſo theilnehmende Wirthin ſaß plötzlich ſo ſtill und in ſich verſunken da, daß endlich Alle es bemerken mußten.

Als wir ſie eben darauf anſahen, rief ihre älteſte Tochter zu ihr hinüber: „Mutter, du denkſt gewiß an Peter Liekdoorn's Finger!“

„Ja, ja, Peter Liekdoorn!“ ſagte nun auch der alte Herr; „das iſt eine Geſchichte! Erzähl' ſie nur, Mutter; deine Gedanken kommen ſonſt ja doch nicht davon los; und zu verſchweigen iſt ja nichts dabei!“

„Nein, mein Vater,“ ſagte die alte Dame; „es iſt ja einſtens auch genug davon geredet worden.“

Dann ſah ſie uns Alle der Reihe nach mit ihren freundlichen Augen an, und als auch wir dann baten, begann ſie in ihrer mittheilſamen Weiſe: „Mein ſeliger Vater hatte, wie das Ihnen Allen wohl bekannt iſt, eine Brauerei; keine bayeriſche, wie ſie heutzutage ſind; es wurde nur Gutbier' und Dünnbier gebraut; aber Beides war gut für den Durſt und nicht ſo gallenbitter wie das jetzige, das nicht einmal zu einer Bierſuppe zu gebrauchen iſt.“

Wir lachten, und ſie lachte herzlich mit uns.

„Das Geſchäft," fuhr ſie dann fort, „war noch von Großvaters Zeiten her und lange das einzigſte am Ort geweſen; im Jahre meiner Confirmation aber wurde von einem reichen Bäcker noch ein zweites etablirt. Wenn man hinten aus unſerem Brauhauſe auf den Weg hinaustrat, konnte man am Nordende der Stadt das neue rothe Dach über den Gartenbäumen ſcheinen ſehen; und ich glaube freilich nicht, daß mein Vater, und noch viel weniger, daß unſer alter Brauknecht Lorenz es eben mit Vergnügen ſahen; aber unſer Bier hatte doch ſeinen alten Ruf, und die Kundſchaft blieb groß genug, daß wir Alle ſatt hatten, und mein Vater Jedem zahlen konnte, was er ſchuldig war.

Da, nicht lange nachher, geſchah es, daß auch bei uns ein ganz abſcheulicher Kerl hingerichtet wurde. Wie er eigentlich hieß, weiß ich nicht einmal; aber die Leute nannten ihn „Peter Liekdoorn"; denn er hatte nichts gelernt und ſuchte ſich deshalb als Hühneraugen-Operateur durchzuhelfen. Nun, ich hätte den Kerl nicht an meinen Hühneraugen haben mögen! — Da er viel Branntwein trank und wenig in der Taſche hatte, ſo brachte er ſeine eigene, faſt neunzigjährige Tante um's Leben, von der er wußte, daß ſie einen Strumpfſocken mit Bankthalern in ihrem Bettſtroh aufbewahrte; aber

bevor er noch einen davon in's Wirthshaus tragen konnte, ſo hatten ſie ihn ſchon feſt und auf der Frohnerei; und endlich war denn auch ſein Proceß zu Ende; er ſollte draußen auf dem Galgenberg enthauptet und dann ſein Körper auf das Rad geflochten werden. Und das war wohlverdient; denn die alte Tante hatte den Bengel, der eine Waiſe war, vor Jahren mit Noth und Hunger aufgezogen, und die Bankthaler hatte ſie ſich zum ehrlichen Begräbniß aufgeſpart.

Wie ich ſchon ſagte, hatten wir derzeit noch unſeren alten Brauknecht Lorenz, der wie das Geſchäft ſelbſt auch noch von meinem Großvater ſtammte; eine treue, fromme Seele! Ueber ſein Wandbett hatte er ſich mit Kreide den halb plattdeutſchen Spruch geſchrieben:

„Lorenz Hanſen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!"

Und ſo oft auch die Magd ihn am Sonnabend mit der Seifenbürſte wegwuſch, er malte ihn am Sonntag immer geduldig wieder hin. Uns Kindern, wenn wir Abends in der Brauerei am großen Steinbottich bei ihm ſaßen, wußte er Geſchichten zu erzählen, daß wir zuletzt vor Gruſeln ihm Alle auf den Schooß gekrochen waren, und wie das heutzutage kein Menſch mehr ſo verſteht. Das war nun gut; aber warum er ſolche Geſchichten ſo erzählen konnte, das war nun nicht ſo gut! Er glaubte

nämlich ſelber an all das dumme Zeug, womit er uns tractirte. Am Paaſchabend, wenn er ſein Dutzend Oſtereier ausgelöffelt hatte, ſchlug er ſorgſam alle Schalen entzwei; ſonſt, ſagte er, könnten die Hexen darin niſten; beim Bierbrauen legte er allemal ein Kreuz von Holz über den Gährkübel, ſo konnte Keiner den Geſt (Hefe) rauben und das Bier konnte nicht verrufen werden. Meiner Mutter, die uns auch oft beim Geſchichten-Erzählen auseinander jagte, war all ſo etwas in den Tod zuwider; ſie ſchalt ihn oft darüber und auch auf meinen Vater, daß er ſolche Narrenspoſſen unter ſeinem Dache leide. Aber unſer Vater war eben, wie wir auf plattdeutſch ſagen, ein „liedſamer", ein gelaſſener Mann; er ſtrich ſchmunzelnd ſeiner kleinen lebhaften Frau mit der Hand über's Geſicht und ſagte: „Mutter, laß mir den alten Lorenz; ſo einen Brauknecht gibt es keinen zweiten; er meint's gut, und es ſchadet Keinem."

Damit war meine kleine Mutter allemal fertig, zumal wenn ſie noch einen Kuß dazu bekam; aber Recht hatte er darum doch nicht; denn dumm iſt dumm, und es ſollte Niemand ſagen, daß die Dummheit keinen Schaden thue.

Als es nun ſo weit war, daß Tages darauf der Mörder Peter Liekdoorn ſich durch Hingabe ſeines irdiſchen Leibes mit ſeinem Gott verſöhnen ſollte, hatte unſer

Lorenz es ſich von dem Bürgermeiſter und ſeinem Brotherrn ausgebeten, daß er dem armen Sünder in ſeiner letzten Nacht Geſellſchaft leiſten durfte; denn ſie waren Nachbarskinder geweſen, und in der Schule hatte Lorenz ihm oft die eine Hälfte von ſeinem Butterbrot gegeben, und Peter Liekdoorn hatte ſich dann die andere noch dazu geſtohlen. Aber als nun der gute Lorenz mit ihm beten und ſeiner armen Seele beiſtehen wollte, trieb der ſchändliche Böſewicht nur Poſſen und Eulenſpiegeleien.

Herr Amtsrichter," fuhr die Erzählerin fort, ſich voll nachträglicher Entrüſtung zu mir wendend — „man mag es ja kaum erzählen! „Juckſt Du noch," hatte er zu ſeinem Kopf geſagt, indem er ſich in ſeine dünnen Haare kratzte; „und morgen ſollſt du ſchon herunter?" Der alte Lorenz hat das nie vergeſſen können.

Der Richtplatz auf dem Galgenberg war ſo nahe bei der Stadt, daß man von unſerem oberſten Brauhausboden Alles deutlich hätte mit anſehen können; aber während die halbe Stadt hinausgezogen war, ſteckte ich in dem dunkelſten Verſchlage unter der Bodentreppe; denn ich hatte trotz meiner ſechzehn Jahre die dumme Idee, daß ich es ſonſt überall im Hauſe hören müßte, wenn dem Böſewicht der Kopf herabgeſchlagen würde. Erſt als meine Mutter anklopfte und rief: „Es iſt vorbei; ſie kommen Alle ſchon zurück!" kroch ich wieder an

das Tageslicht. Ich hör' es noch vor meinen Ohren, wie es in dicken Haufen draußen auf der Gasse vorbeizog, und ein Gemurmel und ein Summen als wie in einem Immenschwarm.

Und das Gerede kam auch noch in Wochen nicht zur Ruh'; denn draußen auf dem Richtplatz hart an der Landstraße lag ja Peter Liekdoorn's Körper auf das Rad geflochten. Wenn meine beiden jüngeren Geschwister aus der Schule kamen, warfen sie die Bücher hin und liefen auf den Brauhausboden; dann kamen sie mit großen Augen wieder in die Stube; bald hatte meine Schwester zwei Raben auf dem Rade sitzen sehen, bald hatte mein Bruder ganz deutlich wahrgenommen, wie der auf dem Pfahle steckende Kopf mit den dünnen Haaren vom Wind herumgekreiselt war, bis zuletzt mein guter Vater ein Schloß vor die Bodenluke legte und einen Trumpf darauf setzte, es solle von diesen abscheulichen Dingen fürderhin kein Wort im Hause mehr gesprochen werden."

Die Erzählerin nahm ein Schlückchen aus ihrer Tasse und fuhr dann fort:

„Nicht lange nachher saßen wir — ich weiß noch, es war an einem Sonntag — bei unserer Abendmahlzeit. Da es Reisbrei mit Caneel und Zucker gab, so hatte ich auch noch unseren Nachbar Ivers dazu holen

müſſen, deſſen Leibgericht das war. Wir hatten uns ſchon Alle zu Tiſch geſetzt; auch Lorenz und die Magd; allein mein Bruder fehlte noch. Mein Vater ſah ſich eben recht verdrießlich nach ihm um, als erſt die Hausthür und dann die Thür zur Stube aufgeriſſen wurde und der Junge mit einer Fahrt hereingeſtürzt kam.

„Mein Gott, Chriſtian," rief meine Mutter, „weshalb kommſt du nicht zu rechter Zeit? Du weißt doch, daß dein Vater das nicht leiden kann!"

„Ja," ſagte er; „aber die Jungens ſind alle auf dem Markt zuſammengelaufen!"

— „Die Jungens? Was haben die des Abends auf dem Markt zu thun?"

„Nichts," ſagte Chriſtian; „ſie ſprechen nur mit einander."

„Nun, ſo ſprich du auch jetzt!" ſagte mein Vater. „Laß ihn reden, Mutter!"

Aber der Junge ſchwieg und ſah ſeinem Vater ſtarr in's Angeſicht.

„Chriſtian, ſo ſprich doch, Chriſtian!" rief meine Mutter.

„Ich darf ja nicht," entgegnete er; „Vater hat ja geſagt, er wolle von dem dummen Zeug nun nichts mehr hören."

„Nachbar," ſagte der alte Ivers, der ein Junggeſelle

und sehr neugierig war, „so lassen Sie den Jungen doch seine Geschichte von sich thun!“

Mein Vater klopfte den Alten mit seinem schelmischen Lachen auf die Schulter. „Nun, Christian, so schieß denn los; du sollst doch Nachbar Ivers nicht die Nachtruh' vorenthalten!“

„Ja,“ sagte der Junge; aber er sah sich erst 'mal um, ob doch auch alle Anderen hörten; „es ist ganz gewiß, sie haben Peter Liekdoorn seinen einen Finger weggestohlen!“

— „Wer hat euch das gesagt?“

„Das hat Rathodieners Ferdinand uns selbst erzählt.“

„Ei was! Der Fuchs wird ihn geholt haben,“ sagte mein Vater; „wer sollte denn dergleichen stehlen!“

— „Nein, nein, Vater; das Rad ist viel zu hoch, da können die Füchse nicht daran!“

Der alte Ivers hatte schweigend zugehört. „Sag' mir einmal, mein Jüngelchen,“ begann er jetzt, „was ist's denn eigentlich für ein Finger?“

— „Wie meinst du das, Nachbar Ivers?“

„Nun, ich meine, ist's der kleine Finger oder der Goldfinger oder —“

„Nein, nein; es ist der Daumen!“ unterbrach ihn Christian; „ich weiß aber nicht, von welcher Hand.“

„So,“ sagte Ivers, „der Daumen! das hatte ich mir

gedacht. Er braucht eigentlich nur von einem Dieb zu ſein; aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; nein, den Daumen hat ſich nicht der Fuchs geholt, den können ganz andere Leute noch gebrauchen! Da fragt nur Euren Lorenz, wenn Ihr's nicht ſelber wißt!"

Aber Lorenz ſah auf ſeinen Teller und aß ſchweigſam ſeinen Reisbrei.

„So erzählt es doch nur, Nachbar!" ſagte meine Mutter; denn ſie wollte nicht, daß er den alten Lorenz necken ſollte.

„Kann leicht geſchehen, Frau Nachbar'n," erwiderte er; „aber wißt Ihr das denn nicht? Wer ſolch einen Finger unter ſeinem Drümpel eingegraben hat, dem ſtrömt die Kundſchaft in das Haus hinein! — Nun," ſetzte er gutmüthig hinzu, „hier, Gott ſei Dank, ſind ſolche Künſte nicht vonnöthen!"

„Das walte Gott!" ſprach meine Mutter leiſe und klopfte unter den Tiſch, um die üble Berufung abzuwenden. Denn ſolche Dinge zählte ſie nicht zum Aberglauben, und ſie konnte ganz böſe werden, wenn man ihr dawider ſtritt; dagegen wußte ſie wohl, daß das großväterliche Vermögen in viele Theile gegangen und die Brauerei derzeit mit ſchweren Schulden von ihrem Manne übernommen war.

Mein Vater war ganz ernſt geworden. „Setz' dich,

Chriſtian," ſagte er zu dem Jungen, der noch immer auf der Diele herumſtand, „und mach', daß du mit deinem Reisbrei fertig wirſt!"

Ich weiß noch wohl, unſere Mahlzeit ging ganz ſtill zu Ende.

* * *

Nachdem auf Befragen einer mitteldeutſchen Anverwandten noch erklärt war, daß unter dem plattdeutſchen Worte „Drümpel" eine Thürſchwelle zu verſtehen ſei, begann die Erzählerin wieder: „Man hätte glauben ſollen, daß wir nun endlich mit Peter Liekdoorn fertig geweſen wären; aber, leider Gottes, das Alles war nur erſt der Anfang.

Es war im Juli und ungewöhnlich heiß; die Ernte hatte ſchon begonnen. Von den umliegenden Dörfern kam ein Wagen nach dem anderen hinten vor unſerem Brauhaus angefahren, um Gut- und Dünnbier für Herrſchaft und Leute abzuholen, und nicht nur viertel und halbe, ſondern faſt immer ganze Tonnen wurden aufgeladen. Mein Vater und unſer alter Lorenz arbeiteten in hellem Schweiße, aber mit vergnügten Angeſichtern. In unſerer hohen kühlen Außendiele, unter dem Fenſter, lagen zwei Fäſſer für den Hausverkauf; ich habe manches Maaß voll da herausgezapft, denn ſeit

meiner Confirmation hatte ich das zu beſorgen. Aber jetzt ließ es mich in Wahrheit kaum zu Athem kommen; ich merkte wohl, auch die Leute in der Stadt hatten bei der grauſamen Hitze einen ſchönen Durſt; Kopf an Kopf ſtand es oft um mich herum, und mit all den Krügen und Kannen, die ſie gegen mich ſtreckten, trieben ſie mich eines Tages ſo in die Enge, daß ich erſt auf einen Tritt und dann oben auf die Fenſterbank mich retiriren und von dort aus erſt eine ordentliche Rede halten mußte, bevor ich nur wieder zu meinem Faß hinunter konnte."

Die Erzählerin ſah uns an und nickte. „Ja," ſagte ſie, „es mag wunderlich ausgeſehen haben; aber ich war damals auch noch eine flinke leichte Dirne! Und was war das für eine Freude, wenn ich ſo Mittags und Abends zwei ſchwere blanke Hände voll vor meinem Vater auf den Tiſch ſchütten konnte! Ich weiß noch, Morgens, bevor die Zeit herangekommen war, wie ich in der Stube am Fenſter ſtand und es nicht erwarten konnte, bis ich den Erſten mit Krug oder Blechgemäß unſerem Hauſe zuſteuern ſah.

So ſtand ich auch eines Vormittags und konnte nicht begreifen, daß das luſtige Geldeinnehmen noch immer nicht in Gang kommen wollte; denn es war ſchon über Zehn, und im Flur draußen von unſerer Hausuhr ſchlug es erſt ein Viertel, dann Halb; aber es kam noch immer

Niemand. Endlich ging ich hinaus und vor die Hausthür; da kamen zwei arme Kinder mit ihren kleinen Töpfen, dann hintereinander noch ein paar andere Leute von dem äußersten Ende der Stadt, und als ich die abgefertigt hatte, schlug die Uhr zu meinem großen Schrecken Elf; denn ich wußte nun, daß die Verkaufzeit für diesen Vormittag so gut als wie vorüber sei.

Ich hatte endlich nur ein paar armselige Schillinge, die ich Mittags vor meinem Vater hinlegen konnte.

„Was ist das, Nanc?" sagte er. „Weshalb gibst du mir nicht Alles?"

„Das ist Alles, Vater."

— „Alles? Das ist ja sonderbar." Weiter sagte er nichts.

Aber auch am Nachmittage und den zweiten und die folgenden Tage blieb es ebenso; ja selbst die Wagen von den Dörfern kamen immer weniger, und aus einem großen Dorfe, wo wir sonst die beste Kundschaft hatten, blieben sie völlig weg. „Lorenz," hörte ich einmal, da ich über den Hof ging, unseren Vater fragen, „wann hat Marx Sievers zum letzten Mal geholt?"

„Ich denke, Herr, die andere Woche geht eben heut' zu Ende."

„Bei der grausamen Hitze? — Lorenz," und an meines Vaters Stimme hörte ich, wie er voll Angst und

Sorge war; „was iſt paſſirt, Lorenz? Wir haben nimmer beſſer Bier gehabt!“

„Weiß nicht, Herr!“ erwiderte der Alte düſter.

Ich mochte nicht ſtehen bleiben und hören, was ſie weiter ſprachen; aber ich wußte wohl, Marx Sievers war der größte Bauer in jenem Dorfe, und wie jetzt, in der Ernte, pflegte ſein Fuhrwerk ſonſt faſt jeden dritten Tag zu kommen.

In der nächſten Zeit wurden die Darre und die Braupfannen auf das ſorgfältigſte nachgeſehen und gereinigt; mein Vater unterſuchte jeden Sack mit Hopfen, ob auch irgendwo eine Verſtockung ſich eingeniſtet habe; aber er kam ſtets kopfſchüttelnd von ſolchem Thun zurück; es war nichts zu finden, was nicht in der Ordnung war. Wir gingen Alle wie verſtört umher, denn Jeder wußte, die Erntezeit ſollte den Hauptverdienſt des ganzen Jahres bringen; und die paar guten Tage, die ſo ſchnell vorübergegangen waren, konnten dabei nichts verſchlagen. Bei den Mahlzeiten wurde jetzt kein Wort geſprochen, die Augen unſerer Mutter gingen angſtvoll nach ihres Mannes Angeſicht, während ſie uns ſchweigend zutheilte. Der alte Lorenz aber war plötzlich ein ganz wunderlicher träger Menſch geworden; nicht, weil er keine Geſchichten mehr erzählte, denn wer hätte Luſt gehabt, die jetzt zu hören! Sogar die Kinder nicht! Aber, was nimmer noch

paſſirt war, zu zweien Malen, als ich ihn zum Mittageſſen rufen wollte, fand ich ihn bei helllichtem Tage hinter einem Braufaß eingeſchlafen. Und da ich ihn weckte, ſagte er nur: „Danke, Nane, danke!“ Als ob das ganz ſo in der Ordnung wäre. Mir aber war das ganz unheimlich; denn der alte Lorenz war ja faſt die halbe Brauerei.

Da, eines Sonntags Morgens, kam mein Bruder Chriſtian wieder einmal mit ſolcher Fahrt hereingeſtürzt, wie er es alle Mal that, wenn er was Beſonderes zu verkünden hatte. Aber, Gott bewahre, wie ſah der Junge in ſeinen Sonntagskleidern aus! Das ganze Geſicht voll Blut; das eine Auge dick verſchwollen!

„Wo kommſt du her?“ rief mein Vater. „Biſt du in den Krieg geweſen?“

„Nein,“ ſagte der Junge; wir haben uns nur geprügelt.“

— „Schon wieder einmal? Und das am heiligen Sonntag? Was iſt denn heute wieder los geweſen?“

„Ja, Vater,“ ſagte Chriſtian und wiſchte ſich erſt mit dem Aermel das Blut von ſeiner Backe; „ſie haben ſchon mehrmals ſo gelogen, ich hab' es Euch nur nicht erzählen mögen; die Jungens ſagen, Peter Liekdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

Meine Mutter ſchrie laut auf; mein Vater war nur todtenbleich geworden. „Darum alſo!“ ſagte er leiſe.

In dieſem Augenblicke wurde angeklopft und Nachbar Ivers trat herein, der lang nicht dageweſen war.

„Nun, Ivers!“ ſagte mein Vater, „kommt Ihr auch einmal? Ihr wagt's ja auch nicht mehr, von unſerem Bier zu trinken!“

„Hm!“ machte der Alte und ſah meinen Vater mit ſeinen klugen Augen an. „Aber um Chriſti willen, was iſt mit dem Jungen da paſſirt!“

— „Ja, was iſt mit ihm paſſirt! Erzähl's nur ſelber, Chriſtian, warum du dich geſchlagen haſt.“

„Ja, Nachbar Ivers,“ ſagte Chriſtian, „die Jungens ſagen alle, Peter Liekdoorn's Finger iſt in unſerem Bier geweſen!“

— „Hm — ſo, mein Jüngelchen! Und da haſt du mit allen dich deshalb geſchlagen?“

„Nein, nicht mit allen; nur mit ein Stücker viere, aber tüchtig!“

Der Alte ſah ihm in ſein verſchwollenes Angeſicht und nickte. „Aber es nützt nur nicht viel, Chriſtian, und wenn du es auch mit allen fertig gebracht hätteſt. — Nachbar Ohrtmann,“ wandte er ſich dann zu meinem Vater, „ich komme juſt um deſſen willen zu Euch; ich möcht' Euch rathen, nehmt Euren alten Lorenz einmal tüchtig in's Gebet! Ihr wiſſet wol nicht, weshalb er

mit ſeinem alten Kameraden durchaus die Henkersnacht hat theilen wollen?"

„Ei, freilich!" rief meine Mutter; „er hat ihm für die geſtohlenen Butterbröte die himmliſche Weggehrung wollen bereiten helfen!"

„Das nebenbei, Frau Nachbar'n," ſagte Ivers, „vor Allem aber hat er ihm noch bei lebendigem Leibe ſeinen Daumen abgekauft; die alten Weiber in der Stadt erzählen ſich das ganz genau."

„Habt Ihr nichts Anderes zu berichten, Ivers, als dies dumme Zeug?" frug mein Vater.

„Nein, Nachbar Ohrtmann; aber vergeſſet nicht, den Alten quält die neue Brauerei, wenn ſich das Bier mit Eurem gleich nicht meſſen kann; und dann — der Finger war ja hinterher auch ohne Kauf zu haben! Nach der Hexenweisheit war es zwar genug, ihn unterm Drümpel einzugraben, aber beſſer iſt gewißlich immer beſſer; und ſo wird er denn gleich in den Braukeſſel ſelbſt hineingekommen ſein."

Mein Vater ſchüttelte den Kopf. „Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß unſer alter Lorenz ſich den Finger von dem Hochgericht geholt habe?"

„Das will ich allerdings, Nachbar! Wißt Ihr, beim Reisbrei damals, als er nicht Antwort geben wollte, da ich von der Sache anfing?"

„Ei, Iwers; Lorenz iſt nicht gewöhnt, an ſeiner Herrſchaft Tiſche mitzureden; und überdies, er fühlte wol, daß Ihr ihn necken wolltet.“

„Mag ſein,“ verſetzte Iwers; „aber was hat er bei nachtſchlafender Zeit da draußen an dem Galgenberg herumzukriechen?“

„Was ſagt Ihr, Nachbar?“ rief meine Mutter.

„Ich ſag' nur,“ erwiderte er, „was die Hebamme Glaſen mir ſelbſt erzählt hat; vorgeſtern nach Mitternacht, als ſie dort vorbeigefahren, hat ſie etwas von oben den Galgenberg hinunterlaufen ſehen, und da ſie ihre Laterne, die ſie bei ſich hatte, darauf hingewandt hat, iſt die Geſtalt in einen Buſch geſprungen; aber an den großen blanken Knöpfen auf der Jacke, die ſonſt kein Menſch hier trägt, hat ſie genug erkennen können, wer der Mann geweſen iſt. Und auch noch Andere wollen des Nachts ihn dort geſehen haben.“

Ich war ſehr erſchrocken, als der Nachbar das erzählte; denn ich ſah, was ich Keinem verrathen hatte, den alten Lorenz wieder bei hellem Tage zwiſchen ſeinen Fäſſern ſchlafen.

„Aber, Iwers,“ ſagte mein Vater; „das Unheil, wenn denn Lorenz es ſollte angeſtiftet haben, war ja ſchon geſchehen; was konnte er jetzt noch auf der Richtſtatt ſuchen wollen!“

„Nun, Nachbar," und der alte Junggeſell ſtellte ſein Schalksgeſicht auf, was er mitunter bei den traurigſten Geſchichten nicht unterlaſſen konnte — „Peter Liekdoorn hat doch jedenfalls noch einen Daumen mehr gehabt; vielleicht ſollte der nun unter den Drümpel, da der andere ſo ſichtlich den verkehrten Weg gegangen war! Aber er iſt nur nicht ſo leicht zu haben; denn auf dem Rade ſoll bei Nachtzeit etwas ſitzen, das einen Chriſtenmenſchen nicht heranläßt!"

Mein Bruder Chriſtian blinkte mich aus ſeinen dicken Augen an. „Wärſt du bang, Nane?" blies er mir durch die hohle Hand in's Ohr. „Ich nicht!"

Unſer Vater hatte am Tiſch geſeſſen, den Kopf ſchwer auf ſeinen Arm geſtützt. Nun ſtand er auf und ſagte: „Der Spaß will diesmal nichts verſchlagen, Nachbar Ivers. Aber, wenn Ihr's nicht ungut nehmen wollt, ſo laſſet uns jetzt allein; denn ich möchte gleich jetzt mit meinem Lorenz reden!"

An dem ſauerſüßen Geſicht, das der alte Junggeſelle machte, ſah man wol, wie bitterlich gern er dageblieben wäre; aber er verabſchiedete ſich denn doch mit guter Manier, und gleich darauf wurde ich in's Brauhaus geſchickt, um unſeren alten Knecht hereinzurufen.

„Lorenz," ſagte mein Vater, als wir zuſammen in die Stube getreten waren, „du ſiehſt uns hier Alle

rathlos bei einander ſitzen; der Finger des Mörders ſoll in unſerem Bier gefunden ſein!"

Der Alte fuhr ſichtlich zuſammen. „Herr," ſagte er traurig, ſo wiſſen Sie das auch ſchon!"

„Ich habe es eben erſt erfahren; aber du, wenn du es wußteſt, weshalb haſt du es mir verſchwiegen?"

„Ja, Herr, ich ſeh' nun wol, daß ich zu dumm geweſen bin; ich dachte mir, ich wollte es allein herausbekommen."

„Aber man meint, du ſelber wärſt es, der ſich den Finger geholt hat; du hätteſt, um die Kundſchaft unſerem Hauſe zu bewahren, eine Sympathie damit gemacht!"

Als mein Vater das geſprochen hatte, ſtand der alte Lorenz auf einmal wie ein Soldat, beide Arme glatt am Leibe herunter. „Herr!" rief er; „Alles für meine Herrſchaft; aber wir ſollen Gott fürchten und lieben, auf daß wir bei ſeinem Namen nicht zaubern, lügen oder trügen! So etwas iſt keine Sympathie; das thun nur Menſchen ohne Chriſtenthum, und mit Hülfe deſſen, den ich hier nicht nennen will!"

„Nun, Lorenz, dann iſt es ja gewißlich nicht deine Sache; aber man will dich mehrmals in der Nacht am Galgenberg geſehen haben!"

„Ja, Herr, das iſt es eben, und es war dunkel genug; aber die alte Hebamme kutſchirte da vorbei, mit ihrer großen Leuchte in der Hand!"

„Um Chriſti willen!“ rief meine Mutter; „ſo iſt Er wirklich da geweſen?“

„Die Frau ſoll nicht erſchrecken,“ erwiderte Lorenz; ich dachte nur, wer ſich den einen Daumen holte, der kann ſich auch den anderen holen; und von gar ſo weit mag er auch wol nicht gekommen ſein! Denn — ſo klug bin ich doch — es iſt diesmal kein Zauberwerk, ſondern ein Schabernack gegen uns geweſen; aber die da — und er erhob die Fauſt und zeigte drohend nach der Gegend, wo die neue Brauerei gelegen war — ſie ſollen keinen Segen davon haben!“

„Lorenz, Lorenz!“ rief mein Vater, „ſprich nicht ſo in deinem blinden Haſſe, den du nicht einmal für dich, ſondern nur um unſeretwillen hegeſt! Wir ſorgen Jeder für unſer Brot; und am Ende iſt gar Alles nur ein leer' Gerede!“

Aber Lorenz ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen, Herr, ich geh' nicht gern hinten aus unſerer Brauhausthür, ſeit einem da das rothe Dach ſo in die Augen ſcheint; aber geſtern hatte unſer Pikas ſich von der Kette losgeriſſen. Als ich eben auf den Weg hinaustrete, ſeh' ich Marx Sievers ſeinen Aelteſten mit zwei Tonnen auf dem Wagen von dort oben herunter kommen. „Na, Hans,“ ſag' ich, als er näher kommt; „du holſt dir auch wohl dein Bier jetzt von dem neuen Brauer?“ — „Ja,“

ſagt er, „Lorenz, das thu' ich." — „Und warum," frag' ich, „thuſt du das? Seit deines Großvaters Zeiten habt ihr euer Bier doch immer nur bei uns geholt." — „Ja," antwortet er und ſchlägt ſchon wieder auf ſeine Pferde; dazumal lebte auch Peter Liekdoorn noch, und wir hatten noch keinen Finger in unſerem Bier gefunden!" Und damit war er ſchon in vollem Trab davon gefahren."

Unſer Vater ſah voll Bekümmerniß auf ſeinen alten Knecht. Als dieſer ſchwieg, ſagte er leiſe: „Dann ſtehe Gott uns bei; denn Marx Sievers und ſeine Söhne ſind wahrhaftige Leute!"

Meine Mutter hatte ſeine Hand ergriffen; aber er entzog ſie ihr und ging unruhig in der Stube auf und ab. Als jedoch Lorenz Miene machte, ſacht hinauszugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: „Das hat uns auch um Gottes Wort gebracht; es iſt zu ſpät, um nun noch in die Kirche zu gehen. Spann' den Braunen vor die Carriole, Lorenz! Ich will gleich ſelber mit Marx Sievers ſprechen."

— — So fuhren ſie denn hinaus; und mein Vater hat es uns damals und auch ſpäter oft genug erzählt! „Unterweges," ſagte er, „nahm ich Lorenz Zügel und Peitſche aus der Hand, weil er immer noch zu langſam fuhr; aber mit unſerer Ungeduld iſt nichts gethan!"

Als ſie endlich vor Marx Sievers großem Hausthor

hielten, und dann mein Vater in die weite Lohdiele trat, war dort Alles todt und ſtill und keine Menſchenſeele ſichtbar. Nach einer Weile kam eine Magd. „Sie ſind noch alle in der Kirche," ſagte ſie, „des Paſtors Sohn, der Student, predigt; aber es muß bald aus ſein." — „So will ich warten," ſagte mein Vater und ließ ſich die Thür zur Wohnſtube öffnen. Aber der junge Gottesmann mußte einen weiten Weg genommen haben bis zum heiligen Vaterunſer. Draußen ſaß Lorenz auf der Carriole und klatſchte dann und wann mit ſeiner Peitſche; drinnen ſtand mein Vater und ſtudirte die Glasmalerei auf den alten Fenſterſcheiben, welche die Belagerung Tönnings durch den General Steenbock darſtellte. „Wol hundert Mal," ſagte er, „hatte ich ſchon die ſchwediſchen Soldaten gezählt, ohne was dabei zu denken, oder doch nur, um wie viel leichter es ſein müßte, in dieſem gelben Kriegshaufen mit zu fechten, als eine Reiſe zu thun, wie ich ſie heute thun mußte."

Endlich aber war es draußen auf der Lohdiele lebendig geworden; nach ein paar mit der Magd gewechſelten Worten trat der Bauer mit ſeinem älteſten Sohn in's Zimmer. Den Gruß meines Vaters erwiderte er kurz und trocken und ging erſt an den Thürhaken, um ſeinen Hut daran zu hängen; dann ſtemmte er beide Fäuſte mit den Knöcheln auf den Tiſch und ſagte: „Ihr Fuhrwerk,

Herr Ohrtmann, wär' ich am mind'ſten vor meiner Thür vermuthen geweſen; aber Sie kommen wohl, um ſich das Geld für Ihre letzte Tonne Bier zu holen?"

Und bevor mein Vater ihm darauf antworten konnte, fuhr er fort: „Bin ich Ihnen auch nur einmal einen Sechsling in der Schuld geblieben? Ich denk' doch nicht! Aber dieſe letzte Tonne" — und dabei ſchlug er heftig auf den Tiſch — „die bleib' ich ſchuldig bis in alle Ewigkeit! Und wollen Sie mir was, ſo citiren Sie mich vor meinen Landvogt; hier bin ich nicht für Sie zu ſprechen!"

„So hört doch," rief mein Vater; „ich will kein Geld von Euch; um deſſen willen bin ich nicht gekommen!"

„So," ſagte der Bauer; „was wollen Sie denn?"

— „Ihr hättet's Euch wohl denken können, Sievers; die Leute reden ja, Ihr hättet was in meinem Bier gefunden, was nicht in der Ordnung iſt!"

Der Bauer lachte. „Nicht in der Ordnung? Nein, bei dem Teufel! So was iſt nicht in der Ordnung!"

„Es ſoll der Daumen von dem Hingerichteten geweſen ſein," fuhr mein Vater fort; „und ich wollte Euch nur bitten, mich das ſehen zu laſſen, was Ihr gefunden habt."

„Die Leute reden nicht umſonſt," ſagte der Bauer; „das Ding iſt drin im Hahn geſeſſen; meine Nachbarn haben beide das geſehen."

„Nun, so zeigt es jetzt auch mir!“

„Da hätten Sie früher kommen sollen; ich weiß nicht, wo das Ding geblieben ist.“

„Sievers!“ rief mein Vater, „so sucht oder lasset suchen; das ist Eure Schuldigkeit! Denn dieser Finger steht als ein Kläger wider mich auf und drohet, mich zum armen Mann zu machen; er muß mir Rede stehen, wie er in mein Gebräu gekommen ist!“

Aber der Bauer sagte: „Das ist Ihre Sache, Herr Ohrtmann; ich lass' mein Bier bei einem Anderen holen, und damit hopp und hella!“

Mein Vater besann sich ein paar Augenblicke, während Marx Sievers seine Pfeife vom Haken nahm und aus dem zinnernen Tabakskasten stopfte. Als er schon angezündet hatte und die Rauchwolken trotzig vor sich hinblies, begann mein Vater wieder: „Ich hab' doch recht vernommen, Sievers? Ihr wollt mir diese letzte Tonne nicht bezahlen!“

— „Ganz recht, Herr Ohrtmann; ich denk', ich hab' das deutlich genug gesagt!“

„Nun, ich verlange das auch nicht; aber wenn Ihr mein Bier nicht bezahlt, so gehört mir auch der Finger, der darin gewesen ist!“

Der Bauer stutzte; aber nicht lange, so zog er seinen vollen Lederbeutel aus der Tasche und zählte das Geld

für die Tonne Bier in blanken Bankthalern vor meinem Vater auf den Tisch. „Nun ist der Finger mein," sagte er, „und ich thu' damit nach meinem Dünken."

Es wäre wohl umsonst gewesen, daß mein Vater das Geld zurückschob, wenn nicht der Sohn sich jetzt hineingemischt hätte. „Vater," sagte er, „soll ich den Finger holen? „Ich mein', er liegt in unserem Nagelkasten."

Der Alte brummte etwas in den Bart; aber der Sohn ging hinaus und kam bald darauf mit einem Kasten voll alten Eisenzeuges wieder in die Stube. Als er darin umherkramte, gewahrte mein Vater ein gelblich graues Ding, das er nicht anders als für den Daumen eines Menschen anerkennen konnte; zwar schien er dick mit Geſt oder, wie es auf Hochdeutsch heißt, mit Hefe überzogen; aber auch die Form des Nagels war noch deutlich sichtbar.

„Und das hier," frug er den Bauern, „habt Ihr in meinem Bier gefunden?"

„Ich sagt' es schon," versetzte dieser, „als wir das Letzte aus der Tonne zapfen wollten, da hat's den Hahn verstopft."

„Nun, Marx Sievers, Ihr könnt wohl denken, daß ich mir dies Unheil nicht selber angerichtet habe! Ihr seid sonst als ein gerechter Mann bekannt, so bitt' ich

Euch, fahrt jetzt gleich mit mir zum Bürgermeiſter und gebt da Zeugniß, wo und wann Ihr dieſes Ding gefunden habt; denn jeder neue Tag iſt mir zu Spott und Schaden!"

Der Bauer hatte ſich breit in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen. „In's Gericht, Herr Ohrtmann? Zum Bürgermeiſter? — Ja, wenn meine eigene Obrigkeit mir das befiehlt; ſonſt nicht. Ich habe Spott und Schaden auch in meinem Haus; meine Frau iſt heut' noch krank vor lauter Abſcheu!"

Mein Vater mußte ſich das Alles bieten laſſen; denn der Finger lag leibhaftig vor ihm, und die Sievers waren als wahrhaftige Leute überall bekannt; er ſtand, wie er ſelber ſagte, da als ein geſchlagener Mann.

Endlich wurde dennoch ein Abkommen getroffen; der Sohn durfte das unheimliche Ding in eine Schachtel packen und damit und mit meinem Vater in die Stadt zum Bürgermeiſter fahren.

— — Daß dies geſchehen war, aber von Weiterem auch nichts, erfuhren wir zu Hauſe ſchon durch Lorenz, der zu Fuße wieder ankam, während wir noch immer mit dem Mittag warteten und vor Angſt und Spannung nicht wußten, wie wir unſere Zeit verbringen ſollten.

Endlich kam unſer Vater, und ich ſah, wie ſeine Hand zitterte, als er die unſerer Mutter drückte und

lange in der seinen hielt. „Uebermorgen," sagte er, „soll ich wieder zum Bürgermeister kommen. Wenn es doch erst übermorgen wäre!"

Als er sich dann nicht an den gedeckten Tisch, sondern an dem kalten Ofen in den Lehnstuhl gesetzt hatte, standen wir Alle um ihn her, bis er endlich zu erzählen anhub. — In dem Studirzimmer des Bürgermeisters, als er mit dem jungen Sievers dorthin kam, war eben der alte lustige Apotheker Hennings zugegen gewesen. Der hatte gerathen, den Finger erst ein paar Tage in Spiritus zu setzen, damit sich der Ueberzug von Hefe löse und dann gründlich untersucht werden könne, ob er zu der Hand des Hingerichteten gehöre oder nicht. Nach der Zustimmung des Bürgermeisters war er selbst nebenan in seine Apotheke gelaufen und bald mit einem vollen Glashafen zurückgekommen. Sehr genau hatte er hierauf den Finger besehen, daran gerieben und geschabt und ihn um- und umgewandt. „Aber ein wunderlicher Kauz," sagte mein Vater, „ist der alte Hennings doch; denn er schmunzelte dabei, als ob er einen Allerweltsspaß in den Händen drehe!" — „Man sollte kaum meinen," hatte er zuletzt gesagt und dabei meinen Vater ganz listig durch seine runden Brillengläser angesehen, „daß Peter Liekdoorn bei seinen Lebzeiten mit diesem Daumen allzu viele Hühneraugen hätte operiren können!"

Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen gewesen; aber übermorgen sollte mein Vater wieder zum Bürgermeister kommen. Der Finger war in den mit Spiritus gefüllten Glashafen gethan, und dieser, nachdem man ihn mit dem Gerichtspettschaft versiegelt hatte, in dem großen Actenschrank verschlossen worden. — —

Nun, es wurde denn auch übermorgen; — langsam genug. — Um elf Uhr Vormittages ging mein Vater aus dem Hause. Während meine Mutter und ich uns durch Putzen und Scheuern die Angst von der Seele wegzuarbeiten suchten, kam unsere alte Krautfrau zu uns in die Küche und erzählte, Peter Liekdoorn habe heute Nacht in der Bürgermeisterei an's Fenster geklopft; denn er habe seinen Daumen wieder haben wollen, der jetzt dort in dem großen Schrank verschlossen liege. „Letzten Sonntag," sagte sie, „haben die Diebe ihn über die Thürschwelle dem Bürgermeister in das Haus geschoben, weil sie vor dem Gespenste keine Nacht mehr Ruhe hatten; aber heut' Vormittag ist groß' Verhör, und dann kommt Alles an den Tag; und hernach mögen Alle Reu und Leid geben, die so ihre bösen Mäuler über unseren Herrn Ohrtmann haben laufen lassen! Gott soll mich bewahren, daß ich an so was nur gedacht hätte!"

„Ich seh' das alte dumme Weib noch vor mir," sagte unsere treffliche Wirthin, „wie sie das Alles wie Kraut

und Rüben durch einander wälschte; Gott weiß, wo sie es sich aufgesammelt hatte! Wir freuten uns nur, da sie endlich fort war, und wir wieder, wie am Sonntag, hangend und bangend allein bei einander in der Stube saßen.

Da endlich hörten wir die Hausthür gewaltsam aufreißen. „Das ist Christian!“ sagte meine Mutter. „Was wird der wieder zu erzählen haben!“ Aber es war unser Vater, dem freilich Christian mit seiner Rechentafel auf dem Fuße folgte.

„Nun,“ rief meine Mutter, „haben sie gestanden? Sind die Diebe festgenommen?“

Aber er schüttelte den Kopf und schwenkte, ganz außer Athem, ein beschriebenes Papier in seiner Hand. „Mutter, Kinder!“ rief er endlich, „es ist lauter Dunst gewesen; nun wird Alles wieder gut! Aber dem alten Hennings, dem Mann hätt' ich die Füße küssen mögen! Und das, das hier — das kommt in's Wochenblatt!“ Seine Augen glänzten, seine Stimme bebte; uns war, als ob er Alles durch einander spräche. Aber dann gab er mir das Blatt und sagte: „Lies, Nane; aber laut und deutlich! Siehst Du, des Bürgermeisters Name steht darunter, und das Siegel ist auch dabei gedrückt!“

Und dann las ich, und noch heute weiß ich jedes Wort; denn uns Allen war, als ob eine Himmelsbotschaft in unser dunkles Haus gekommen wäre. „Wenn“

— so stand da — „einer unserer geachtetsten Mitbürger, der Brauer Josias Christian Ohrtmann, durch unbedachte Zungen in Verdacht gerathen, als ob der von dem Körper des hieselbst hingerichteten armen Sünders abhanden gekommene Finger sich in seinem Biere vorgefunden, so wird zur Steuer der Wahrheit, und um unverdienten Schaden von einem ehrenwerthen Manne abzuwenden, hiedurch bekannt gegeben, daß nach sorgsamer, durch den hiesigen Herrn Apotheker Hennings unter Zuziehung der Behörde vorgenommener Untersuchung der Verdacht erregende Gegenstand sich lediglich als eine verhärtete Gest- oder Hefemasse herausgestellet, welche durch besondere Zufälligkeiten die Form eines menschlichen Daumens angenommen hatte."

So lautete der Inhalt Wort für Wort, sagte die Erzählerin; wer sollte so was auch vergessen können! Mein Vater aber hatte plötzlich seine Hände vor der Brust gefaltet. „Mutter! Kinder!" sagte er ruhig, „Gott ist barmherzig und ein Gott der Liebe! Er prüfet wohl; doch er verlässet keinen, der in seiner Schwachheit gerecht vor ihm zu wandeln trachtet." Und dann betete er laut; ich habe niemals ein so heißes Dankgebet aus eines Menschen Munde gehört. Meine vierzehnjährige Schwester war auf die Knie gesunken und sprach eben so laut die Worte nach, die über seine Lippen strömten.

Auf unſeren Chriſtian aber hatte die Freudenbotſchaft auch noch eine andere Wirkung. Als wir noch Alle ſchweigend um unſeren Vater ſtanden, bemerkte ich auf einmal, daß er wiederholt mit der doppelten Fauſt als wie zur Uebung in die leere Luft hineinſchlug.

„Chriſtian! Chriſtian!“ rief unſere Mutter, was treibſt du da für Faxen?“

Chriſtian that erſt noch einen Lufthieb und ſchaute dabei ſehr fröhlich aus ſeinem heut' ganz braun und blauen Angeſicht. „Verdamm' mich, Mutter!“ ſagte er, denn er fluchte wirklich mitunter ganz gotteslästerlich; verdamm' mich, Mutter! Nun ſollen die Jungens aber Prügel haben!“

„Pfui, ſchäm' dich!“ rief ſie. „In ſolchem Augenblick an ſo was nur zu denken!“

Er ließ zwar etwas beſchämt den Kopf hängen, dann aber murmelte er: „Ja, Mutter, verdamm' mich! Sie ſollen es aber doch!“ Und geſchwinde that er noch einmal einen Fauſthieb durch die Luft.

Mein Vater, der dergleichen ſonſt nicht leiden konnte, ſtrich heute ſeinem hitzköpfigen Knaben nur lächelnd über's Geſicht; er war zu glücklich, um jetzt ein tadelndes Wort zu ſprechen. „Hole mir lieber unſeren Lorenz, Chriſtian,“ ſagte er, „damit wir auch ihm den Stein von ſeinem Herzen nehmen!“

Und dann wurde Lorenz geholt; und ich las noch einmal. Als ich fertig war, ſtanden dem alten Menſchen die Augen dick voll Thränen.

„Sehen Sie wohl, Herr!“ ſagte er und ſchlug ſich leiſe mit der Hand gegen ſeine Bruſt,

„Lorenz Hanſen is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!“

„Amen,“ ſagte mein Vater. Dann wurde Chriſtian mit dem Schriftſtück in die Druckerei geſchickt.

— Als wir ſpäter bei unſerem Nachmittagskaffee ſaßen, bemerkte ich, daß unſer Vater einige Male ganz ſchelmiſch nach ſeinem Pfeifenbrett hinüberblinzelte. „Was meinſt du, Nane,“ ſagte er heiter, „wenn du mir heut' einmal den großen Meerſchaum ſtopfteſt?“ — Ich war faſt verwundert; denn da er das Rauchen eigentlich nur für reiche Leute ſchicklich hielt, ſo erlaubte er ſich ſonſt nie vor Feierabend ſeine Pfeife Portorico; die ſilberbeſchlagenen Meerſchaumköpfe aber, die beide ſorgſam mit einem Seidentuch umwunden waren, die kamen ſtets nur Sonntags von der Wand. Als ich deſſen ungeachtet jetzt die ſchöne Pfeife ſtopfte, nickte er mir freundlich zu: „Und nun geh' auch in die Küche,“ fuhr er fort, „und brenne ſie mir ſelber an; und wenn du das gethan haſt, dann hole den Kalender und ziehe unter dieſen Tag mit deinem Rothſtift einen breiten Strich! Unſer Wands-

becker Bote hat ſo viel Haus- und Jahresfeſte; nun haben auch wir eines! Und wenn der Tag ſich jährt, dann vergiß niemals, mir ſchon beim Kaffee meinen großen Meerſchaumkopf zu ſtopfen!“

— Unſer Vater war wohl kein ſchöner Mann, er hatte nur ſeine treuen blauen Augen; aber an dieſem Tage, und wie er ſo ſeelenfroh aus ſeinem Meerſchaum rauchte, fanden meine Schweſter und ich ihn beide ſo hübſch, daß wir gegenſeitig ihn uns immer wieder zeigen mußten.“

* * *

Die alte Dame ſchwieg, als ob ihre Erzählung hier zu Ende ſei; mir aber war, als ſei das eigentliche Ziel derſelben noch von ihr zurückgehalten.

„Und weiter?“ frug ich nach einer Weile, da auch Niemand anders ſprach.

„Weiter?“ rief eine muntere Frau an meiner Seite. „Was wollen Sie noch weiter? Ende gut, Alles gut! Es war ja Alles nur um nichts geweſen!“

Ich ſah auf unſere Wirthin, deren ſonſt ſo heitere Augen jetzt mit einem durchdringenden Blicke auf die Sprecherin gerichtet waren. „Da haben Sie Recht,“ ſagte ſie; „es war Alles nur um nichts.“

„Aber die Kundſchaft,“ frug ich, „ſie kam jetzt doch

wieder? Und in der nächsten Erntezeit mußte die flinke Nane vor all den durstigen Krügen und Gemäßen doch wieder auf den Tritt, und von dem Tritt auf's Fenster flüchten?"

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug. „Nein," sagte sie, „so etwas ist niemals wieder vorgekommen; in der Erntezeit des folgenden Jahres passirte etwas Anderes, das ich gleichfalls nie vergessen werde. Nein, die Kundschaft, wie wir sie früher hatten, kam nicht wieder, obgleich es an redlichem Willen im Hause und an Bemühungen gutherziger Freunde nicht gefehlt hat. Der alte Hennings, wenn die Bauern in seine Apotheke kamen, ließ nicht ab, ihnen die Geschichte von dem Gestfinger und die Güte des Ohrtmannschen Bieres zu verdeutschen; und zuweilen kam er selber mit einer so eroberten Bestellung angelaufen; aber Marx Sievers nebst seinem ganzen Dorfe hat niemals wieder unseren Hof betreten; vielleicht — ich hab' das später mehr erfahren — weil er dem sich zu begegnen scheute, gegen den er sich im Unrecht wußte. — Die Geschichte wurde weit und breit bekannt; aber nur der arge Theil davon fand Glauben! Wenn auswärts Freunde unser Bier empfahlen, so hieß es jetzt wohl: „Ohrtmann? Ohrtmann? Ist das nicht der Mann, der den Finger in seinem Biere hatte?" Und wurde dann auch der ganze Dunst ersichtlich auf-

geklärt, es hieß am Ende doch: „Man braucht ja eben nicht vor dieſe Thür zu gehen; es gibt ja Andere noch, bei denen gutes Bier zu haben iſt!“

Dergleichen kam uns oft genug zu Ohren. Ja, ein verkommener Winkelſchreiber, ein Altersgenoſſe meines Vaters, wagte es ſogar, ihm ſeine Hülfe anzubieten und zutraulich dabei zu äußern, die zwölf Wochenblattszeilchen hätten ihm wohl einen ſchönen Haufen Geld gekoſtet; aber das brauche man ja Keinem auf die Naſ' zu binden.

Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miſerablen Kerl zur Thür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um deſto mehr geglaubt.

„Der ſprach für Viele!“ ſagte mein Vater, als er uns voll Entrüſtung das erzählte. Sonſt habe ich ihn niemals klagen hören; er war nur ſtiller, als er ſonſt geweſen, und es kam mir oft, als ob ſein heißes Dankgebet ihm auf die Seele drücke. Dagegen bemerkte ich, daß er, zumal an Markttagen, jetzt öfterer aus dem Brauhaus auf den Weg hinaustrat; nicht als ob dort die Wagen nach dem rothen Dach jetzt weniger als ſonſt vorbeigefahren wären; aber es war, als triebe ihn etwas hinaus, daß er ſie alle zählen müſſe.

Meine Mutter vermochte das Unglück und die Entbehrungen, die es mit ſich brachte, nicht immer ſo ge-

duldig zu ertragen; das fühlten nicht bloß wir Kinder; sie konnte mitunter sogar dahingerathen, ihrem guten Manne die Schuld des ganzen Unheils beizumessen; und immer kam sie dann auf die schon früher getadelte Nachsicht, womit er das abergläubische Gethue seines Knechts geduldet habe. „Ich lass' es mir nicht nehmen," sagte sie eines Abends, „hättest du ihm nur das Salzen und Bekreuzen ausgetrieben, die Leute wären nimmer auf das Stück gekommen, den dummen Finger in unserem Bier zu suchen! Aber konnte er den einen Hokuspokus machen, warum denn nicht den andern? Und warum nicht heute oder morgen wieder einen andern?"

Für gewöhnlich ging Derartiges, da mein Vater seine kleine heftige Frau immer bald wieder in's Gleiche brachte, ohne weitere Spur vorüber. Das aber sollte diesmal nicht so sein. Es war eben vor dem Abendessen, und Beide standen schon an ihren Stühlen, wobei sie die Stubenthür im Rücken hatten; nur ich hatte gesehen, wie diese sich aufthat und Lorenz, im Begriff hereinzutreten, plötzlich stehen blieb, eben als meine Mutter jenen wohl nicht ganz unbegründeten Vorwurf aussprach. Bevor ich mich in meinem Schrecken noch besann, hatte schon die Thür sich wieder leis' geschlossen; dann kamen die Kinder und die Magd herein; aber Lorenz mußte erst durch Christian gerufen werden.

Noch heute danke ich meinem Schöpfer, daß ich damals meinen Eltern nichts verrathen habe; denn von nun an war Lorenz wie verwandelt: vor den Gebinden, die im Hausflur lagen, oder hinten vor seiner Braupfanne, oder auch nur vor einem Tisch oder Stuhl im Hause konnte er lange mit starren Augen stehen bleiben; ging er aber fort, so sah ich mehrmals, wie er mit der Faust sich über beide Augen fuhr.

„Was mag denn Lorenz fehlen?“ hörte ich eines Abends meine Mutter fragen, die sonst dem alten Manne herzlich gut war. „Er geht ja umher, als ob er über schwere Dinge brüte.“

Mein Vater schüttelte den Kopf. „Ich denke nichts weiter, als uns Anderen auch; du weißt, er trägt an unseren Sorgen allzeit schwerer als an seinen eigenen.“

Aber am andern Morgen trat Lorenz vor ihn hin und bat um seinen Abschied; er wisse einen jungen Menschen, der sogleich an seine Stelle treten könne. Mein Vater äußerte nachher, ihm sei gewesen, als ob sein altes Erbhaus über ihm zusammenbräche. Doch Lorenz wollte sich nicht halten lassen.

„Ich habe mich mit meinem Gott berathen.“ Auf alle Fragen hatte er nur diese eine Antwort; er mochte fürchten, sonst nicht stark genug zu sein.

Und so ging er denn, nachdem er über ein Menschen-

alter da geweſen war; wie er ſagte, um einer verwittweten Schweſter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, in ihrer kleinen Bauernwirthſchaft beizuſtehen. — Aber er hatte die Trennung doch nicht überwinden können; durch Aufkäufer, die im Lande herumreiſten, kamen bald wunderliche Nachrichten von dorther; und kurz vor Weihnachten mußten wir erfahren, daß unſer alter Lorenz als Geiſteskranker in die Landesanſtalt aufgenommen ſei.

Das waren trübe Feſttage; einen Weihnachtsbaum ohne Lorenz hatten wir Kinder uns ohnehin nicht denken können. Ich allein wußte, weshalb er das Haus verlaſſen hatte, in dem allein noch ſeine Heimath war, und ich trug ſchwer daran; denn ſein Opfer war umſonſt geweſen. Mein Vater plagte ſich mit dem jungen Knecht, aber die Kundſchaft beſſerte ſich nicht; es hatte nicht mehr geholfen, als die tapferen Kämpfe, die unſer Chriſtian unermüdlich für die gute Sache ausfocht.

So ging der Winter zu Ende, und ſo kam der neue Sommer, und endlich auch die Erntezeit. Nur für uns war ſie es nicht.

Wir hatten ſchon die letzten Tage im Auguſt. Unſere zwei Stock hohe Außendiele kam mir ſo groß und einſam vor, ſeitdem nicht jeden Augenblick die Hausthürglocke läutete; dennoch konnte ich es nicht laſſen, wenn die altgewohnte Verkaufszeit heranrückte, mich dort auf-

zuhalten, um meiſtens müßig durch's Fenſter auf die Straße hinauszuſtarren. — So ſtand ich auch eines Vormittags; es waren kalte trübe Tage eingefallen, und von dem Lindenbaum, der hier vor dem Fenſter ſtand, wehten ſchon einzelne gelbe Blätter. Ich merkte wohl, daß mein Vater neben mich getreten war; aber ich rührte mich nicht; wir ſahen Beide, wie die Blätter niederwehten, und mochten Beide wohl dieſelben Gedanken haben.

Da ging draußen ein halb bäuerlich gekleideter Mann mit einem ſogenannten Quäkerhut vorüber; er ſchien ein Fremder; aber dennoch war mir, als müßte ich ihn ſchon geſehen haben. Bevor ich mich jedoch darüber noch beſinnen konnte, bemerkte ich eine haſtige Bewegung an meinem Vater, und als ich aufblickte, ſah ich, daß er den Mund feſt geſchloſſen hatte; aber ich ſah auch, wie ſeine Lippen zitterten. „Vater," ſagte ich, „fehlt dir etwas? Wer war doch der Mann?"

Aber er drückte nur heftig meine Hand und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hof hinaus. Es war, als wenn uns Alles jetzt zum Schrecken werden ſollte.

Endlich ſchlug es wieder einmal Elf auf unſerer Dielenuhr, und ich ging in die Stube und ſetzte mich an meine Näharbeit. Eben als auch meine Mutter aus der Küche hereintrat, läutete es von der Hausthür, und

als ich durch's Guckfenſter auf den Flur hinausſah, da war es der Fremde von vorhin. Ich erkannte ihn jetzt wohl; es war ein Hopfenhändler aus Franken, der um dieſe Zeit zu kommen pflegte, um neue Beſtellungen entgegenzunehmen und ſein Geld für die alte Waare einzukaſſiren; er hatte vor zwei Jahren ſogar einen Abend bei uns zugebracht. — „Geh'," ſagte meine Mutter; „hole deinen Vater und ſag' ihm, daß Herr Abel da ſei."

Die alte Dame machte eine Pauſe. „Ich glaube," ſagte ſie dann, „dem Angedenken meines ſeligen Vaters nicht zu nahe zu treten, wenn ich auch dies Wenige noch erzähle; denn wo wäre der Menſch, der der Noth des Lebens in jedem Augenblicke Stand gehalten hätte! —

Herr Abel hatte ſich geſetzt; ich ging in's Brauhaus, weil ich dachte, daß mein Vater dort beſchäftigt ſei; aber er war nicht dort. Auf dem Rückwege begegnete mir der neue Knecht, auch er wußte nichts; er war im Keller bei der Gerſte geweſen; vielleicht, meinte er, ſei der Herr hinten auf den Weg hinausgetreten. Ich kehrte deshalb noch einmal wieder um; aber da ich auch dort ihn nicht gewahren konnte, lief ich in's Haus zurück. Ich ſuchte im Peſel und in allen Stuben, ſtieg halb die Bodentreppe hinauf und rief, ſo laut ich konnte: „Vater! Vater!" Aber es war Alles umſonſt.

„Vater muß ausgegangen ſein," ſagte ich, als ich wieder in die Stube trat.

„Ei was!" rief meine Mutter. „Dort hängt ja ſein Hut am Thürhaken; ihr Kinder verſteht nur nicht zu ſuchen!"

Damit ging ſie zur Stube hinaus; und ich hörte ſie im Hauſe und vom Hof her rufen. Aber auch ſie kam kopfſchüttelnd zurück. „Ich kann das nicht begreifen," ſagte ſie.

Herr Abel ſtand auf. Es habe keine Eile, er ſolle jetzt noch weiter nach dem Norden; aber um drei Wochen werde er auf hier zurückkommen; er könne ja auch dann ſeine Geſchäfte mit Herrn Ohrtmann reguliren.

Ich weiß nicht, weshalb; aber als der Mann das ſagte, mir war, als wiſſe ich jetzt Alles, was noch kommen müſſe.

— — Ein paar Minuten, nachdem er fortgegangen war, trat mein Vater in das Zimmer.

„Wo bleibſt du denn, Joſias," rief meine Mutter. „Herr Abel iſt eben dageweſen; wir haben dich durch's ganze Haus gerufen!"

„Ich weiß das," erwiderte er — und es war gar nicht, als ob das ſeine Stimme wäre — „ich habe es gehört; ich hatte den Mann auch kommen ſehen."

Meine Mutter ſtarrte ihn an. „Was ſagſt du, Joſias? — Mein Gott, und wie du ausſiehſt!"

Ich bemerkte das nun auch; ſein Haar und ſeine Kleider waren ganz bedeckt mit Staub und Spinngeweben.

„So ſprich doch!“ rief meine Mutter wieder. „Um Gottes willen, Joſias, was iſt geſchehen? Wo biſt du geweſen?“

Da riß mein Vater uns mit beiden Armen an ſich und drückte uns heftig gegen ſeine Bruſt. „Mutter! — Nane!“ — er ſprach leiſe, aber haſtig, als ob er es von ſich ſtoßen müſſe — „Ich hatte mich verſteckt! — Es war das erſte Mal, daß ich nicht zahlen konnte!“ — — Er wollte weiter ſprechen; aber der ſtarke Mann brach in lautes Schluchzen aus.

Meine Mutter hatte ihre Arme ſanft um ſeinen Hals gelegt; mein junger Kopf aber war vor Schrecken über das Gehörte ganz von Sinnen; ich klammerte mich mit beiden Händen an meines Vaters Arm, denn mir war, als müßten wir jetzt Alle fort in's Elend wandern. Da hörte ich ſeine Stimme und fühlte ſeine Hand auf meinem Kopfe: „Laſſ', Nane!“ ſagte er ruhig; „hole mir den anderen Rock, mein Kind! Herr Abel wird noch in der Stadt ſein, ich will jetzt zu ihm gehen.“

Wie betäubt that ich, was er mir befohlen hatte; dann lief ich in die Küche und ſetzte mich in einen dunklen Winkel. Erſt als ich meines Vaters Schritte über den Hausflur und dann gleich danach die Thürſchelle läuten hörte, überfiel mich das Leid um ihn, und ich weinte mich von Herzen ſatt.

— — Wie die Verhandlung mit Herrn Abel ausgefallen, habe ich nicht erfahren; ich weiß nur, daß wenige Tage darauf die beiden Meerschaumköpfe von der Wand verschwunden waren, und daß ich unseren Vater niemals wieder weder seine Abend- noch seine Sonntagspfeife habe rauchen sehen. Den Kalender mit dem rothangestrichenen Festtage bewahrte ich noch lange unter meinen alten Sachen; gefeiert ist der Tag nicht worden, aber wir konnten ihn dessen ungeachtet nicht vergessen."

Die Erzählerin verschloß nach diesen Worten ihre Lippen, und ihre Augen blickten seitwärts, als sei das nicht für fremde Ohren, was jetzt aus der Vergangenheit an ihr vorüberziehen mochte.

Ein junger, eifriger Prediger, ihr Neffe, welcher mit in der Gesellschaft war, hatte schon zuvor durch ein vergebliches „Aber liebe Tante!" zu erkennen gegeben, wie nothwendig er seinen Beispruch zu dieser Geschichte halte; jetzt begann er mit merklicher Unruhe auf seinem Stuhl zu rucken. Aber unsere Wirthin war selber eine zu unerschütterliche Christin und fühlte zu genau, wo er hinaus wollte, als daß sie seinem drohenden Einwande nicht sogleich die Spitze abgebrochen hätte. „Lieber Hieronymus," sagte sie, „es ist wol Niemand hier, der an Gottes Barmherzigkeit einen Zweifel hegen möchte, obwol — die

Wahrheit zu ſagen — deine Großeltern in ihrem langen Leben wenig genug davon erfahren haben; aber wir wiſſen ja auch, daß ſie oftmals im Verborgenen ihre Ader fließen läßt, um dann am rechten Orte deſto ſegensreicher aufzuſprudeln. Freilich der Segen kam zumeiſt auf ihre Kinder; und auch ich mußte ſpäter, als meine kleine Schweſter groß und kräftig geworden war, bei fremden Leuten dienen; aber dadurch" — und ſie warf einen unausſprechlich herzlichen Blick auf ihren alten neben ihr ſitzenden Mann — „kam ich zu dir, mein Vater, und die fremden Leute wurden meine eigenen! Und wie es dann gekommen, daß mein Bruder, der wilde Chriſtian, ein ſtattlicher Bürger und gar der zweitgrößte Brauer in unſerem Lande wurde, — um das zu erzählen, bin ich eine viel zu gehorſame Ehefrau."

Der Neffe wollte wieder etwas ſagen, aber ſeine Tante ließ ihn wieder nicht zu Worte kommen. „Gewiß, lieber Hieronymus," ſagte ſie, „deine ſeligen Großeltern waren Leute, welche die Wohlfahrt ihrer Kinder für ein größeres Glück erachteten als ihre eigene; und dahin — das wollteſt du wohl ſagen — hat jener Finger doch den Weg gewieſen! Auch haſt du ſelber ja noch Beide mit ihren ſtillen und zufriedenen Angeſichtern hier in dieſen Lehnſtühlen, worin nun ich und dein alter Onkel ſitzen, von ihrer harten Lebensarbeit ruhen ſehen! An ſeinem erſten

Geburtstage, den dein Großvater hier in unserem Hause lebte, hatte dein Onkel ihm sogar eine neue Meerschaumpfeife bei seinem Morgenkaffee hingelegt, wie er so schön sie früher nie besessen hatte. Der alte Mann wurde heftig dadurch bewegt; er nahm das schwarze Sammetkäppchen von seinem ehrwürdigen Haupte, und seine Lippen bebten, als wiederhole er jetzt das heiße Dankgebet, das er vor dreißig Jahren wohl zuletzt gesprochen hatte. Er ließ sich auch von mir ein Seidentüchlein geben, um sorgsam den schönen Kopf darein zu hüllen; geraucht aber hat er nicht daraus; das, meinte er, habe er in der langen Zeit verlernt."

Der junge Gottesmann hatte sich mit etwas strengem Ausdruck, aber dennoch, wie es schien, nicht völlig unbefriedigt in seinen Stuhl zurückgelehnt. Dagegen versuchte ich es noch mit einer Frage. „Und Lorenz?" sagte ich. „Blieb er in der Anstalt? Ist er dort gestorben?"

„Nein," erwiderte unsere gute Wirthin, und ihr Antlitz gewann auf einmal wieder seinen alten Ausdruck heiterer Behaglichkeit. „Er ist glücklich wieder herausgekommen und hat noch Jahre lang in meines Bruders Haus gelebt. Nur ein wenig wunderlich war er geblieben; er hatte, wie Christian sagte, sich eine ganz glückselige Dummheit zugelegt; denn wie er einst geglaubt hatte, daß unsere altmodische Brauerei durch ihn zu Grunde

gehen werde, so glaubte er jetzt, daß diese neumodische, von der er nichts verstand, nicht ohne ihn bestehen könne.

Als derzeit bei einem Besuche mein Bruder mir alle seine großen Anstalten und Gelegenheiten zeigte, klopfte er in einem Durchgange, der von dem Wohngebäude in die Brauerei führte, an eine der seitwärts befindlichen Thüren. „Und hier wohnt unser Lorenz!" sagte er.

Er hätte es mir nicht zu sagen brauchen; denn über der Thür, in Ermangelung eines Wandbetts, das er hier in der Kammer nicht besaß, stand mit Kreide der alte Spruch geschrieben; nur hatte er jetzt seinen Namen mit dem seines alten Herrn verwechselt, und so lautete es hier:

„Josias Ohrtmann is mein Nam';
Gott hilf, daß ich in'n Himmel kam!"

Jetzt sind sie Beide schon seit lange dort; und so endet diese Geschichte wie hoffentlich auch alle anderen Geschichten auf dieser Erde. Aber das habe ich meinem Bruder doch gesagt, daß er es mit seinem Gest in Obacht nehmen solle."

Sie schwieg und reichte ihrem alten Eheherrn die Hand, der sie wie das Kleinod seines Lebens in die seine nahm. — Und dafür, indem wir jetzt die Feder fortlegen, halten auch wir die Hand einer jeden wahrhaft guten Frau.

Buchdr. der Volks-Zeitung in Berlin.

42.567

Zur

Chronik von Grieshuus.

— 1883—84. —

Von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1884.

7116
6K

Alle Rechte vorbehalten.

Meinem Bruder

Dr. med. Aemil Storm

herzlich zugeeignet.

Zur Chronik von Grieshuus.

Zu meinen Jugendfreuden in der Heimath, wo uns die alte Gelehrten-Schule nicht zu sehr den Geist verkümmerte, gehörten die Wanderungen aus der Stadt ins Freie. Zwar ging es nicht, wie anderwo, durch Feld und Wald, auch selten nur durch Feld und Busch; denn nach Süden hin dehnte sich die Marsch mit ihrer weiten, von Wassergräben durchschnittenen Wiesenfläche, während nordwärts, zu Osten der nordfriesischen Küste, die sandige Geest aufsteigt, ohne Wälder oder Bäume, nur selten mit Schwarz- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden. Gleichwohl fand sich

für die Knabenseele Augenweide und anrege
des Geheimniß hier genug: über den Sand a
Wegrande huschten die Schlupfwespen, flog
die schönen, grünen oder kupferfarbigen Cici
deten, an den gelbschimmernden Abstürzen d
Sandgruben, die man hie und da passir
zeichneten sich die dunkeln Eingänge zu d
unabreichbaren Nestern der Uferschwalbe; k
terte man hinauf und stampfte oben auf d
dürren Bodendecke, so huschten, einer nach de
andern, die schlanken Vögel aus ihren Höhl
und wimmelten oft schaarenweise in der Lu
während über ihnen aus nimmermüder Ke
der unablässige Gesang der Lerchen tönte.

Wohin es aber an freien Nachmittag
mich am stärksten lockte, was auch noch j
mit seinem weltfremden Zauber der rauschend
Laubwald mir nicht ersetzen kann, das war
Haide, welche derzeit nach dieser Richtung h
noch unabsehbare Strecken mit ihrem brä
lichen Steppenkraut bedeckte. Besonders e
Stelle, welche von der Stadt aus nur n

mehrstündigem Wandern zu erreichen war, die ich aber gleichwohl am liebsten und fast immer nur allein besucht habe; und deutlich steht es vor mir, wie ich sie zuerst entdeckte.

Ich saß schon eine Zeitlang auf den Bänken unserer Prima, als ein stürmischer Oktobernachmittag mit seiner nordischen Sagenstimmung mich herausgelockt hatte: kein Thier ließ sich sehen, der feine Sand flog in Wolken vor mir auf; nur einmal huschte ein grauer Vogel über den Weg und verschwand in einer Ritze des seitwärts laufenden Steinwalles. Nach ein paar Stunden erreichte ich ein kleines Dorf; es lag zwischen mageren abgeheimsten Feldern, der aus rohen Felsquadern aufgemauerte Thurm der tiefliegenden Kirche überragte kaum die niedrigen, nur selten durch eine Rüster oder Pappel halbverdeckten Strohdächer. Jenseit derselben begegnete mir ein alter Mann mit einer Furke auf der Schulter; „guten Tag!“ rief ich durch den Wind ihm zu; „guten Tag auch!“ wiederholte der Alte wie im Wiederhall; ich

ſah es nicht, aber ich glaubte es zu fühlen, wie er ſtehen blieb und mir verwundert nachſah.

Ich ſchritt rüſtig durch den Wind hindurch, bald auf ſchmalem Feldweg, bald quer über Feld und Wälle; ein paar Mal flog die Mütze mir vom Kopf, aber der Boden ſtieg jetzt merklich aufwärts, und ſo war ſie immer wieder bald zu haſchen. Endlich ſtand ich vor der eingeſtürzten Wand einer ungewöhnlich großen, aber, wie es ſchien, ſeit lange außer Brauch geſetzten Sandgrube, welche mir jeden weiteren Ausblick wehrte. Als ich mit Hülfe einiger Ginſterbüſche emporgeklettert war, befand ich mich auf einer ebnen Fläche; doch kaum ein halbes tauſend Schritte weiter ging es, wenn auch ganz allmählich, wieder abwärts; und da hatte ich ſie, die Haide.

Die Zeit ihrer Blüthe mit dem bläulich rothen Seidenſchimmer war vergangen; düſter, in ihrer ganzen feierlichen Einſamkeit lag ſie vor mir: ein breites muldenförmiges Thal, anſcheinend ohne Unterbrechung von der dun-

kelen Pflanzendecke überzogen, das sich wohl eine halbe Wegstunde weit zu meinen Füßen dehnte und sich dann durch die zusammenlaufenden, fast ganz mit niedrigem Eichenbusch bedeckten, Höhenseiten abschloß.

Ich war oben bis an den Rand der Fläche vorgetreten: ein schmaler, anscheinend wenig benutzter Fußsteig lief in das Haidekraut hinab und mochte drüben an dem jetzt kaum erkennbaren Ausgange der Thalmulde wieder zur Ebene emporsteigen. Als meine Blicke länger an dem fernen Punkt gehaftet hatten, meinte ich den Rest eines thurmartigen Mauerwerkes zu gewahren; aber die Dämmerung brach jetzt rasch herein, im Westen lagerte unter schwarzvioletten Wolken ein Streifen düsteren Abendroths, und die Nacht begann das Haidethal zu füllen; auf den Höhen hörte ich wohl das Sausen des Windes in den Krüppeleichen; aber meine Augen sahen bald auch hier nur ein unterschiedloses graues Wogen. Nur meine Phantasie hatte sich dort den Thurm erbaut:

„nicht jetzt, einst", sagte ich mir, „hatte ein derartiges Gemäuer dort gestanden"; denn ich glaubte plötzlich zu wissen, wohin der Zufall mich geführt hatte. Nicht, daß ich jemals selber hier gewesen wäre; aber mit aufhorchenden Knabenohren hatte ich, und mehr als einmal, von diesem Orte reden hören.

Ich wandte mich zurück; denn es trieb mich, trotz der Dunkelheit noch nähere Zeichen aufzuspüren; auch hatten am Westhimmel die Wolken sich verzogen, und es leuchtete noch ein letzter Abendschein über den mit kurzem Gras und Thymian bewachsenen Boden. Und bald, hin und wieder gehend, erkannte ich breite Streifen auf demselben, die in hellerer Färbung nicht so ganz das karge Licht verschlangen, wo wie aus Schutt nur dürre Halme aufgeschossen waren. Augenscheinlich hatte ich drei Seiten eines geräumigen Vierecks vor mir; zwei derselben liefen bis an den Rand der Grube, die fehlende, welche das Ganze abgeschlossen hatte, und von der an der Südostecke nur noch ein

Stück erkennbar war, mußte darüber hinaus gelegen haben und ſpäter fortgegraben ſein. Als ich mich über den Rand der Grube beugte, bemerkte ich drunten ein paar gewaltige Granitquadern, wie ſie zu Fundamenten breiter Mauern dienen, die zwiſchen Backſteintrümmern aus dem Sande ragten.

Gegenüber, nach der Thalmulde zu, ſchien eine kleinere, viereckige Zeichnung zwiſchen ſchmäleren Streifen anzudeuten, daß einſt das Thorhaus hier geweſen ſei.

„Grieshuus!“ rief ich faſt laut. „Hier hat Grieshuus geſtanden!“

Noch einmal war ich gegen den Rand der Fläche vorgetreten und blickte in die jetzt ſo große Einſamkeit hinaus. Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächſten Schritte erkennbaren Haideſtieg hinabzugehen; aber, ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die ſchlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die ſchlimmen Tage wären! — Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube

ſchwebte über dieſer Haide, der letzte Schatten eines düſtern Menſchenſchickſals, womit ein altes Geſchlecht von der Erde verſchwunden war. Es ſollte eine Zeit im Jahre geben oder einſt gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Thal durchſchritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft ſeines Lebens abſtumpfte, wenn nicht gar völlig austhat.

Auch war nicht Alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die Letzten hier gehauſt hatten, wo jetzt der Sturm über die Haide fegte. Zum Theil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufſuchen eines vergrabenen Dokumentes mit dieſem oder jenem Brocken an das Tageslicht; anderes hatten die Augen der damals Lebenden geſehen, oder ein Wort, ein Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen; und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, ſaß

man beisammen und erzählte und fügte scheinbar sich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis fast an den heutigen Tag; denn außer auf einem, gar bald fürstlich und dann königlich gewordenen Gute, hatte kein andres Adelsgeschlecht in unserer Nachbarschaft gesessen.

An jenem Tage war ich spät erst heimgekommen, freilich zum Schlafen früh genug; denn immer wieder stiegen die alten Mauern vor mir aus dem Boden: ich stand in dem umschlossenen Hofe und sah durch den gewölbten Thorweg auf das Haidethal hinaus: auf beiden Höhenseiten zogen sich jetzt dichte Eichenwälder bis drüben an den Aufstieg, wo ihre Kronen sich vereinten; der Mond stand am Himmel und beleuchtete dort ein stumpfes Thurmgemäuer; mir war, als sähe ich eine hohe Gestalt in die Haide hinabschreiten und dort verschwinden. Während von den Höhen das Rauschen der mächtigen Laubmassen, die

der Sturm bewegte, an mein Ohr drang, hatte ich mich umgewandt: ich sah auf die langgestreckte Front des Hauses, dessen graue Mauern von einer Doppelreihe niedriger Fenster durchbrochen waren; in der Mitte unter einem spitzen Treppengiebel lag das hohe Hausthor, von welchem eine Steintreppe mit breiten Beischlägen auf den weiten Hof hinablief. — Schon wollte ich hinauf und in das Innere des Hauses treten; aber das Brausen des Sturmes wurde stärker, und ich sah plötzlich nichts, als nur den Sand in Wirbeln über einem leeren Absturz treiben.

Die Bilder, welche in dieser Nacht in mir lebendig wurden, waren nicht nur Phantasiegemälde; in einem älteren Werke über die einstigen Herrensitze unseres Landes, das vor Jahren mir zur Hand gekommen war, hatte ich den Grundriß nebst einer kleinen äußeren Ansicht von Grieshuus gefunden und mich schon derzeit ganz darin vertieft. Von nun an aber ließ es mir keine Ruhe mehr; wo ich irgend

in Schrift- und Druckwerk oder im Gedächtniß eines Menschen derart Verborgenes witterte, mußte es hervorgegraben werden; vom Bürgermeister bis zu dem würdig redenden Barbier und Amtschirurgus, dessen Becken, wie der Staupbesen unseres letzten Scharfrichters, durch Jahrhunderte auf den jetzigen Inhaber herabgeerbt waren, mußten mir alle still halten. Auch trugen mein Fleiß und meine Unverschämtheit mir unerwartet reiche Frucht; mein Vater aber, wenn er mich die eingeheimsten Kunden in das eigens dazu hergerichtete Heft eintragen sah, nannte mich scherzend den „Chronisten von Grieshuus."

Und als solcher, nachdem seit damals wiederum ein halbes Jahrhundert abgelaufen ist, will ich es jetzt erzählen.

Erſtes Buch.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts und noch während eines Decenniums ſpäter ſaß zu Grieshuus ob der Haidemulde, „baven de Haidkul“, wie es in gleichzeitigen Acten heißt, ein Junker, deſſen Familienname ſeit lange aus den Geſchlechtsregiſtern unſeres Adels verſchwunden iſt; auch weiß man von ihm ſelber nicht viel mehr, als daß ſeine Wirthſchaft und ſein Wappen die beiden Dinge geweſen ſind, von denen er, wenn überhaupt bei gutem Trunk am breiteſten geredet hat; wie er dafür gerühmt worden, daß er ſeinen Acker nicht verunkrauten laſſe, ſo hat er auch mit lebender und faſt mit todter Hand gewehret, daß ſein adeliges Blut

ſich nicht an dem gemeinen rothen Blut verfärbe. Gereiſet iſt er ſtets im Sattel; doch wenn die Glocken zum Gottesdienſt geläutet haben, iſt er in einen offenen Kaſtenwagen mit hohen rothen Rädern eingeſtiegen; denn als Patron ſtand ihm allein das Recht zu, auf den Kirchhof bis vor den Eingang in die Kirche aufzufahren; das durfte nicht verſäumt werden. An der Oſtſeite der Mauer, wo die Gruftkapelle war, befinden ſich noch jetzt zwei ungefüge Ringe, an denen der Fuhrknecht dann die Pferde anband. Aber das alte Haus hat derzeit, die ſeinen ungerechnet, nur auf vier Augen noch geſtanden.

Ein Paar von Zwillingsbrüdern iſt es geweſen, im Anfang faſt ſich gleich an Antlitz und ſchlanker Wohlgeſtalt: ein ſchmales Haupt mit hart an der vorſpringenden Naſe ſtehenden Augen und ſchwarzbraunem Haupthaar iſt allen dieſes Geſchlechtes eigen geweſen; bei dem älteſten der Brüder aber, dem Junker Hinrich, hat an den Schläfen ſich das Haar

gleich einem dunklen Gefieder aufgesträubt, so daß man ihn mit seinen grauen, oft jähe Funken werfenden Augen einem Adler soll verglichen haben. Bei dem Junker Detlew dagegen ist das anfangs wellige Haar allmählich schlichter worden, bis es in Strähnen auf das Wamms herabfiel, und wenn, was drum nicht seltener geschehen, Zorn oder Grimm ihn überkommen, so sind seine Augen wie stumpf geworden, und hat niemand sehen können, was dahinter vorgegangen. Es ist nicht kund geworden, daß er den Hörigen oder dem Gesinde etwas Uebles angethan, aber dennoch sind sie gern ihm aus dem Weg gegangen, als ob solches gleichwohl von ihm zu fürchten sei.

Zwischen den Brüdern soll kaum je ein Zank, noch weniger aber eine Kameradschaft gewesen sein, Ersteres wohl nur, weil jeder seinen eigenen Weg gegangen; denn während der Jüngere Liebling des Informators gewesen und auch noch nach den Lehrstunden in ihrer Kammer über den Büchern gesessen ist, hat

der Aeltere alsbald den Bauern und Knechten draußen bei der Arbeit zugesehen, auch wohl selber Sichel oder Pflug mit angefaßt; am liebsten ist er aus dem Thorweg und dann gradezu den Fußsteig durch die Haidemulde hinabgerannt und hat drüben oberhalb des Aufstiegs, wo mit mächtigen Kronen die Wälder auf den Höhenseiten zu einander traten, bei dem alten Revierjäger angeklopft, der dort mit einem Knechte in einem thurmartigen Aufbau hauste. Unterweilen, wenn er trotz dessen Warnung an Spätherbstnachmittagen, die Mütze in der Hand, mit heißen Wangen durch das Hofthor stürzte, hat wohl der Alte ihn gescholten: „Was ist? Du hast den Wolf gesehen!“ und „Komm mir so allein nicht wieder, Junker Hinrich!“ Dann hat der Bube nur gelacht: „Brumme nicht, Owe Heikens! Komm', und laß uns nun die Grube richten!“ Und dann ist der Alte doch nur zu gern mit ihm gegangen.

Der Vater mochte, so weit er darum wußte,

dieß Alles ſo geſchehen laſſen; denn obwohl ihm das Gut zu freier Erbverfügung ſtand, ſo war doch nach Haus- und Landesbrauch der Erſtgeborene allzeit als künftiger Gutsherr angeſehen worden, auch mag der Knabe ſelber ſolchen Sinns geweſen ſein; die Bauern aber und die Hofesleute ſind, je mehr die Brüder aufgewachſen, deß nur immer froher worden. Zwar iſt der Junker Hinrich, wie auch ſonſt die Meiſten ſeines Stammes, jach zur That geweſen; der Bibelſpruch, das: „Selig ſind die Sanftmüthigen," den bei der Einſegnung der beiden Brüder der Geiſtliche ihm auf den Weg gab, hat dagegen nicht verſchlagen wollen. Denn nicht lange danach war es, an einem Novembernachmittage; die Dämmerung fiel ſchon herab, und noch immer ſuchte er nach ſeinem weißen Leibhund, den er ſeit Mittag ſchon vermißte. Grollend war er aus dem Thorweg und bis zum Abſtieg vorgeſchritten; „Tiras! Tiras!" ſchrie er; dann ließ er durch die Finger einen gellen Pfiff erſchallen; und

alsbald, da er ſich lauſchend vorgebeugt, kam es wie Klagelaute drunten aus der Haide. Da lief er in das hohe Kraut hinab, dem Schalle folgend, der wieder und immer näher ihm entgegendrang, und ſchon erkannte er einen von den Knechten, der trug das große Thier auf ſeinen Armen. „Was ſoll das?“ rief er, „laß den Hund zu Boden!“

Das Thier aber ſtreckte winſelnd den Kopf nach ſeinem Herrn. „Es geht nicht;“ ſagte der Knecht; „unten am Moorloch hat er im Fuchseiſen feſtgeſeſſen.“

Der Junker ſtieß einen Fluch aus und wuchtete in der Fauſt den dicken Knotenſtock, womit er es vorhin dem Hunde zugedacht hatte: „Wo iſt Hans Chriſtoph?“ frug er. „Er ſollt' es fortnehmen; ſchon vor Mittag hatt' ich ihm's geheißen.“

„Der Junge iſt was vergeßlich, Herr; ich denk' er iſt wohl ſchon zu Hof gegangen.“

Als der Junker nach der wunden Pfote faßte, ſchrie das Thier erbärmlich. „Vorwärts“, rief

er dem Knechte zu; „wir wollen auch zu Hof!“

Der Junge Hans Chriſtoph aber ſtand noch droben vor dem Thorhaus, und ein ſüßes zehnjähriges Dirnlein neben ihm. „Was willſt Du denn ſo ſpät noch?“ frug er; „es wird ja balkendunkel, eh' Du wieder heim im Dorf biſt; und hörſt Du? Es kommt Unwetter aus Nordweſt!“

„Ja,“ ſagte ſie und nickte mit ihrem blonden Köpfchen, „ich fürcht' mich auch; aber ich trag' hier Schriften, die ſo ſpät erſt fertig worden; mein Vater hat ſie für Euern alten Herrn geſchrieben, und Du könnteſt ſie ihm wohl bringen; ich ſcheu' mich ſo vor ihm.“

Aber Hans Chriſtoph antwortete nicht; mit entſetzten Augen ſtarrte er auf den kleinen Zug, der eben jetzt den Haideſtieg hinaufkam; denn in erſchreckender Deutlichkeit baumelte das vergeſſene Eiſen an der Hand des voraufgehenden Knechtes; darüber erblickte er den weißen Hund, der gleich einem wunden Wild auf ſeinen Armen

lag. Und ſchon waren ſie oben, und der Junker ſtand mit grimmem, ſchier verzerrten Antlitz vor dem Jungen.

„Herr! Ach, Herr!“ Im Schrecken ſuchte der des Junkers Arm zu faſſen; aber ſchon hatte der ſchwere Stock des Jungen Kopf getroffen, daß er lautlos auf den Boden fiel.

Ein Schrei des blonden Dirnleins hat die Stille unterbrochen: „Pfui, pfui, der böſe Junker!“ Einen Augenblick noch hat ſie groß und angſtvoll zu ihm aufgeſchaut; dann unter ſtürzenden Thränen die Schriften, die ſie noch in Händen hatte, von ſich werfend, iſt ſie den Seitenſtieg hinabgerannt, der um die Gebäude nach dem Dorfe führte.

Der Junker Hinrich, der wie leblos dageſtanden, iſt plötzlich aufgefahren: „Bärbe! Bärbe!“ denn er pflegte mit dem Kinde ſonſt manch' gütig Wort zu reden; dann aber, da ſie ihn nicht hörte, hat er ſich über den wimmernden Jungen auf den Boden hingeworfen, Haar und Wangen ihm geſtreichelt und ihn

letzlich mit dem Knechte nach seiner Kammer und auf sein eigen Bett getragen.

Die dicke Ausgeberin, die mit der Magd schon vor der Küchenthür gestanden, ist emsig hinterher getrabt: „Nun Junker, da habt Ihr Saubres angerichtet; da draußen nichts als Nacht und Unwetter, und der Chirurgus meilenweit da drüben in der Stadt!“

Der Junker hat kein Wort darauf erwidert; aber er ist fort- und nach dem Hof hinabgerannt; und kaum eine Stunde später hat er auf seines Vaters großem Rappen vor dem Stadtthor angehalten. Als aber nach vielem Rufen ihm geöffnet worden, war auf den dunkeln Gassen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von gesammten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Osterthore in Präsenz des worthabenden Bürgermeisters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magistrat verabreicht worden; da haben die anderen Gewerke auch nicht

trocken ſitzen wollen, und ſind auf den Abend viel luſtiger Leute in der Stadt geweſen.

An einem Häuschen, das ſich auch im Dunkeln durch die im Winde klappernden Becken kenntlich machte, hatte der Junker ſeinen Rappen angebunden. „Holla, Frau Meiſterin, iſt denn ihr Mann noch auf den Beinen?“

Die alte Frau, die mit einem qualmenden Lämpchen im Hausflur vor ihm ſtand, gab keine Antwort; mit verſtürztem Antlitz wandte ſie ſich um und lief in eine Kammer. „He, Nicolaus, Nicolaus!“ hörte er ſie rufen, „der Junker von Grieshuus ſteht draußen!“

Aber der Junker ſtand ſchon in der Kammer und vor der Bettſtatt, wo der Amtschirurgus ſchnarchend und voll ſüßen Bieres auf den Kiſſen lag. Da haben er und die Frau Meiſterin den trunkenen Mann mit gütlichen Worten ſanft gerüttelt, bis die müde Seele wie aus eines Brunnens Tiefe an die Oberwelt gelangte; als aber die mageren

Beine nicht aus der Bettſtatt vorwärts wollten, hat der Junker zur Ermunterung mit ſeiner Peitſche hin und her geklatſcht, und als die Frau darüber ſchier verſchrocken worden, dem Manne ſelbſt in Wamms und Hoſen helfen müſſen. „So, Meiſter Nicolaus, Er braucht heut keine Sporen; und ſoll der Ritt ihm gut vergolten werden!“ Dann hat er ihm den Mantel umgeworfen und den Hut aufs Haupt geſtülpt: „Nun das Verbandzeug und das Apoſtalipflaſter!“

Und eh' er ſich's verſehen, hat der Amtschirurgus hinter dem Junker hoch zu Roß geſeſſen, die Kniee aufgezogen, die Hände um des Reiters Leib geklammert.

„Ade, Frau Meiſterin!“ Und unter des Junkers Sporen iſt der hochbeinige Rappe durch die dunkeln Gaſſen hingeflogen; dann durch das Thor und über die Felder in die Nacht hinaus. Als ſie, ſchon nahe an Grieshuus, bei der Kirche im Dorf vorüberbrauſten, hat der Küſter, der eben von einer Hochzeit

kam, ein „Alle guten Geiſter!“ ausgeſtoßen und gemeinet, daß ein Hexenpaar an ihm vorbeifliege; denn der Mantel des Amtschirurgus hat wie ein Weiberrock im Wind geſtanden.

Und endlich klapperten des Rappen Hufen in der Thorfahrt von Grieshuus.

„Da bring' ich ihn, Greth, Liſe!“ rief der Junker fröhlich, als er den hageren Chirurgus vorab in die Kammer ſchob.

„Still, ſtill, Junker Hinrich!“ und die wackere Alte, welche eben des Jungen Kopf mit Waſſer kühlte, winkte dem Eintretenden abwehrend mit der Hand; „hier liegt ein Kranker, den Ihr ſelbſt gemacht habt.“

Da warf der Junker ſich vor dem Jungen an die Bettſtatt: „Hans Chriſtoph, verklag' mich nicht da oben! Wir wollen's noch bei Lebzeit wett zu machen ſuchen!“ Der Burſche aber richtete ſich ſtöhnend auf dem Ellenbogen in die Höhe, ſo daß die Füße mit den groben Nagelſchuhen, die man nicht abgenommen

hatte, aus den Decken fuhren. „Junkherr", ſagte er bittend, „dann laſſet unſern Tiras auch von dem Balbirer doctern!"

„Den Tiras?" — Dem Junker wollte die Stimme nicht recht aus der Kehle, und eine Weile hat er ihm nur eifrig zugenickt. „Ja, ja, Hans Chriſtoph, auch den Tiras!"

Und danach hat der Amtschirurgus, dem der Nachtwind allen Dunſt vom Hirn gefeget, ſein barmherzig Werk verrichtet; an dem Jungen erſt, dann an dem Hunde; und an beiden iſt die Kunſt des Mannes nicht zuſchanden worden.

Zwar hat der Herrenſohn noch manche Nacht im Wechſel mit der unermüdlichen Greth Liſe Krankenwacht gehalten; als aber eines Morgens der weiße Hund mit Sprüngen in die Kammer tobte, und dann der Junker rief: „Tiras! Halloh, ſo gieb Hans Chriſtoph doch die Pfote!" Da hat der Junge vor Freuden hell aufgelacht und iſt nach ein paar Tagen ſelbſt vom Lager aufgeſtanden.

Nur nach dem blonden Dirnlein hat der

Junker Hinrich noch manch' einmal vergebens ausgeschaut, auch unterweilen sich verdrossen abgewandt, wenn statt ihrer ein verhutzelt Männlein mit Schriftwerk in der Hand den Anberg zu Grieshuus hinaufgestiegen ist.

— — Von dem jüngeren Zwillingsbruder, welcher derzeit in der Klosterschule zu Bordesholm gesessen, ist solcherlei Gewaltthat niemals kund geworden; als man später ihm davon berichtet, hat er zu Beidem, was vor und nach geschehen, den Kopf geschüttelt und nur gesagt: „Er weiß nicht, was uns ziemet." Zu dem Bruder selber hat er nie ein Wort davon geredet.

Auf der Universität zu Leipzig, die er bald danach beschritten, hat er seine Juridica und Humaniora mit Fleiß tractirt, auch sich in allen Dingen wohl verhalten, insonders bei der wälschen Kleiderhoffart, die dort arg im Schwange ging, ein jedes Uebermaaß vermieden. Gleichwohl, da er eines Sonntagnachmittages während der Vacanzzeit mit dem Bruder durch das Dorf hinabschritt, reckten

alle Bauern nebſt Kindern und Geſinde den Hals aus Thür und Fenſtern, um dem gelehrten Herrn in ſeiner Alamode-Kleidung, mit dem weißgepuderten Kopfe, Kniebändern und Manſchetten, nachzuſchauen. Als ſpäter Junker Hinrich den Weg allein zurückſchritt, im grauen Wamms, die Ledermütze mit der Falkenfeder auf dem dunklen kurz geſtutzten Haar, da waren es nur die jungen Dirnen, welche möglichſt weit die Augen aufthaten; nur waren ſie in die Tiefe des dunklen Flurs zurückgetreten oder bargen ſich hinter der offenen Hausthür und ſahen heimlich durch den Spalt, ſo lange es irgend reichen mochte.

Es wäre nicht noth geweſen, der Junker Hinrich hatte kein Auge für die Dirnen; ſo wenig, daß die jungen Knechte, die ſich deß doch hätten getröſten mögen, von ihm zu ſagen pflegten, der Junker ſei wohl ſchon ein Kerl; nur in dem Einen nicht!

Um ein paar Jahre ſpäter hat gleichwohl auch ihm ſeine Stunde ſchlagen müſſen; eine

ſchickſalsſchwere, mit der die letzte ſeines Hauſes angebrochen iſt.

— — Jene arge Zeit war damals über unſer Land gekommen, deren Greuel unter dem Namen des „Polackenkrieges“ noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtniß blieben. Zwar unſer Herzog führte keinen Krieg, er redete zum Frieden: aber von den Streitenden war der junge ſchwediſche Kriegsfürſt ſeiner Tochter Mann, der mißtrauiſche Dänenkönig war der Mitregent der Lande und ſchonte weder dieſe, noch den Herzog, ſeinen Schweſterſohn. Nicht deſſen drückende Brandſchatzung war indeß das Schlimmſte; aber ihm zu Hülfe überſchwemmte fremdes Volk das Land: Kaiſerliche und Brandenburger, am gefürchteſten die Polen, unter denen Türken und Tartaren mitzogen; ſie plünderten und vergewaltigten und erſchlugen, ſo ſie es vermochten, was ſich widerſetzte.

Unter den alſo Couragirten zählte ein altes verbiſſenes Männlein, das Zeit ſeines Lebens

mehr die Feder, als die Waffen geführt hatte. In seinen besten Jahren ein herzoglicher Kornschreiber, hatte er noch vor Schluß des Mannesalters eine städtische Waise zur Ehe einzufangen verstanden und seit diesem einträglichen Geschäfte seinen beschwerlichen Dienst quittirt. Er hatte drunten in der Stadt sich in dem Erbhaus seines Weibes eingerichtet, nach eigenem Behagen dem Schreibwerk obliegend, das ihm von Kirchen- oder Gasthausvorstehern oder anderen mit der Feder umgewandten Bürgern genugsam angetragen wurde. Aber die Frau verstarb im ersten Kindbett und ließ ihm statt ihrer eine Tochter, deren spätere Schönheit man weder der Mutter noch dem überlebenden Vater nachzurechnen wußte. Diesem selber aber, so gern er sonst Abends in der Schenke seine Weisheit ausgeboten hatte, war seitdem die Stadt verleidet worden; sei es ob so plötzlicher Verwaisung seines Hauses, sei es wegen Haders mit der Sippe seines Weibes, die das Neugeborene nicht in seinen Händen lassen wollte.

Nun war es ſchon über ein Jahrzehnt, daß abſeit des Dorfes unterhalb Grieshuus ſich zur Verwunderung der Bauern ein ſtädtiſch Männlein angeſiedelt hatte, das Sommer und Winter in ſpitzem Hut und einem Vielfraßpelze in die Kirche ging. Das vom Hofherrn in Erbhäuer erworbene Grundſtück hatte er zum Garten umſchaffen, es dann mit Wällen einſchließen und dieſe mit Weißbuchen und Hagedorn dicht bepflanzen laſſen, ſo daß, als allmählich die Hecken aufgewachſen waren, die Giebelſeite des kleinen Hauſes wie aus einem grünen Neſt hervorſah, während ringsum kahle Felder lagen.

Wer am Winterabend durch die kleinen Scheiben hier hineingeſehen hätte, würde den Alten meiſtens mit der Feder in der Hand erblickt haben; vor einem Foliobogen gelblichen Papieres, worauf bei kargem Kerzenlichte ein Schreibwerk langſam weiter rückte. An Sommertagen mußte man ihn im Garten bei ſeinen Bienenkörben ſuchen, die dort gegen Oſten in

doppelten Reihen über einander an dem hohen Zaune aufgestellt waren. Hier konnte man auch wohl das blonde Dirnlein sehen, das mit ihm eingezogen war; mitunter saßen sie beisammen auf einem Bänkchen unterhalb der grünen Hecke; der Alte hatte dann ein aufgeschlagen Buch in Händen und las ihr vor, oder er zeigte mit dem Finger und ließ die Kleine selber lesen. Ins Dorf hinunter kam sie nicht; nur eine Zeitlang, da sie größer worden, war sie wohl mit Schriften auf den Herrenhof gegangen, die ihr Vater für den alten Junker angefertigt hatte. Dann hatte auch dieses aufgehört; nun war sie seit Jahren hier nicht mehr gesehen worden: eine alte Frau in feinem Tuchmantel und verbrähmter Kappe war mit ihr durch das Dorf und den Weg zur Stadt hinausgefahren, eine reiche „Möddersch", wie man sich erzählte; das Kind sollte was Besseres lernen, als hier im Dorf zu haben war, und in der großen Kirche eingesegnet werden. Auch später hatte die Möddersch sie nicht missen

wollen; als aber jetzt die Tausende des fremden Kriegsvolkes gegen die Stadt anrückten, hatte das Männlein, fast mit Gewalt, die Tochter in sein Gartennest zurückgeholt. Allein eben hieher sprengte der Krieg sein losestes Gesindel; schon einmal hatte er vor des Herzogs Freunden, den längst arg berufenen Schweden, das Kind so tief unter dem Dach versteckt gehalten, daß es danach mit einem Spinnwebhäubchen auf dem blonden Haar hervorgezogen wurde; was er aber jetzt bei hellem Sonnenschein durch eine Lücke des Gartenzaunes gegen sein Haus herangelaufen sah, die langen Schnauzbärte und die rothen Mäntel, das mußten Pollacken, wenn nicht gar Tartaren sein!

Die Kniee des kleinen Mannes schlotterten; erst eben hatte er droben hinter dem offenen Giebelfenster eine helle Stimme singen hören. „Bärbe, Bärbe!“ rief er an das Haus hinauf; „die Pollacken, um Gottes Tod, schweig still!“

Als gleich danach ein angstvolles junges Antlitz aus dem Fenster fuhr, stand er schon

wieder an seinem vorhin verlassenen Bienenstande, eine Drahtmaske vorgebunden, große Lederstülpen an den Händen. Hurtig rückte er einen kleinen Holztritt von einem Stock zum andern, und schon waren unter dem tönenden Gesumm der Bienen alle oberen Körbe umgekehrt und lehnten mit der offenen Seite an den Rand des Gartenzauns.

Der Alte nickte, ein grimmiges Lachen fuhr wie ein Schluchzen aus dem zahnlosen Munde; dann stieg er zum letzten Mal von seinem Tritt und steckte den Kopf mit dem wehenden Greishaar durch die Zaunlücke; als er aber die Kerle, voran ein schlanker Bursch mit gezogenem Pallasch, nach dem Hause zulaufen sah, winkte er ihnen mit der Hand und schrie laut und immer lauter: „Paschól! Paschól!“ ein Wort, dessen Sinn er zwar nicht kannte, das ihm aber in Entstehung eines andern hier verwendbar scheinen mochte. Und wie er es gewollt hatte, die Polacken wandten sich und kamen mit Geschrei gegen die Zaunlücke her-

geſtürmt; das Männlein aber nickte ihnen noch einmal zu; dann packte er mit beiden Händen eine Stange und ſchlug damit wie toll, Reih' auf und ab, gegen die offenen Bienenkörbe: „Paſchól! Paſchól!“ ſchrie er; und noch einmal „Paſchól!“ Und die wüthend gemachten Thiere ſtürzten ſich über den Zaun auf die erſchreckten Strolche, und Flüche und Luſtgeſchrei wurden zu Geheul, und der Anſturm zu einer wilden Flucht.

Als das kluge Männlein abermals durch den Zaun lugte, iſt der Haufe ſchon fern geweſen; die Hände vor den Augen, rannten ſie blind ins Weite; nur der Anführer hat ſich noch einmal umgewandt und unter unverſtändlichem Geſchrei wie drohend ſeine Fauſt gehoben.

— — Am Abend deſſelben Spätſommertages iſt es geweſen; der Mond, der eben glühroth aus den Nebeln aufgeſtiegen war, warf jetzt ſein ſilberklares Licht in die Gaſſen des kleinen Dorfes, als unter einem der nie-

drigen Strohdächer die hohe Gestalt des Junkers Hinrich in den hellen Schein hinaustrat; der kunstfertige Hufschmied mochte an der neuen Pannen-Büchse, die jetzt über seiner Schulter hing, den einen oder andern Fehl beseitigt haben. Mit ihm hatten zwei große Hunde sich zur Thür hinausgedrängt; der Tiras war nicht mehr darunter, zwei lohbraune Schweißhunde waren es, die ihn jetzt meistens zu begleiten pflegten, nicht nur zum Schutze gegen streifendes Gesindel; wie nach dem großen Krieg im Reiche draußen, so hatte auch hier das Raubzeug sich vermehrt, gar auf den Landtagen hatte man über die Ausrottung des grausamen Wolfs verhandelt und Beschluß gefaßt; in den Eichen von Grieshuus aber fand das Gezüchte insonders seinen Unterschlupf, und Junker Hinrich und der alte Jäger Owe Heikens waren ihm mit Fallen wie mit Hunden auf den Nacken.

Die Hände auf den mächtigen Köpfen der zu beiden Seiten schreitenden Thiere, war er

durch das Dorf hinausgegangen; das weite Feld lag vor ihm, nur drüben wie im Nebel erhob sich das umbuschte Heimwesen einer Menschenwohnung. Langsam schritt er durch die Nachtstille aufwärts; da scholl von dort ein Schrei zu ihm herüber, ein „Hülfe! Mordio, Hülfe!“ aus der Kehle eines Weibes, wohl eher eines Kindes, so daß er horchend still stand, und seine beiden Begleiter schnobernd die Lefzen von den weißen Zähnen zogen.

Nur einen Augenblick, dann bog er seitwärts in einen schmalen Weg, und bald schlich er, die Hunde hinter sich, das Schloß der Büchse mit den Fingern prüfend, unter überhängenden Büschen an einem Gartenzaun entlang. Durch die Laubwand von der andern Seite kam ein Gesumme, wie spät Abends aus Bienenkörben, bevor Alles darin zur Ruhe geht. Bald aber schlugen andre Laute an sein Ohr: ein Krächzen wie aus der Kehle eines Gewürgten, dazwischen von ein paar heiseren Stimmen: „Ruf doch der Bien! Alte Paschol

ruf doch der Bien!“ Ein wildes Lachen folgte; aber eine Antwort kam nicht darauf; nur in den Bienenkörben summte es schläfrig weiter, und von drüben erhob sich eine Unruhe, wie von verzweifelter aber schwacher Gegenwehr.

Die Zaunlücke, welche dem Junker jetzt zur Seite lag, gestattete einen Durchblick nach dem Garten; aber ein jäher wortloser Schrei der jungen Weiberstimme, ließ ihn nur zum stummen Zeichen seine Hand ausstrecken; und mit dem tiefen dumpf gezogenen Laut, der dieser Rasse eigen, schossen die Hunde, einer hart am andern, durch die Oeffnung; Geschrei und Flüche folgten gleich danach; dann ward es still.

Als Junker Hinrich selber in dem Garten stand, hatte jedes der beiden Thiere seinen Mann gestellt; ihr heißer Rachen mit den blanken Zähnen lag, hier wie dort, vor einem dick verschwollenen Angesicht, aus dem das Weiß des Auges nur noch kaum hervorschien. Aber kein Weib, weder ein altes, noch ein

junges war zu sehen. Ein schlotterndes Männlein, mit fast haarlosem Kopfe stand zwischen den beiden Strolchen, das Ende eines langen Stricks am Halse.

„Ist Er es Kornschreiber?“ rief der Junker; „da wär' Er wohl nahzu gehangen worden! Ich dachte einen Jungfernschrei zu hören.“

Der Alte bewegte den Kopf, wie um die Wirbel seines Genicks zu prüfen; dann nickte er heftig und streckte die mageren Hände vor sich hin.

„Halt fest, Türk! Fest Hassan!“ raunte der Junker zwischen den Zähnen seinen Hunden zu; dann zog er den Strick vom Hals des alten Mannes, und damit und noch einem andern, den die Kerle nebst ihren Säbeln auf den Grund geworfen hatten, waren ihnen bald die Hände auf dem Rücken festgeschnürt. Nur einmal versuchten sie eine Gegenrede; das Knurren und der heiße Brodem aus dem Hunderachen hielt sie lautlos am Boden festgebannt.

Der Junker aber hatte unter ihrem Wamms

einen Fetzen der grünen schwedischen Feldbinde in die Hand bekommen: „Hoho“, rief er, „Ihr wolltet auch Polacken spielen; aber wir haben feste Keller in Grieshuus! Paß, Türk! Paß, Hassan!“ Und der Zug setzte sich nach dem Hause zu in Marsch, neben welchem eine Pforte in das Freie führte. Aber der Schritt des Junkers stockte; denn seitwärts sah er ein Weib am Stamme eines Baumes stehen: „He, Jungfer,“ rief er lustig, „ist Sie es, die vorhin geschrieen hat? Sie hätt' mir bei der saubern Arbeit helfen sollen!“

Es blieb Alles still; erst als er näher trat, erkannte er eine jugendliche Gestalt, die mit Stricken an den Baum gebunden war; der Kopf war auf die Brust gesunken, der Mond beleuchtete ein schönes Antlitz mit geschlossenen Augen. „Kanaillen!“ schrie er; „verfluchte!“ Aber er verstummte, als das schöne Haupt sich aufrichtete und ein paar blaue Augen wie verwirrt zu ihm herüberblickten.

Junker Hinrich hatte die Kappe von seinem

dunklen Haupt gelüftet, ehrerbietiger faſt, als einſt vor ſeiner gräflichen Muhme, da ſie Griesshuus mit ihrer Gegenwart beehrt hatte; zaghaft, die Augen unabläſſig nach dem blaſſen Antlitz, trat er näher: „Wer ſeid Ihr?“ frug er zögernd. „Wie kommt Ihr in das Heimweſen dieſes Mannes?“

Schon ſtreckte er die Hände aus, um die Stricke von dem ſchlanken Leib zu löſen; aber ein dumpfer wüthender Anſchlag der beiden Hunde fuhr dazwiſchen. Da war er mit ein paar Sprüngen wiederum an ihrer Seite; er ſah es wohl, der eine der Marodöre hatte entwiſchen wollen; doch die Tatzen des größten Hundes lagen ihm ſchon wie Eiſenklammern an dem Nacken.

Noch einen Blick warf der Junker nach der Gefeſſelten; aber der Kornſchreiber war zu ihr herangekeucht, und ſeine Geſtalt verdeckte die kindliche des Mädchens, während er an der Ablöſung der Stricke ſich zu mühen ſchien. „Sind ſie fort?“ hörte der Junker ihn noch

fragen. „Sind ſie alle fort?“ Und die junge zitternde Stimme frug dagegen: „Wen meint Er, Vater, die Polacken?“

„Ja, ja, Kind; die Polacken, der Junker, alle miteinander!“

Dann war er mit ſeinen Gefangenen ſchon draußen vor dem Hauſe. Als er nach dem Hauptwege hinunterblickte, ſah er einen ſtämmigen Burſchen auf ſich zuſchreiten: „Hans Chriſtoph?“ rief er. „Biſt Du's, Hans Chriſtoph?“

„Ja, Herr; ich war im Dorfe noch bei meiner Mutter; da auf dem Rückweg, von hier herüber, hört' ich Euere Hunde.“

Der Junker ſtand einen Augenblick: „So können wir ſie hier laſſen; es könnt' vor morgen noch einmal Beſuch kommen.“

Er hatte auf die beiden Strolche hingewieſen; dann bückte er ſich zu den Hunden und raunte jedem ein Wort ins Ohr; und die mächtigen Thiere, in widerwilligem Gehorſam, ſtreckten ſich zu beiden Seiten der Hausthür auf den Boden.

Hans Chriſtoph hatte verwundert zugeſchaut. „Herr Junker," ſagte er, als ob er's nicht verhalten könne; „ſo Raubkerle haben oft verflixte Puffer; wollt Ihr um den alten Schreiber Euere ſchönen Hunde wagen?"

Der Junker ſah ihn an, als ob er ſich beſinnen müſſe: „Um den Kornſchreiber, meinſt Du? O ja, Hans Chriſtoph; auch um den Kornſchreiber!"

Und der Zug ſetzte ſich gegen den Hof zu in Bewegung, während die Augen der Hunde ihnen nachſahen, bis ſie über den Feldern in dem ungewiſſen Licht des Mondes nicht mehr ſichtbar waren.

— — Zu Grieshuus war mittlerweile große Unruh eingebrochen; ſchwediſche Einquartirung war gekommen, in den Scheuern und auf dem Hofe drängte es ſich von Pferden und Soldaten; drinnen im Herrenhauſe ſaßen die Offiziere hinter vollen Bechern, während der alte Herr voll Ungeduld nach ſeinem Sohne ausſah. Als dieſer mit den beiden Marodirern

anlangte, fand er nach Verwahrung derſelben zwar einen Profoß bei dem Kriegshaufen, bei den Hauptleuten aber geringe Luſt, den Strolchen zur wohlverdienten Strafe zu verhelfen. Um ſo mehr flogen in dem nächtlichen Tumulte ſeine Gedanken immer wieder nach dem einſamen Hauſe, wo jetzt ſeine beiden Hunde Wache hielten; aber er konnte nicht fort, es gab zu viel zu ſchaffen und zu hüten.

Als draußen am Rand der Thalmulde ſchon die Morgenſonne auf den Haideblüthen ſchimmerte, ſah er Hans Chriſtoph aus einem der Ställe treten, in denen jetzt die ſchwediſchen Dragoner bei ihren Pferden ſchliefen. Da winkte er ihn zu ſich, er ſolle nach des Kornſchreibers Haus hinabgehen und Futter für die Hunde mit ſich nehmen; aber er ſolle ſie dort laſſen, nur ſich nach Allem umthun und ohne Aufenthalt Bericht erſtatten.

Wohl zehnmal iſt der Junker nach des Burſchen Fortgang aus der Thorfahrt getreten, um auf den Weg zum Dorf hinabzuſehen; als

aber endlich die unterſetzte Geſtalt deſſelben in den ſchrägen Sonnenſtrahlen wieder ſichtbar wurde, da ſah er auch die beiden Hunde ihm zur Seite traben. „Hoho, Hans Chriſtoph!“ rief er, indem er ihm entgegenſchritt, „ich hatte geſagt, Du ſollt'ſt die Hunde dort laſſen!“

Hans Chriſtoph zupfte ſich an ſeinem dichten Flachshaar: „Ja, Herr, ich hätte ſie auch liegen laſſen, obſchon ſie bettelhaft mit ihren Schwänzen klopften; aber es iſt niemand mehr im Hauſe dageweſen“.

Junker Hinrich hatte die Hunde fortgeſtoßen, die vor Freude winſelnd an ihm aufgeſprungen waren: „Sprich weiter, Chriſtoph!“ rief er. „Iſt doch ein Unheil losgebrochen?“

Aber es gab kein Unheil zu berichten; der Kornſchreiber war vor Sonnenaufgang mit ſeiner Tochter zu Owe Heikens in den Thurm hinaufgezogen. Er war Geſchwiſterkind mit ihm und pflegte auch allherbſtlich, wenn er an den jährlichen Holzrechnungen mitgeholfen hatte, die Martinsgans dort mit zu ſpeiſen. Hans Chriſtoph

war dem Burſchen noch begegnet, der den Flüchtenden ein paar Bettſtücke durch die Eichen nachgekarrt hatte. „Für ſo ſchmucke Jungfern," ſagte er ſchmunzelnd, „können anitzo die Mauern nicht zu feſte ſein." Er ſah es nicht, welch' finſteren Blick der Junker ihm bei ſeiner munteren Rede zuwarf; er hatte noch immer zu erzählen; auch, wie der Bauer ihm berichtet hatte, daß ſie vor den großen Hunden ſich gefürchtet und gar hehlings durch den Garten abgezogen ſeien.

Hans Chriſtoph konnte ungehindert reden; ſchweigend, den Schnauzbart mit den Fingern drehend, ſtieg der Junker neben ihm den Anberg zum Thore von Grieshuus hinauf.

Schon faſt ſeit einer Woche waren die Schweden abgezogen, und noch war der Junker nicht drüben in dem Thurm geweſen, obgleich er ſonſt kaum einen Tag um den andern hatte verſtreichen laſſen, ohne bei dem alten Owe Heikens einzuſprechen; faſt war's, als ſcheue

er ſich, den jetzt dort wohnenden Gäſten zu begegnen. Da kam die Kunde, daß eine Abtheilung deſſelben Kriegsvolkes, welches jenſeit des Waldes in der dortigen Flußniederung lagere, zu Zeltſtangen und Faſchinen die beſten Bäume aus den jungen Eichenſchlägen haue und ſchon bösliche Verwüſtung angerichtet habe. Der alte Herr, der auf ſeinen Wald gar große Stücke hielt, ergrimmte heftig; der Junker ſollte fort und mit den Offizieren unterhandeln, auch den Jäger Owe Heikens mit ſich nehmen, um etwa nach deſſen Anweiſung aus andern Schlägen Holz zum Kriegsbedarfe anzubieten.

Es war ſchon hoch am Vormittage, als er mit raſchen Schritten in den Haideſtieg hinabging; aber ſie wurden langſamer, je klarer drüben das ſtumpfe Thurmhaus vor ihm aufſtieg. Mit ſeinem oberen Stockwerke überragte es die hohe Mauer, welche zum Schutze gegen ſtreifendes Raubgethier den davor liegenden Hof umſchloß; das rothe Thor derſelben leuchtete weithin in der Herbſtſonne. Die Haide

hatte abgeblüht; dafür begannen ſchon die Eichen, welche den Bau umſtanden, ihre Blätter bunt zu färben; lautloſe Stille herrſchte, die Zweige, die ſich über das Dach erſtreckten, lagen ohne Regung auf den ſchwarzbraunen Pfannen.

Der Junker ſtand ſchon oben und hatte den Griff der Pforte in der Hand, als von jenſeit der Mauer der jähe Aufſchrei eines Huhnes an ſein Ohr ſchlug. „Holla!“ rief er und erſchrak faſt ſelbſt vor ſeinem lauten Ruf; „iſt wieder 'mal der Falk hinein geſtoßen?“

Er hatte das Thor geöffnet; aber es war kein Falke aufgeflogen; ſtatt deſſen ſah er drüben neben der Hausthür das ſchöne Mädchen aus des Kornſchreibers Garten auf dem großen Feldſtein ſitzen. Zwiſchen ihren Knieen hielt ſie ein ſchwarzes Huhn, das krächzend mit den Flügeln ſchlug und mit dem Schnabel nach der blonden Flechte hackte, die in ihren Schooß herabgeſtürzt war.

„Sie iſt es, Jungfer!“ ſagte Herr Hinrich,

indeß er zögernd näher trat, und ſah nun erſt, daß ihr in der andern Hand ein Meſſer blitzte.

Das erhitzte Köpfchen, das rückwärts gegen die Mauer lehnte, hatte ſich aufgerichtet: „Ich kann nicht!“ ſprach ſie wie zu ſich ſelber. Sie grüßte nicht, nur ihre blaue Augen blickten rathlos und faſt hülfeſuchend auf den vor ihr Stehenden.

„Was könnet Ihr nicht, Jungfer?“ frug Junker Hinrich, als ob er plötzlich einen Schalksſtreich berge.

Da kam ein kläglich Lächeln auf des Mädchens Antlitz; ſie hub das Huhn empor und ſagte: „Der Ohm, da er mit dem Knecht früh in den Wald ging, hat es mir geſchenkt; mein Vater verträgt anitzo nicht die rauhe Koſt.“

— „Iſt denn Dein Vater krank?“

„Er iſt alt, Herr; das jüngſthin in der Nacht, Ihr wiſſet ja, er hat das nicht verwinden können.“ Dann ſtand ſie plötzlich, ihr Antlitz wie in Gluth getauchet, vor ihm: „Und

zürnet nicht, Herr Junker; ich hätt's Euch tausend Mal schon danken sollen!"

Sie hatte das Messer sammt dem Thiere fahren lassen; doch Junker Hinrich hatte sich gebückt und beides aufgegriffen: „Vergeßt nur nicht auf Eures Vaters Süpplein, Jungfer!" sagte er.

Dann aber that das schöne Mädchen gleichzeitig mit dem Huhne einen lauten Schrei; denn ein Blutstrahl war emporgeschossen, gar ein paar Tropfen standen roth auf ihrer weißen Schürze. „Ihr habt es todt gemacht!" rief sie und sah bestürzt auf den noch zuckenden Vogel, den er jetzt nebst dem Messer auf den Steinsitz niederlegte.

„Ich wollt's Dir abnehmen, Bärbe," sprach er; „aber nun fürchtest Du Dich wieder vor mir, wie dazumal die kleine Bärbe, die dann nimmermehr auf unsern Hof gekommen ist; und, freilich, ich hatte ihr Ursach' vollauf dazu gegeben."

„Nein, o nein, Herr Junker!" und sie sah

wie eine Schuldige zu Boden; „laſſet doch das, Ihr waret dermalen noch ſo jung! — Jetzt, ich weiß es, und Alle wiſſen es, auch drüben in der Stadt — Ihr könntet keinem Kind ein Leides thun!“

Den Junker Hinrich überkam's: „Sprecht mich nicht heilig, Jungfer Bärbe; das mit dem Chriſtoph mag ſchon ruhen bleiben; aber ein Andres iſt noch, das ſich nicht mehr beſſern läßt.“

„Um Gott, Herr Junker!“ rief ſie, „Ihr habet doch nicht gar ein Menſchenleben auf der Seele?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein, Bärbe, es iſt nur ein Hund, ein weißer Hund! Aber er ſteht oft nachts vor meinem Bette und ſchaut mich an, als wollt' er mir die Hände lecken; und ich hab' ihn doch ſelbſt im jähen Zorn erſchlagen, da er nicht mit den andern auf den Wolf wollte, den Owe und ich nach langer Jagd geſtellet hatten.“

„Tiras!“ rief das Mädchen. „Euren guten Tiras?“

Er nickte: „Und ich konnt's nicht einmal von ihm verlangen; es war ein Hund nur auf das leichte Wild und gegen seine Natur, den Wolf zu packen."

„O Junker," und sie streckte wie ein Kind die Hände gegen ihn; „thut doch solches nimmer wieder!"

Er ergriff sie heftig: „Nein, nein, so Gott mir helfe; man müßte mir denn ans Leben wollen!"

Die blauen Augen sahen strahlend in die seinen: „Merket," sprach sie leise, „das war ein Schwur!"

Und der Junker nickte: „Nur, um mein Leben, Bärbe!"

Von droben aus dem Hause, gegen die kleinen Fensterscheiben pochte eine schwache Hand, und: „Bärbe! Bärbe!" scholl es wie mühsam von einer matten Stimme. Aber noch immer lagen die Hände in einander.

Und noch einmal, und wie in ohnmächtiger Ungeduld pochte es droben an das Fenster:

„Mein Vater!“ rief das Mädchen; und dann leiſer: „Ihr hattet wohl mit meinem Ohm zu reden, Junker!“

„Ihr mahnet recht, Jungfer;“ ſagte er und ließ nur zögernd ihre kleinen Hände fahren; „und auch Euer Huhn verlangt wohl nach dem Feuer. Mir aber iſt, Ihr hättet eine Laſt von mir genommen; wollet nun dulden, daß ich ſolches nimmermehr vergeſſe!“

Dann war er durch das Thor hinausgeſchritten; ſie aber ſtand noch, bis bei einem dritten Pochen die Splitter der zerbrochenen Scheibe ihr zu Füßen klirrten; da ſchrak ſie empor und flog eilig durch die Hausthür und treppauf nach ihres Vaters Kammer.

Es mußte wohl geweſen ſein, daß der Junker etwas nicht hatte vergeſſen können; denn ſeit jenem Tage, auch nachdem im Punkt des Waldverwüſtens den Wünſchen des alten Herrn mit Glimpf genügt worden, iſt immer eine andre Urſach aufgeſtanden, die den Junker

den Haideſtieg hinab und zu des Jägers Haus getrieben hat; dann aber, da ſchon die gelben Blätter wie Vogelſchwärme von den Bäumen flogen, begann er plötzlich den offnen Haidegrund zu meiden und oberhalb der Mulde durch die Eichen ſich den Weg zu machen; die Hunde, die ihn ſonſt begleiteten, wurden in den Stall geſchloſſen und winſelten ihm vergebens durch die Pforte nach. Dem Kornſchreiber konnten dieſe Gänge nicht wohl gelten; der hatte von jener Nacht im Garten eine Lähmung und ſaß im obern Stockwerk in des Jägers Lehnſtuhl, von dem Junker aber wurde die Schwelle des alten Thurmbau's itzt faſt ſelten überſchritten; auch traf es ſich zumeiſt nur um die Zeit des Vormittags, wo Owe Heikens mit dem Knecht im Walde war. Kein Menſchenauge, nur die Amſeln, die noch durch die faſt entblätterten Zweige hüpften, konnten es geſehen haben, daß dann ein Mädchen ihr blondes Haupt an ſeine Bruſt legte, und ſeine Arme ſie ſo ſanft und doch ſo feſt umfingen,

als ob er gegen Feindesmacht ſie ſchützen müſſe.

Aber auch von heimlichſter Liebe geht ein Schimmer aus, der ſie verräth. Als eines Vormittags der Junker, das Haupt von jungem Glücke ſchwer, aus den hohen Bäumen hart an dem Thurmhaus vorgeſchritten war, ſprach eine Stimme neben ihm: „Ich bin daheim geblieben, Junker, damit Ihr mich nicht alle Zeit verfehlen möget.“

Junker Hinrich brauchte nicht erſt aufzublicken; er kannte Owe Heikens Stimme ſchon ſeit ſeinen Kinderjahren; aber er war doch zuſammengefahren und ſtand keines Wortes mächtig vor dem alten Freund und Diener, obwohl kein Arg in ſeinem Herzen war. Da ſprach dieſer von Neuem: „Laſſet uns wie ſonſt den Wolf jagen, Junker, oder eine Wildſau, wenn wieder trotz des Grauhunds ſich eine hier hinüberwagt; aber laſſet das Kind in Frieden, das itzt unter meinem Dache ſchläft.“

Der Junker hob den Kopf, als ob er

ſprechen wolle. „Nein, redet nicht, Junker!“ wehrte ihm der Alte; „ich weiß ja, was Ihr in Gedanken heget; Ihr ſeid nicht wie die Andern drüben in des Königs Antheil, wo man ein Geſetz will ausgehen laſſen, daß alle Jungfernſchänder, hoch und nieder, es an Leib und Leben büßen müſſen“. . .

Er kam nicht weiter. Herr Hinrich hatte ſtrack ſich aufgerichtet, ein jähes Feuer ſchoß aus ſeinen Augen: „Owe Heikens!“ ſchrie er, und ſeine Fauſt griff nach des Alten Bruſt. Doch einen Augenblick nur, und er ließ ſie wieder ſinken; denn von drüben aus dem Thurm ſcholl es, als ob drinnen leichte Füße die Treppe von dem obern Stock hinunterhuſchten, und dabei ſchwang ein ſüßer Sang ſich durch die Luft:

„Sein Herz von meinem Herzen
Das bringet niemand los;
O lieber Gott im Himmel,
Die Lieb iſt gar zu groß!“

Mit verklärtem Antlitz ſtand der Junker; doch Owe Heikens ſagte: „Sorget nicht, Herr

Hinrich; ſie wird nicht kommen heut'; das Thor iſt abgeſchloſſen, und der Schlüſſel hier in meinem Schubſack!"

Er hatte das faſt zornig hingeredet; doch der Junker achtete deſſen nicht: „Laß' gut ſein, Owe," ſprach er; „aber ich denke, Du ſollteſt mich nicht mit derlei Schelmenworten paaren!"

„Wenn Ihr das denkt, Herr Hinrich," und der Alte ſah ſchier traurig zu ihm auf, „was denket Ihr dann weiter? In welcher Kammer in Eueres Vaters Hauſe ſoll Euer Ehbett mit des geringen Mannes Tochter ſtehen? Oder wolltet Ihr Euer Erbe gar darum verſpielen? Und wenn Ihr es wolltet — ich ſag' nichts gegen unſres Herren Söhne; aber es würde groß Klagen geben, ſo Euer hochgelahrter Herr Bruder hier zum Regiment gelangte."

Da fuhr der Junker auf: „Du faſelſt Ow'; wie ſollt' ich meines Bruders Hand nach meinem Gute greifen ſehen! Wenn unſres Vaters Augen, die Gott noch lang in dieſer Zeitlichkeit belaſſen wolle, ſich einſt zu beſſerer Schau

geſchloſſen haben, dann werden meine über Euch ſein, ſo wie es immer Recht und Brauch bei uns geweſen iſt.“

Als er ſolches ſagte, wurde inner des Hofthores wie von vorſichtiger Hand ein Rütteln hörbar. „Bärbe!“ rief der Junker. „Schließ auf, Owe! Da ſollſt Du ſehen, daß Gottes Sonne uns beſcheinen mag, und keine Flecken dann zu Tage kommen!“

Aber der Alte zog den Schlüſſel nicht aus ſeinem Schubſack. „Nein, nein, Herr Hinrich, ich ſchließ' Euch keine Thüren auf; wollet das nicht von mir heiſchen, ſo Ihr mich anders für unſeres Herren Diener achtet!“

Der Junker ſah ihn eine Weile mit ſeinen ſcharfen Augen an; dann ſagte er: „Ich kann Dich drum nicht ſchelten, Owe Heikens; ſehe denn jeder, welcher Weg ihm taugen mag!“

Von jenſeit durch die Pforte drang ein leichtes Athmen an ſein Ohr; ſeine Augen ſtreiften raſch dahin; dann aber nickte er dem Alten zu und ſchritt den Haideſtieg hinab.

„Sein Herz von Deinem Herzen
Das bringet niemand los!
O lieber Gott im Himmel — —“

Halb wie ein Trutzlied klang das schöne Liebeslied, und er sang es hell und heller, je weiter er durch das schwarze Kraut hinausschritt; die Lüfte, die ihm entgegenwehten, nahmen es auf und fuhren damit rückwärts; kein Wörtlein ist davon verloren gangen.

Es heißt wohl: „Liebe findet ihre Wege;“ aber dem Junker waren sie seither doch arg verlegt worden. Es schuf ihm unliebsames Grübeln, weshalb der alte Herr, und eben zwar am Vormittage, seiner Hülfe so sonderlich mehr als sonst bedürfen wolle. War es nichts andres, so waren Rechnungen aufzustellen oder für Rotuln und Recesse in einem zähen Rechtshandel mit der Nachbarsdorfschaft Instructionen aufzusetzen oder verschwundenen Documenten im Bodenschutte nachzustöbern; es fehlte selten etwas, um ihn festzuhalten.

Hatte er ſich dennoch einmal fortgeſtohlen, dann ging die Furcht mit ihm, er möge drüben die Gäſte durch ſeinen Vater ausgetrieben finden. Freilich tröſtete ihn bald im Näherkommen, wenn nicht das Pergamentgeſicht des Kornſchreibers, das hinter dem Fenſter im Oberbau ſichtbar wurde, ſo doch ein trocknes Huſten, das von dort herniederzitterte. Aber ſchon beim Eintritt kam Owe Heikens ihm entgegen, und das Schmunzeln, das dabei unter deſſen grauen Schnauzbart zuckte, brachte oft ein wildes Funkeln in des Junkers Augen; dann aber ſcholl wohl ein leichter Fußtritt von oben durch die Zimmerdecke, und er horchte nur auf deſſen Wiederkehr und ließ den Alten über Kriegsvolk und Bauern, über Wild und Wälder reden.

Am beſten traf er es gleichwohl, wenn das Thor verſchloſſen war; dann hatten von oben junge Augen nach ihm ausgeſpäht; und bald, während auf den kahlen Bäumen die Raben vor Froſt und Hunger ſchrieen, drangen heiße

Worte durch die trennenden Bohlen hin und wieder.

— — So war das neue Jahr gekommen. Die Kriegsunruhen dauerten fort; der junge Herzog Chriſtian Albrecht war in ſeiner feſten Stadt am Eiderſtrome von den Dänen eingeſchloſſen; nur ſein Vater, unſer Herzog Friedrich, war ſchon vor dem Herbſt auf immer zu dem von ihm erſehnten Frieden eingegangen. Trotz alle dieſem war um octavis trium regum in der Herzoglichen Stadt ob dem Kiele die Ritterſchaft nicht minder zahlreich als ſonſt vertreten; denn das Geld war knapp geworden, und dort, im Umſchlage, konnte man ſolches zu bekommen hoffen.

Auch Junker Hinrich hatte auf des alten Herrn Geheiß ſich dahin auf die Reiſe machen müſſen. Zwar nicht um Geldnegocen abzuſchließen; aber der jüngere Junker Detlev, der in der Kanzelei zu Gottorf unter des Herzogs Miniſter Kielmannsegge bereits einen anſehnlichen Platz bekleidete, ſollte dort mit einer

adeligen Jungfer aus alt erbgeſeſſenem Geſchlechte ſein Verlöbniß feiern; und Junker Hinrich hatte die Vermahnung mitbekommen, ſich bei dem Tanze auf dem Rathhausſaal in gleicher Weiſe umzuthun; denn derzeit pflegten bei dieſen Geſchäftsreiſen die Herren ihre Frauen und Töchter nicht daheim zu laſſen, die auch heuer trotz der widrigen Zeitläufte die ſelten gebotene Luſtbarkeit nicht würden meiden wollen. — Der alte Herr aber ſaß an jenem Abend, von der Gicht, der Alterskrankheit unſres Landes, geplagt, allein in ſeinem Gemache zu Grieshuus und warf einen Holzſcheit nach dem andern in die Flamme des Kamins, die an den weiß getünchten Wänden über ſeit lang zur Ruh geſtellte Waffen und über das Bildniß eines längſt begrabenen Weibes ihre rothen Lichter ſpielen ließ. Nur unten in der großen Geſindeſtube, von wo kein Laut hinaufdrang, ging es bei ſüßem Brei und Braten laut und luſtig her; von dem vornehmen Bräutigam freilich war nicht viel die Rede; die Jüngeren

entſannen ſich ſeiner kaum; war er doch faſt fremd geworden in der Heimath.

— — Bei ſeiner Rückkehr mochte Junker Hinrich nicht eben nach des Vaters Wunſch berichtet haben: den Bräutigam hatte er meiſt nur inmitten der neuen Sippſchaft oder ſonſtiger großer Grundherrn angetroffen, am Feſtesabend auch wohl mit einzelnen Offizieren des Königs, die man dort nicht hatte auslaſſen wollen oder können; dem Vater und den Dingen von zu Hauſe hatte derſelbe obenhin nur nachgefragt; die geſchminkten Angeſichter aber der trotz aller Noth des Landes mit güldenen Flören, Ringen und Kettlein übermäßig aufgeputzten Tänzerinnen hatten es dem Junker nicht abgewinnen können; die Braut gar, an deren hochgepufftem Haar der cypriſche Puder die natür'liche Fuchsfarbe nicht hatte verbergen können, war ihm — er ſprach das nur zu ſich ſelber — wie eine angeſtrichene Jeſabel vorgekommen. Freilich war er, da eben die Geiger eine neue franzöſiſche Gavotte angeſtrichen, gar von ihr

ſelbſt zum Tanz gefordert worden; aber nach ein Paar Gängen hatten ihre ſchmalen Lippen ſich verzogen: „Ihr verſtehet ſicherlich die alten Tänze beſſer!“ Und damit hatte ſie ihn froſtig angeſchaut und ſeine Arme wieder fahren laſſen.

— — Daheim, und ſchon am andern Vormittage, glückte es dem Junker Hinrich beſſer. Im Thurmhaus über der Haide, wo man noch nicht von ſeiner Rückkunft wußte, fand er die Thüren unverſchloſſen; nur des gelähmten Mannes Huſten zitterte vom Oberbau herab, da er unten in des Jägers Zimmer trat. Noch eine Weile ſtand er einſam: dann hing ein jugendlicher Leib in ſeinen Armen; ein blonder Kopf, ein ſchönes Antlitz drängte ſich mit geſchloſſenen Augen gegen ſeine Bruſt.

„Du zitterſt, Bärbe!“ ſprach er.

„Ja, weil Du wieder da biſt, Hinrich!“ und ſie ſchloß noch feſter ihre Hände um des Mannes Nacken.

Wie ehrfürchtig vor der jungfräulichen Schönheit ſtrich ſeine Hand über ihre Wange,

über ihr ſeidenweiches Haar. Dann überkam's ihn wie ein Uebermuth des Glückes und er erzählte von ſeinem Reiſeabenteuer, von den alamodiſch aufgeputzten Frauenzimmern und wie übel ihm der neue Tanz bekommen ſei; und da ſie lachte, ſprach er neckend: „Was meinſt Du, Liebſte, wenn wir beide erſt unter all den zieren Puppen tanzen?“

Aber ſie ſchlug die Augen angſtvoll zu ihm auf: „Nein, nein; was ſagſt Du, Hinrich?“

Er ſah ſie lang und zärtlich an: „Nichts, Bärbe; aber ich halte Dich; Du darfſt Dich nicht ſo fürchten!“

Da ſcholl der Anſchlag großer Hunde aus dem Walde; Owe Heikens kam mit ſeinem Knechte wieder heim. Aber das Gemach war leer, als er hineintrat, und nur die Hunde gingen ſpürend darin hin und wieder.

Am Sonntage danach war, wie immer, das ſchwere herrſchaftliche Fuhrwerk mit den rothen Rädern an der Kirche aufgefahren; die Rappen

ſtanden angebunden an den Eiſenringen der Kapellenmauer. Drinnen hielt der Paſtor eine ſcharfe Predigt wider die Schwarmgeiſter und Wiedertäufer, die drüben in der Stadt aufs Neue ihr Unwerk auszubreiten ſuchten; er ſchien ſie gar leibhaftig vor ſich zu haben; denn er riß das ſchwarze Käppchen von ſeinem grauen Haupt und dräuete damit in die volle Kirche hinunter. Der alte Herr von Griesshuus in ſeinem Patronatsſtuhl droben vor dem Altar nickte eifrig ſeinem Paſtor zu; die Bauern aber ſaßen mit ſchläfrigen Geſichtern; was kümmerten ſie alle Schwarmgeiſter? die Schatzung und das fremde Kriegsvolk ſaßen ihnen fühlbarer auf dem Nacken; ſelbſt für den ſtattlichen Junker an des Vaters Seite ſchien dieſes Kanzelfeuer ganz verloren; ſeine Augen gingen immer wieder nach einem der Geſtühlte unten, bis es wie Nebel ihm zerrann oder bis aus blauen Augen ein ſcheuer Blick zu ihm hinüberflog.

Als endlich am Schluß des Gottesdienſtes

der Paſtor vor dem Altar die Collecte verleſen, und die Gemeinde ihr „Amen“ reſpondirt hatte, blieb noch Alles in den Kirchenſtänden, während die Herrſchaft in die Kirche hinab und zwiſchen denſelben dem Ausgange zuſchritt. Der alte Herr aber ließ diesmal ſeinen Junker vor ſich hergehen und ſtreifte mit einem finſtern Blick das blonde Mädchen, das an der Seite ſeines alten Jägers ſich von ihrem Sitz erhoben hatte.

Draußen in ſeinem Wagen hieß er den Fuhrknecht warten, bis der Paſtor aus der Kirche trat; dann winkte er dieſen heran und drückte ihm die Hand; und die Leute, welche jetzt, der Abfahrt ihrer Herrſchaft harrend, zwiſchen den Gräbern umher ſtanden, hörten ihn dabei ſagen: „Hol' der Teufel alle Rottengeiſter, Paſtor! Aber komm' Er auf den Nachmittag zu mir; ein guter Trunk iſt etwan auch noch in dem Keller!“

— — Zu Grieshuus warf am Nachmittage die Winterſonne ihre ſchrägen Strahlen durch

das Fenſter über dem Hauptportale, während drinnen im Kamin die großen Scheite loderten. Aber der Hausherr war noch allein; das ſonſt bleiche Antlitz des alten Junkers war geröthet; mit aufgeſtützter Fauſt ſtand er an dem breiten Eichentiſch, von dem es hieß, er ſei einſt mit dem Hauſe hier hineingebaut, und die freie Hand fuhr unruhig über das kurz geſchorene Haupthaar. Auf dem Tiſche neben einem halbgefüllten Glaſe lag ein grob gedrucktes Blatt; es war die Königliche Conſtitution von dem Amte und der Poteſtät der Kirchen wider die Unbußfertigen, welche unlängſt auch in dem Herzoglichen Theile publicirt war. Der Kirchenbann, der bis zur Sühne von dem Abendmahl und von dem Platz in der Gemeinde ausſchloß, war längſt zwar eingeführt; aber das neuere Geſetz gab nähere Vorſchrift über den Vollzug und wie dadurch die Lücken der weltlichen Gerechtigkeit zu füllen ſeien.

Der Junker hatte vorhin das Blatt aus der Hand gelegt; jetzt griff er wiederum da-

nach; er ſchien zu grübeln, wie er es in ſeinen Dienſt verwenden könne.

Schon mehrmals hatte es von draußen an die Thür gepocht, ohne daß ein Ruf darauf erfolgt war; jetzt wurde ſie gleichwohl geöffnet, und der Gutsherr fuhr aus ſeinem Sinnen auf: „Er iſt es, Paſtor? Gut, daß Er gekommen iſt.“

Nachdem derſelbe dann ein zweites Glas gefüllt und der Paſtor ihm daraus Beſcheid gethan hatte, ſchritt letzterer zu einem kleinen Tiſche an dem Mittelfenſter, ſchüttete aus einem Käſtchen die in Buchs geſchnitzten Figuren eines Schachſpiels und ſtellte ſie auf die in die Tiſchplatte eingelegten Felder, ein ſchweigend übernommenes Amt, das er bei ſeinen Beſuchen ſtets zu üben pflegte.

Auch heute ließ der Hausherr ihn gewähren, und bald ſaßen beide ſich gegenüber; der geiſtliche Herr im ſchwarzen Talar, das gleichfarbige Käppchen auf dem dünnen Haare, das an den hageren Schläfen niederhing; der Andre im

bequemen Hauskleid, das er oft zur Seite ſchlug, als ob es ihn beklemme; der Wein ſtand neben ihnen, und der Junker ſtürzte oft ſein Glas hinunter. Aber ſein Spiel war nicht wie ſonſt, wo er nach kurzer Weile dem Paſtor ein „Victoria!“ zuzurufen pflegte; heut' hatte er ſchon mehrmals auf beſcheidene Erinnerung deſſelben ſeinen Zug zurückgenommen; aber immer wieder ſchob er Bauern und Offiziere unachtlich über die Felder, und faßte ſie, als ob er ſie zerbrechen möchte.

„Mein Herr Patron,“ ſagte der Paſtor, „wälzt wichtigere Dinge in Gedanken; Eure Dame ſteht abermals im Schach!“

Da ſchob der Junker das Tiſchlein von ſich, daß die Figuren durcheinander ſtürzten. „Das Spiel ein ander Mal! Ich hab' mit Ihm zu reden, Paſtor!“

Er war aufgeſtanden, und bald wanderten beide im Zwiegeſpräche auf und ab. Der Geiſtliche hatte mehr und mehr das Haupt erhoben, ſeine Antworten wurden kurz und ſpar-

ſam; ſicher und bedächtig ſchritt er an der Seite des immer lauter redenden Patrons. „Und ſeh' Er es nicht an," rief dieſer, „weß' Standes und Geſchlechts der Sünder ſei! Bete Er, wie vorgeſchrieben, von der Kanzel über ihm und kündige ihm dann Bann und Gottes Zorn vor ſitzender Gemeinde!"

„Ihr vergeſſet," ſprach der Andre, „daß auch, ſo Euer Sohn der Sünder wäre, die Ladung durch den Küſter und die Vermahnung in Gegenwart der Kirchenvorſteher vorangehen müßte, was Euch wohl kaum anſtehen dürfte."

„Ei was! Vermahnet hab' ich ſelber!" rief der Herr von Grieshuus; „wenn's der Patron thut, braucht es nicht der Bauerntölpel!" Und als von der andern Seite keine Antwort drauf erfolgte, fügte er hinzu: „Ich weiß ja, Er verſteht's; mach' Er's nur, wie um letzte Oſtern der Magiſter in der Stadt! Es war dort auch ein Bube, der gegen den Vater ſeine Fauſt gehoben hatte."

Da ſagte der Prieſter: „Das hat Junker Hinrich nimmermehr gethan!"

Aber der Hausherr ſchrie: „Gegen alle ſeine Väter hat er die Fauſt gehoben; aber die unten in den Särgen liegen, können's nicht; darum muß ich ihr Recht verwahren!“

„Thuet es!“ ſagte der Paſtor; „ich kann es Euch nicht verwehren.“

Der Edelmann hatte ſeinen Krückſtock aus der Ecke geriſſen und ſtieß damit heftig auf den Boden. „Verwehren, ſagt Er? Er ſoll mir helfen, Paſtor, wie es gegen Patron und Kirche ſeine gottverfluchte Schuldigkeit!“

Der Redende war ſo laut geworden, daß im Unterhauſe das Geſinde auf den Schwellen ſtand; die naskluge Binnermagd hatte ſich ſchon vordem hinauf geſchlichen und lag mit dem Ohr am Schlüſſelloch.

Der geiſtliche Herr mochte auf jene Worte ſeines Patrones nur das Haupt geſchüttelt haben; denn dieſer hub aufs Neue an: „Er wird's nicht gar verſtanden haben, Paſtor: zu ſeinem Ehgemahl will er das Weibsbild machen! Gleich nach der Kirchen, heut am

Vormittage, da, wo er itzo ſteht, hat mir der Junker von Grieshuus das ins Geſicht geworfen!"

„Das ſieht ihm gleich," ſagte der Paſtor; „Euer Sohn iſt weder ein Gotteslästerer, noch ein Jungfernſchänder."

Ein zornig Lachen entfuhr dem alten Herrn: „Ein Jungfernſchänder? — — Er iſt kein Edelmann; Er verſteht's nicht, Paſtor: ein ganz Geſchlecht von makelloſen Rittern will er ſchänden!"

Da frug der geiſtliche Herr faſt leiſe, daß es des Edelmannes Ohr nur kaum erreichte: „Hat unſer Herr Martinus ſolches auch verſchuldet, da er des Ritters Tochter in ſeine Kammer brachte?"

Aber der Junker ſchrie: „Laß er mir den Martinus aus dem Spiel, und red' Er, ob man auf Ihn rechnen kann! Bedenk' Er auch, der Sünder möchte ſo die leichtſte Buße tragen!"

Faſt drohend hatte er dieſe letzten Worte ausgeſtoßen; doch der Paſtor antwortete:

„Wider eine chriſtliche Ehe hat die Kirche keine Buße; das Andre aber iſt meines gnädigen Herrn Patrones Sache, in welche ich nicht hineinzureden habe.“

Als dieſe Worte von dem Ohr der horchenden Dirne aufgefangen waren, hatten die Schritte drinnen ſich der Thür genähert, und ſie war eilig die Treppe, die ſie hinaufgeſchlichen, wieder hinabgeflogen. Bald auch wurde im Unterhauſe von droben auf dem Vorplatze der Kratzfuß und Empfehl des Paſtors hörbar; die Dirne aber ſah noch aus dem Seitenflügel, wie droben der alte Herr das eine Fenſter aufſtieß und mit braunrothem Angeſicht dem Paſtor nachſchaute, der mit haſtig ſpitzen Schritten über die Stapfſteine durch den ſchlammigen Hof hinausſchritt.

— — „Ja, und die Beine zitterten ihm,“ erzählte ſie Abends in der Geſindeſtube, „ein paar Mal trat er nebenweg, daß ihm der Unflath um die ſchwarzen Strümpfe ſpritzte.“

Die Andern lachten; nur Hans Chriſtoph,

der mit dem lohbraunen Hassan am Kachelofen saß, hieß sie, ihr allzuloses Maul in Obacht nehmen; aber sie fand zu guten Rückhalt hier, denn der Fuhrknecht und die übrigen Dirnen wollten wissen, was droben in der Herrenstube abgehandelt worden. Da hob sie ihre Stumpfnase und rief: „Hör' Du nur zu, Hans Christoph; Du kannst's für Deinen Junker profitiren!" Und als die Andern drängten: „Nur frisch, und schütt' den Eimer aus!" setzte sie sich bedachtsam dem langen Fuhrknecht auf den Schooß und sagte: „Geduld! Erst als der Junker sich in Wust geredet, hab' ich's verstehen können!"

Doch als sie endlich vollends ausgeschüttet hatte, und ihre blanken Augen in die Runde laufen ließ, harrte sie umsonst des dankbaren Geplauders, das sie nach solchem Anlaß einzuheimsen pflegte. Hans Christoph streichelte schweigend den breiten Hundenacken; die Dirnen mochten des schmucken Junkers denken, und weshalb sein Auge nicht ebenwohl auf sie ge-

fallen sei; nur der Fuhrknecht, nachdem er eine Weile mit dem Finger an seiner Nase auf- und abgefahren war, sagte nachdenklich: „Darum denn auch! Da der Herr mich vorhin rufen ließ, bewahre mich der Heiland; ich dacht', er wollte mich zum Pferdejungen degradiren; und war doch nur, daß ich morgen den alten Landgerichtsnotar von drüben aus der Stadt bestellen sollte."

„Den Landgerichtsnotar? Soll der auch predigen?" rief die Dirne. Aber in demselben Augenblicke ließ sie sich von seinen Knieen gleiten; denn die dicke Ausgeberin Greth Lise war eingetreten, und es wurde ganz stille; der Fuhrknecht zog ein versiegeltes Schreiben aus der Tasche, betrachtete die Aufschrift, als ob er sie lesen könne, und steckte es dann bedächtig wieder ein.

Als die Schlehen blühten, ist einmal wieder Friede geschlossen worden; auf und ab im Lande läuteten die Glocken und das Gemenge fremder

Völker verlor sich allgemach. Auch von der kleinen Dorfkirche unterhalb Grieshuus scholl das Geläute; aber eines Nachmittages, da es auf den andern Thürmen schwieg, begann es abermals. Nicht dem kurzen Frieden galt es, den mit unfriedlichem Herzen die Menschen in falsche Worte faßten; es galt dem, den kein Streiter noch gebrochen hat.

Von Grieshuus herunter kam ein Leichenzug; auf dem Deckel des Sarges hatte der kunstreiche Schmied des Dorfes das Wappen in Kupfer ausgeschlagen; denn der alte Herr von Grieshuus lag darunter. In dem offenen Wagen, der dann folgte, saßen die beiden Brüder, der Junker Hinrich und der herzogliche Rath; aber der Letztere hatte es eilig; zu Gottorf gab es itzt überviel zu schlichten und zu richten; und während sie in dem Gruftgewölbe an des Vaters Sarg das letzte Amen sprachen, hielt drüben vor dem Kruge schon der Reitknecht sein und seines Herrn Pferd am Zügel.

Wie beim Verlöbnißtanz zu Kiel, so waren

auch heute zwischen den Brüdern der Worte wenige gewesen; nur als dann auf dem Kirchhofe der Jüngere sich verabschiedete, sprach er, wie beiläufig zu dem Andern: „Du weißt, des Vaters Testament ist jüngsthin auf dem Landgerichte hinterleget worden?“

Herr Hinrich aber stutzte: „Ein Testament? Wozu denn das? Mir ist nichts kund geworden.“

Der herzogliche Rath hatte flüchtig seine Hand gestreift: „So will ich sorgen, daß terminus zur Publication alsbald hier anberaumet werde.“

Dann schritt er auf dem Steig dem Kruge zu und ritt mit seinem Knecht davon.

In unruhigem Brüten war der Bruder stehn geblieben, während unter dem wieder beginnenden Läuten ein zweiter schlichter Sarg herzugetragen wurde; nur der alte Jäger Owe Heikens und ein weinendes Mädchen gingen hinterher. Aber die Leute auf dem Kirchhofe drängten sich auch zu dieser offenen Gruft; auch den der Tod in diese Lade hingestreckt

hatte, lockte es ſie begraben zu helfen. Und auch über ihn ſprach der Paſtor: „Und zur Erde ſollſt Du wieder werden!“ Als aber, da der ſchwere Schaufelwurf vom Sarge wiederdröhnte, mit ſelbigem ein heller Wehlaut von der Gruft erſcholl, da drängte ſich die hohe Geſtalt des Junkers Hinrich durch die Menge, und als ſodann auch hier das letzte Vater unſer war geſprochen worden, nahm er vor aller Angeſicht die Tochter des Begrabenen an ſeine Bruſt und hielt ſie ſo unbeweglich, bis er den Paſtor ſchon drunten auf dem Wege nach ſeinem Hauſe zuſchreiten ſah. „Komm!“ ſprach er leiſe zu dem ſchönen Mädchen, daß nur neben ihm ein altes Weib es hörte, die ſchier verwirrt zu ihm empor ſah; und als ob jedes von ihnen wußte, daß ſie beide eines Sinnes ſeien, folgten ſie Hand in Hand dem geiſtlichen Herren in ſein Haus. Da ſprach der Junker: „Ehrwürden, wir bitten, verlobet uns einander, daß dieſe hier an meinem Herzen ihre Heimath habe!“

Und die Hände des alten Prieſters legten zitternd ſich auf ihre Häupter.

Drüben von dem Kirchhof aber ſchritt Owe Heikens, mehr als einmal mit dem Kopfe ſchüttelnd, ſeinem Hauſe an den Eichen zu.

Die ſchon anberaumte Hochzeit des Junkers Dethlev, welche durch die letzte Kriegszeit wider allen Brauch verzögert war, wurde durch das Trauerjahr aufs Neu hinausgerückt; anders bei dem älteren Bruder; hier hatte der Tod zu raſchem Ehebündniß getrieben.

Hinter den Eichen von Grieshuus, noch oberhalb der Niederung des Fluſſes, war in einem Lindenkranz ein Meierhof gelegen; einſt zu einem ſpäter niedergelegten Gut gehörig und aus dieſem einer Baſe von des Junkers Mutter zugekommen, war er von Letzterer in ihrem Teſtamente dieſem als ihrem Pathenkinde zugeſchrieben. Bisher hatte ein Pächter darauf geſeſſen; aber die Pacht war mit dem Herbſte abgelaufen; ſeit Monaten wirthſchaftete Hans

Chriſtoph dort, den noch der alte Herr zu dem Behuf dem Sohne überlaſſen hatte.

In dieſes Haus war Junker Hinrich mit ſeinem jungen Weibe eingezogen. „Trete nur feſt auf!“ hatte er zu ihr geſprochen, da er nach der Trauung ſie vom Wagen hob; „das hier iſt mein; und nun — durch Gottes Gnade — unſer!“

Noch heute, in des Erzählers Tagen, zeigt man in jener Gegend auf einem Vorſprung eine alte Linde, die trotz des völlig ausgehöhlten Stammes noch eine mächtige Krone in den Lüften wiegt; hier habe man derzeit die beiden ſchönen Menſchen oftmals ſtehen ſehen, wie ſie Hand in Hand über das weite Flußthal hinausſchauten, während der Sonnenwind in ihren blonden Haaren wehte: auch Abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenſchein dem Waſſer zuflogen.

— — Zu Anfang im Auguſtmonat nach der Hochzeit war es, als Junker Hinrich zur

Teſtamentseröffnung nach Grieshuus hinüber ritt. In dem großen, ſeit Jahren unbenutztem Saale, oben in einem Vorſprung nach der Dorfſeite, traf er nur den Landgerichtsnotar und deſſen Schreiber; vergebens ſuchten ſeine Augen nach dem Bruder. Statt deſſen war ein ſchwarzer Herr mit gepuderter Perrücke herein getreten: „Der herzogliche Rath ſei, ihm zu Leide, durch häufende Geſchäfte abgehalten“; und hatte ſodann eine in aller Form Rechtens auf ihn ausgeſtellte Vollmacht auf dem Tiſche vor den Gerichtsperſonen ausgebreitet.

Der Herr war einer von des Rathes Unterbeamten, und die Formalien wurden für richtig angenommen. Danach wurden im Beiſein der ſo Betheiligten die Siegel gelöſt, und das Teſtament verleſen. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit“ begann der alte Notarius, und der Junker ſtand wie gebannt, die Fauſt um eines Seſſels Lehne, und horchte athemlos; bald aber, da die lange Eingangsformel abgeleſen war, ſchoß ihm das Blut zu

Häupten; er riß von ſeiner Bruſt das Wamms zurück, und der ſchwere Stuhl klappte auf den Boden, daß es in dem weiten Raume widerhallte. Er hatte gehört, was zuvor nur wie ein Fieber ihm durchs Hirn geſchoſſen war: an Geld und Gut zwar kürzte ihn des Vaters Wille kaum; aber Grieshuus, das Stammhaus, war dem jüngeren Bruder zugeſchrieben. Der Vorleſer hatte inne gehalten; er begann aufs Neue und brachte es zu Ende. Dann wurde das vom Schreiber geführte Protocoll vollzogen, das die geſetzlich geſchehene Publication beurkunden ſollte; auch Junker Hinrich trat heran und unterſchrieb; doch mit dem Zuſatz: „Unter Vorbehalte meines arg verletzten Rechtes.“

Als er ſich ſchon entfernen wollte, trat der ſchwarze Herr noch einmal auf ihn zu und überreichte ihm ein verſiegelt Schriftſtück: „Ich hab' Euch zu erſuchen, daß Ihr von dieſem Briefe Eueres Herrn Bruders noch hier, in dieſem Raume, Kenntniß nehmen möget!“

Die feſte Hand des Junkers bebte, als er

das Siegel aufriß; aber ſchon flogen ſeine Augen über die Schrift des Bruders:

„Den mir zuvor bekannten letzten Willen unſeres Vaters," ſo lautete der Inhalt, „habe ich, auch ſo ich es gekonnt hätte, aus gutem Grund nicht hindern wollen, obſchon ſelbiger nicht nur Deinen, ſondern gleichermaaßen meinen Wünſchen widerſteht; denn jeder hat itzt, was dem Andern dienen würde. So Du alſo, nachdem Dir ſolches Kund geworden, in Erkenntniß Deiner Pflicht geſonnen wäreſt, Dich des geringen Mädchens zu entledigen, ſo daß ich unſeres Hauſes Ehre ungefährdet wüßte, dann komme in den nächſten Wochen zu mir auf Schloß Gottorf, und wir werden unſeres Erbes Tauſch mit Glimpf vollziehen können. Sollteſt Du aber, wovon ein Hall zu mir gedrungen, in teufeliſcher Verblendung bereits den Ehebund mit jenem Weibe eingegangen ſein, ſo werd' ich Dir die Wege weiſen, Dich ihrer dennoch abzuthun, und ſoll zu ſolchem Dir meine brüderliche Hülfe nicht entſtehen."

Der Andre ſtand noch immer vor dem Junker, der auf das Schriftſtück ſtarrte, als ob er mit den Augen es durchbohren wollte. „Wollet mir Urlaub geben," ſprach er; „was Antwort ſoll ich Euerem Bruder melden."

Herr Hinrich ſchien ihn nicht zu hören.

Und wieder nach einer Weile: „Meine Zeit iſt kurz;" begann er; „darf ich um Euere Antwort bitten?"

Da fuhr der Junker auf: „Hier iſt ſie!" ſchrie er und warf den Brief in Fetzen unter ſeine Füße. „Ihr aber, ſo Ihr wußtet, was Ihr mir gebracht, ſo ſeid Ihr einen Schurkenweg gegangen!"

Und mit ſtarken Schritten ging er aus dem Saale und war ſchon drunten aus dem Hausthor, als des Andern Hand nach ſeinem Schwerte fuhr.

Aber der Rappe mußte es fühlen, was auf dem Rückweg in dem Reiter tobte; und als Herr Hinrich vor ſeinem Hauſe aus dem Sattel ſprang, da drohte ihm Frau Bärbe mit dem Finger: „Das arme Thier! Hattſt Du

denn ſolche Unraſt, zu Deinem Weibe wieder heimzukommen?“ Er aber legte ſchweigend ſeinen Arm um ihre Hüfte und führte ſie ins Haus zurück; und als er eine Weile finſter dageſeſſen, berichtete er nur Eines, daß ihm Grieshuus im Teſtamente abgeſprochen ſei. „Aber ich will mein Recht; und ſollt' ich wider meinen todten Vater ſtreiten!“ und als die Augen ſeines Weibes voll Sorge zu ihm aufſahen, rief er: „Du ſollſt hier nicht in dieſer Bauernkathe ſitzen!“

Ihre Hand ſtrich ſanft an ſeine Wange: „Thu, was Du mußt, Hinrich; nur nicht in Zorn und nicht um meinethalben!“ Dann zog ſie ihn hinaus ins Freie, wo ſchon das Abendroth am Himmel ſtand; und ſie gingen in die Niederung durch ihre Felder, wo der Ernteſegen in goldnen Aehren wogte. Aus einem Seitenwege kam Hans Chriſtoph zu ihnen, zog ſeinen Hut und ſprach: „So Ihr es meinet, Herr, ich denke, wir müßten bald ans Schneiden gehen!“

— — Und wieder nach einigen Tagen, als ſie bei all dem Segen, der nun in ihre Scheuer eingefahren wurde, ihren Eheherrn ſo ohne Freud und ohne Worte zwiſchen den Leuten umherſtehen ſah, die Augen nach den mächtigen Wäldern von Grieshuus, die in der Ferne wie ein Gebirge lagen, da ſprach Frau Bärbe, ſeine Hand ergreifend: „Sind das die Flitterwochen, Hinrich?“ und da er zärtlich zu ihr niederblickte, zog ſie ihn in das Gärtchen, das hinter der Scheuer war. „Ich weiß wohl, was Du ſinneſt;“ ſprach ſie; „aber bedenke es wohl! Da Du mich freiteſt, thatſt Du wider Deinen Vater; Du wollteſt minder, als er für Dich wollte; thu nun nach ſeinem Willen, indem Du auch im Andern Dich begnügeſt!“

Doch da ſie ſah, daß ſeine Augen noch immer wie im Grolle dicht beiſammen ſtanden, ſprach ſie beklommen: „Du haſt zu hohen Preis für mich gezahlt.“

Da hob er ſie mit beiden Armen auf und preßte ſie wie ein Kind an ſeine Bruſt:

„Nein, nein; laß fahren, Bärbe! Ich zahlte für mein Leben; — weh dem, der das mir anzutaſten waget!“

Es fraß doch weiter in ihm. — Und Herbſt und Winter war es geworden, und die Erbtheilung war noch immer nicht geſchehen. So viel war zwiſchen den Brüdern feſtgeſetzt, der Stammhof wurde bis auf Weiteres von dem früheren Pächter des Meierhofs verwaltet; aber jeder von beiden betrachtete ſich als deſſen Herrn. Da an einem Sonnabend, als in den Bauergärten das erſte Grün der Stachelbeeren vorbrach, hieß es, die Braut des herzoglichen Rathes und deren Mutter ſeien mit demſelben auf dem Herrenhofe angelangt; die Braut habe, ehe ſie den Mann nehme, ſich Land und Sand beſehen wollen.

Und am Sonntag Vormittag war die Kirche voll, und die Weiber und die Dirnen hatten ihre beſten Käppchen auf; nur droben im großen Patronatsſtuhle war noch niemand, wie nun ſeit lange ſchon; denn der Wohnplatz des jungen

Ehepaares gehörte zu einem andern Kirchſpiel, und Junker Hinrich und ſein Weib hatten ſeit ſeines Vaters Tode die Kirche hier nicht mehr betreten. Als aber der Paſtor, nachdem die Gemeinde einen deutſchen Pſalm geſungen, vor dem Altar ſtand und eben das Kyrie eleison angeſtimmt hatte, ging eine Unruhe durch die Kirchenſtände, Weiber und Männer ſtießen ſich an und raunten ein flüchtig Wort mitſammen; auch der Paſtor hatte einen Wagen auf den Kirchhof fahren hören; aber es war der ſchwere Gutswagen nicht, und gleichwohl klang es an den Mauerringen, als würden Pferde daran feſtgebunden.

Da wurde die Kirchthür aufgeſtoßen; „Sie kommen!“ flüſterten die Dirnen und drehten ihre Hälſe nach dem Steige. Aber die Erwarteten waren es nicht, obwohl es ſchon des Umſehens werth war; denn der Junker Hinrich mit ſeinem blonden Weibe ſchritt langſam durch die Kirche. Sie trug freilich nur ein ſchlicht Gewand; doch wurde ihr Haar, wie es derzeit

dem Adel nur gestattet war, von einer goldenen Klammer gehalten, daß es in drei schimmernden Strähnen niederfloß; aber sie drückte sich an den hohen Mann, als ob sie Schutz bedürfe, und als beide die Treppe zum Emporium hinaufgestiegen waren, sahen es die Frauen, daß sie gesegneten Leibes sei.

Von droben blickte der Junker fast wie zornig in die Kirche hinab. „Dominus vobiscum“ sang der Pastor und wandte dann sich zum Altar.

Und wieder drehten in der Gemeinde sich die Köpfe abwärts nach dem Eingang: ein zweiter, aber schwerer Wagen fuhr draußen vor der Kirchthür auf; Peitschenklatschen, ein Fluch des Fuhrknechts war hereingedrungen, und während der Pastor die Collecte las, war aufs Neu die Kirchthür aufgestoßen. Es wurde todtenstill: der herzogliche Rath mit ein paar hohen, stolzen Frauen, denen eine Kammerzofe folgte, war in den Mittelsteig getreten.

Der Junker Hinrich hatte im Kieler Rathhause doch wohl fehlgesehen; denn die jüngere

der Frauen erſchien gar ſtattlich; aber ſie blickte kalt und ſtrenge um ſich. Als ſie weiter vorgegangen waren, und der Bräutigam nach dem Patronatsſtuhl aufſah, ſtutzte er und hielt die Frauen an ſeinem Arm zurück. Die Augen der Brüder hatten ſich gefaßt, und eine Weile ſtanden ſie wie ſtill in einander; der blonde Frauenkopf da oben war todtenbleich geworden.

„Es iſt beſetzt;“ ſagte der da unten; „aber ich werde uns Platz zu ſchaffen wiſſen“. Und da der Paſtor ausgeleſen hatte, tönten dieſe Worte durch die ganze Kirche.

Hätten die Augen des Junker Hinrich tödten können, der Sprecher wäre lebendig nicht vom Platz gekommen; mit einem Aufſchrei griff Frau Bärbe nach ihres Mannes Hand, die ihm eiskalt auf ſeinen Knieen lag.

Aber der herzogliche Rath ſchritt mit den Frauen aus der Kirche; man hörte den Wagen fortfahren, und ohne Störung ging der Gottesdienſt zu Ende.

Es war am 24. Januar spät am Nachmittage. Junker Hinrich war in der Stadt gewesen, wo er mit dem Magistrat zu thun gehabt hatte; denn die alte Base seines Weibes war gestorben, und hatte diese als deren Erbin eingesetzt. Behaglich ritt er durch das Haidethal, dann durch den Wald; aber vor seiner Hausthür sprangen zwei Mägde ihm entgegen: „Ach, Herr! Ach, Junker Hinrich, Euer Weib!“

Und als er in die Kammer hinter dem Wohngemach getreten war, sah er sein Weib im Bette liegen; ein Unschlittlicht brannte auf dem Tische; aber er erkannte sie fast nicht. Die Hebamme des Dorfes war um sie; sie stand über einer Wiege, aus der das Winseln eines neu geborenen Kindes drang. „Was ist das hier?“ sprach er; „der Erbe von Grieshuus sollte in zwei Monden erst geboren werden!“

„Es ist kein Erbe; nur eine Tochter“, sagte die Hebamme.

Aber eine der Dirnen war ihm in die

Kammer nachgeschlichen. „Ein Bote ist da gewesen;“ sagte sie; „vom Landgerichte, heut am Vormittag!“

„Was hat denn der gewollt?“

„Weiß nicht, er frug nach Euch; da hab ich zu der Frau ihn hingewiesen.“

„Bärbe!“ sagte der Junker leise, und auf der Bettkante sitzend, strich er seinem Weibe die feuchten Haare von den Schläfen.

„Ja?“ — — Wie ein Hauch kam es, und wie aus einer fernen Welt hob sich das junge durchsichtige Antlitz aus dem Kissen auf. „Bist Du es, Hinrich?“ — Und sie streckte heftig ihre beiden Hände um seinen Hals, und schrie, als ob Entsetzen sie befalle: „Nein, nicht von Dir; nicht von Dir! O — lieber sterben!“ Dann ließ sie los, und sank mit geschlossenen Augen in die Kissen.

Der Junker war an der Bettstatt hingestürzt: „Nein, nicht von mir; nie, nie! — — Hör es, hör es doch; nie von mir, so lange wir beide leben!“

Aber ſie lag wie eine Todte.

Da beſann er ſich: „Der Bote muß was gebracht haben;“ ſprach er; „holet es mir!“

Und die dumme Dirne, die an der Thür ſtand und mit der Fauſt die Thränen von den Augen wiſchte, lief in das Wohngemach und brachte ihm etliche Schriftſtücke und eine aufgeriſſene Hülſe.

„Seh Sie nach meinem Weibe!“ ſagte er zu der Frau; dann las er; und nach einer Weile laut und immer lauter: „Dann anno 1655 iſt gen. Vater mit der Barbara in das Gut gezogen, hat aber verabſäumet ſich ſeine Freiheit von dem Grundherrn legaliter verbrieſen zu laſſen, und ſind demnach die zwei Genannten, wie durch Urthelſpruch des Landgerichtes mehrfach ſchon beſtätiget, deſſelben Eigene worden. Die Ehe des Beklagten mit ſelbiger Leibeigenen iſt eine nichtige, da ſie ohne des klägeriſchen per testamentum Eigenthümers consensus iſt geſchloſſen worden.“

„Der Teufel iſt Dein Leibeigener!“ ſchrie

der Junker, und warf die Klageſchrift des Bruders von ſich.

Aber die Hebamme legte die Hand auf ſeinen Arm: „Herr, Euer Weib!“

„Ja, ja; und das hat ſie geleſen! Er wußte es, wo ſie zu treffen war.“ Und er neigte ſich zu ihr; und da er ihre Hand ergriff, war ſie faſt kalt, und das Geſicht verwandelte ſich ſeltſam.

„Was iſt das?“ frug er.

„Ich weiß nicht, Herr. Holt einen Arzt!“

„Bärbe, Bärbe, geh nicht von mir, bis ich wiederkomme!“

Und ſchon war er zur Thür hinaus. „Hans Chriſtoph!“ rief er: „Hans Chriſtoph!“

Aber die Dirne war ihm nachgelaufen: „Was denkt Ihr, Herr! Er iſt zum Schmied hinunter mit den Senſen.“

Da warf er ſich ſelbſt auf ſeinen Rappen, und mit todtblaſſem Angeſicht flog er durch die Eichen von Grieshuus hinüber nach der Stadt.

— — Ein paar Stunden war es weiter;

der Mond war aufgegangen und ſtand zu Oſten über der Haidenmulde. Kein Thierlaut regte ſich; die Vögel lagen im Kraut auf ihren Neſtern; nur die hoch aufgeſchoſſene ſtille Dirne aus der Beſenbinderkathe vom Ende des Dorfes hatte ſich verſpätet; eifrig ſchnitt ſie mit ihrem kurzen Meſſer die Haide ab und legte ſie zu Haufen. Da galoppirte ein Reiter an ihr vorbei. „Heida!“ Aber ſie hatte ihn erkannt; es war der Reitknecht des Herzoglichen Rathes, der nach Grieshuus hinüberritt. „Was wollte der?“ Und ſie band ſich ihr Tuch feſter um das Kinn; denn aus Weſten kam ein Wind vom Meer herauf.

Sie ging weiter nach Oſten hinauf, denn da war die Haide länger, und lag eben unter ein paar Birken, als ein Geräuſch von Grieshuus her ſie aufſehn machte. Und wieder kam der Hufſchlag eines Pferdes, ein Reiter, der wie raſend durch die Haide auf ſie zuritt. Aber er war vorbeigeritten, und da eine Wolke vor den Mond fuhr, hatte ſie ihn nicht erkannt.

Sie ſchüttelte den Kopf und ſah ihm nach. Und zum dritten Male, ihm entgegen — was war denn das? Sie hatte kaum jemals hier was reiten ſehen — kam abermals ein Pferd; aber langſamer, faſt war's, als würde es zurückgehalten.

Sie ließ die geſchnittene Haide liegen und kroch auf Händen und Füßen näher heran. Aber es war zu weit; ſie ſtieg an der Oſtſeite hinan, bis ſie oben unter den Bäumen entlang lief; jetzt hörte ſie die Pferde ſtoppen, laute zornige Worte, die ſie nicht verſtehen konnte; dann war's, als ob die Reiter von den Pferden auf den Boden ſprangen.

Es mußte ihr gegenüber ſein, und ſie trat aus den Bäumen und ſah hinab; aber der Mond lag noch in Wolken; ein Gewühl war drunten, ſie konnte nichts erkennen. „Mein Leben! Mein Leben!“ ſchrie eine Stimme. „Sie iſt todt; ich will dafür das Deine!“

Die Dirne reckte den Hals: „das war Junker Hinrichs Stimme!“ Da flogen die

Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten und ſie erkannte deutlich den grauen Runenſtein am Waſſertümpel. Zwei geſattelte leere Roſſe ſtanden unweit in dem Kraute, ein braunes und ein ſchwarzes, das wiehernd in die Nacht hinausrief. Daneben ſah ſie zwei Brüder grimmig mit einander ringen. Sie ſtand wie angeſchmiedet; dann war's als ob ein Eiſenblitz heraufzuckte, und ein Entſetzen jagte ſie von dannen; aber ſie entrann nicht: ein gellender Schrei, der über die Haide fuhr, hatte ſie eingeholt. Noch einmal ſtand ſie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwiſchen den Bäumen; dann lief ſie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu. Voll Entſetzen, in Schweiß gebadet, ihr kurzes Meſſer in der Hand, kam ſie nach Hauſe.

„He, Matten," rief die Frau des Beſenbinders, „was iſt? Wie ſiehſt Du aus? Hat ſich ſchon wieder was gemeldet?" Denn das Kind war damit angethan, daß ſie Unheil vorausſah, das noch geſchehen ſollte.

Aber Matten ſchwieg; die Mutter auch; denn man ſoll nicht davon reden bis der Vorſpuk ausgekommen iſt.

Doch ſchon am Nachmittage danach ſprach das Weib, die eben aus dem Dorf heraufgekommen war, zu ihrer Tochter: „Red' nur! Drunten in dem Haidloch haben ſie den Herzoglichen Rath erſchlagen! Es ſchadt uns nichts; nun iſt der Junker Hinrich unſer Herr!“

— — Aber wo war der Junker Hinrich? — In der Nacht ſollte Einer bei dem Paſtor angepocht haben; er ſollte es geweſen ſein; aber der Paſtor hat davon nichts wiſſen wollen; dann hat man nimmermehr von ihm gehört. Auf dem Meierhofe lag ein ſchönes aber todtes Weib; neben ihr ein Siebenmonatskind, ein Mädchen, in der Wiege. So ſtand es um die Erben von Grieshuus.

Zweites Buch.

Das ſiebenzehnte Jahrhundert war hinabgerollt; es ſaßen andere Leute auf Grieshuus.

Viele Jahre hindurch war niemand dort geweſen, als ein gerichtlicher Verwalter; denn man wußte nicht, wem das Gut gehörte, ob dem Abweſenden, der jeden Tag ſich wieder einſtellen könne, ob deſſen Tochter, einem ſchwachen Mädchen mit blaugeaderten Schläfen und dünnem blondem Haupthaar, das zu Schleswig im Kloſter in der Hut einer entfernten Verwandten auferzogen wurde. Als ſie mündig geworden, hatte ſie von dieſer ſich getrennt und ſich in der Nähe des Kloſters eingemiethet; heirathen wollte ſie nicht, obgleich

dazu ſchon mehr als eine Anfrage an ſie ergangen war; denn unter Vorbehalt der väterlichen Rechte war das Gut ihr übereignet worden. Gleichwohl hat ſie gemeint, ihr Vater werde wiederkommen, und die Freier etwa ſo beſchieden, indem ſie haſtig nach einer begonnenen Arbeit griff: „Zu danken für die erwünſchete Gewogenheit! Aber mein Papa wird nicht ſo gar von ſeinem Hof und ſeiner Tochter laſſen; ſobald er heimgekehret, wird er für mich zu reden wiſſen.“ Das aber haben Alle für einen Abſchlag aufgenommen, und von dem ſchon vergeſſenen Vater auch nur ungern reden hören.

Zu Grieshuus und überall im Lande hat es wüſte ausgeſehen; unſer Herzog Chriſtian Albrecht, nachdem er mit dem von ſeinem Vater ererbten Diplom des Kaiſers Ferdinand die Univerſität zu Kiel geſtiftet hatte, war vierzehn Jahre lang von ſeiner Reſidenz vertrieben; deſſen getreue Beamte ließ der Dänenkönig verjagen oder gefangen ſetzen, und die Kraft

des Landes durch ſeine nie ruhenden Kriegesrüſtungen erſchöpfen. So mochte es auch zu Grieshuus nicht heimelich ſein, und Jungfer Henriette, wie ſie nach ihres Vaters Namen war getauft worden, iſt nimmer dort geweſen; das Archiv aber hat ſie nach einem Zimmer in ihrem Hauſe zu Schleswig bringen laſſen, und um Oſtern und Martini mußte der Verwalter dort ihr Rechnung legen. Dann hat ſie tagelang vor den großen Büchern dageſeſſen und über Kopfweh vor ihrer Magd geklagt; „denn," hat ſie geſagt, „es muß doch ſtimmen, wenn er wieder ſelbſt regieren will."

Aber der Junker Hinrich iſt doch nicht gekommen. Zu Grieshuus blühte die Haide und verging; Sonnenſchein und Schneewinde wechſelten über den mächtigen Eichenwäldern; ſie wuchſen, geſchlagen wurde nicht darin, inſonders ſeit die Vormundſchaft zu Ende ging; das Schlimmſte war, daß das Unzeug ſich in ihnen mehrte, Weihen und Falken, die in den Wipfeln horſteten, vor Allen der Wolf, „de griſe Hund,"

wie ihn die Bauern nannten, der unter den Höhlen der mächtigſten Eichenwurzeln im Dickicht ſeine Jungen warf. Noch jetzt zeigt man die Stelle, wo eines Tagelöhners Kind, das Dohnen in dem Wald geſtellt hatte, von ihm zerriſſen worden; denn einen Jäger hat es zu Grieshuus nicht mehr gegeben, und bei dem Thurmhaus hing die rothe Pforte klappernd in dem Winde; der Verwalter wollte keinen neben ſich. Oben im Herrenhauſe, in dem Gemache über dem Portal des Hausthores und gegenüber in dem weiten Saale lag fingerdicker Staub und todtes Geziefer auf Simmſen und Geräthe. Und Junker Hinrich war noch immer nicht gekommen.

Als aber mehr als ein Menſchenleben ſo vorüber war, langten ſchwediſche Völker vom Wellingiſchen Regimente aus dem Bremiſchen an; dabei ein Oberſt, der wegen einer aufgebrochenen Wunde in Schleswig ſich verweilen mußte. Er hatte ſich in der Nachbarſchaft des Kloſters eingemiethet, und die Dame von

Grieshuus hatte ihm durch den Friſeur ein ſonderbar heilendes Waſſer offeriren laſſen, was er dankbar acceptiret hatte. Als er ſodann nach ſeiner Geneſung ſeine Aufwartung machte und alsbald ihr ſeinen Eheantrag ausrichten ließ, hat ſie nicht mehr den Muth gehabt, ins Ungewiſſe zu verweiſen, ſondern nur geſagt: „Ich hoffe wohl, mein Vater, der unter Karl X. jung geweſen iſt, wird nicht dawider ſein.“

So iſt ſie des Oberſten Weib geworden, der ſeinen Abſchied aus dem Dienſt genommen hat; aber nach Grieshuus hat ſie auch jetzo nicht hinüber wollen; „denn,“ ſagte ſie ihrem Eheherrn, „die Wölfe kommen dort gar in die Küche; und über die Haide geht ein Spukwerk; — o nein!“

„Ei, Narrethei! Wer hat Dir das erzählt?“

„Der Verwalter; der wird's doch wiſſen!“

Der Oberſt lachte: „Das wohl, er hat die Herrin nicht ins Haus gewollt!“

Sie wurde dunkelroth und ſtrich das dünne

Haar ſich von den Schläfen: „Nein, nein; Du glaubſt mir immer nicht!“

„Nun, ich werde ſelbſt dahin gehn und mich informiren, Henni.“

Dann iſt er ohne ſie dahin gegangen; er hat im Hauſe etwas räumen und mit den Bauern einmal auf die Wölfe treiben laſſen; aber die Wälder ſind zu dicht und die rechten Hunde nicht am Platz geweſen; ſie haben keinen Wolf geſehen. So iſt er nach Schleswig wieder heimgekehrt.

Und am Jahrestag der Hochzeit iſt ein Kind geboren worden; ein Knabe, in welchem von des Weibes Eltern alle Schönheit aufgeſtanden iſt. Es iſt auch zur glücklichen Niederkunft gratuliret worden; aber die Mutter hatte doch all' ihre Kraft dem Kinde hingegeben. Noch ein paar Jahre hat ſie, meiſt in Kammerluft, dahingelebt; dann eines Septembermorgens, da ſchon die gelben Blätter vor ihrem Fenſter wehten, hat ſie das Kind ſich bringen laſſen; und, ihre magre Hand in ſeinen goldnen Haaren,

hat ſie geſprochen: „Er iſt doch nicht gekommen, Rolf; und ich ſterbe nun; ich war nur eine ſchlichte Frau, aber Du, mein ſchöner Sohn,“ und der Knabe ſtand an ihrem Kiſſen und ſah mit ſeinen durchdringenden Augen zu ihr auf — „Du wirſt ihn ſehen; grüß ihn von mir! Rolf! Vergiß nicht — —“ Lallend hatte ſie die letzten Worte geſprochen; ihre Hand fiel von des Kindes Haupt. Und als ſie eine Weile ſo gelegen, hat der Knabe mit ſeiner Hand ihr in das magere Angeſicht gegriffen; aber ſie rührte ſich nicht mehr. Da ſchrie er, und die Wärterin trug ihn hinaus.

Als der Oberſt vom Begräbniß auf dem Kloſterkirchhof, wo man ſeine Frau nach ihrem Wunſch beſtattet hatte, heimgekommen war, nahm er ſeinen Buben auf den Arm: „Die Mutter hat hier ſchlafen wollen,“ ſagte er, „wir beide gehen nach Grieshuus; ich will nun ſelber Deinen Hof verwalten; da ſollſt Du reiten lernen!“

Und der Junge ſah ſeinen Vater feſt aus

ſeinen dicht beiſammen ſtehenden blauen Augen an; dann that er einen lauten Luſtſchrei.

— — So iſt der Oberſt, da im nächſten April an den Waldrändern von Grieshuus die Schlüſſelblumen blühten, da die Aecker gedüngt und die Winterſaaten gewalzt wurden, mit ſeinem Buben in das Herrenhaus dort eingezogen. Eine ältliche Verwandte der Verſtorbenen, das Kloſter-Fräulein Heide von der Wiſch, iſt mit dahin gegangen, um, wie ſie ſagte, bis die Flüttezeit vorüber, être la mère à ce pauvre enfant; ſie iſt aber dort hängen geblieben und nach dem Kloſter nicht zurückgekommen, obwohl der Knabe nie nach ihrer Hand gegriffen hat.

Oben im Hauſe ſind die ungeſchlachten Möbeln nach dem Boden hinauf oder in die Geſinderäume hinabgeſchafft worden; im Wohngemache ſtanden nun geſchweifte Schränke und Chiffonièren, und auch ein Kanapee mit farbig gemuſtertem Bezuge, worüber neben dem vorgefundenen Bild der Urgroßmutter auch das der Mutter des Beſitzers hing. Es pflegt ſo

zu geſchehen: das ſchönſte, das Bild der Großmutter fehlte zwiſchen beiden; ſie war gekommen und gegangen, und keiner wußte noch von ihr.

Im Weſentlichen wurde es auf dem abgelegenen Hofe nicht gar anders, als es im vorigen Jahrhunderte geweſen war. Denn Deutſchland erhob ſich eben erſt aus wüſten Träumen. Die neue Koppelwirthſchaft wurde freilich eingeführt; aber der Oberſt war ein melancholicus und litt an den Uebelſtänden einer alten Wunde; überdieß war er weder ein Landwirth, noch ein Jäger, und beides war hier groß von Nöthen. Für letzteren gab ſich zwar ein hungeriger Verwandter der alten Herrſchaft, der nach Jahr und Tag ſich zum Beſuche eingefunden hatte und gleichfalls nicht wieder fortgegangen war; aber es hatte nichts Sonderliches zu bedeuten. Nur einmal, an einem Winterabend, war hinter dem Thurmhaus ein Rehbock von ihm geſchoſſen worden; allein zur Küche war er nicht gekommen; denn mit ſelbigem, daß das Thier zuſammengebrochen,

hatte ein dürrbeiniger Wolf ſich darauf zugeſtürzt und es an der Kehle mühſam fortgeſchleift; der Vetter aber war mit erhobenen Händen durch die Haidenmulde nach dem Hofe zugerannt. „Hol' der Teufel Euere Wölfe hier! Das iſt nicht in der Ordnung!“ hatte er im Hausflur dem Oberſt zugerufen; der aber hatte nur gelächelt: „Freilich nicht, Vetter; jedoch ich meinte, das ſei Ihre Sache.“

„Ei, das verſteht ſich Oberſt! Aber die Hunde! Ich ſoll nur erſt die rechten Hunde haben.“

„Aber ich denk', Ihr habet ja den ganzen Stall ſchon voll davon.“

„Nun, nun; gehet nur hinauf und kramet die Karten vor; ich will mir nur den naſſen Rock vom Leibe ziehen; dann wollen wir die vier Könige jagen!“

Und bald ſaßen ſie ſich gegenüber bei ihrem Piquet; und der Oberſt war damit zufrieden.

— — Als der Junker Rolf im ſiebenten Jahre war, lehrte der Vetter ihn leſen und

nach Adam Rieſe rechnen; das konnte er, ſogar auch mensa und amo dekliniren und conjugiren. Der Knabe lernte leicht und rief mitunter: „Ich kann's doch beſſer noch als Du!“ Dann freute ſich der Vetter und lief zu dem Vater: „He, Oberſt, höret, was Euer philosophus da redet!“ und den Jungen, wenn er hintennach gelaufen war, bei den Ohren in die Höhe hebend, rief er: „Ich hab's Dich doch gelehret, Tauſendſakramenter!“

Des Knaben Freundin war eine alte Magd, die ſchon die Mutter als kleines Kind getragen hatte, die von hier zur Stadt, und wieder von dort hieher zurückgebracht war. „Ich will Matten fragen!“ rief der Bube, wenn er ſelbſt nicht wußte, was er wollte. Sie hatte ihr Augenlicht faſt ganz verloren und ſaß meiſt unten in der großen Geſindeſtube oder am Heerde in der Küche, beſchaffend, was einem blinden Menſchen möglich war; und wenn er ſie gefunden hatte und auf ſie losſtürmend ſie an der Schürze riß, dann ſagte

ſie wohl: „Kind, Kind, gieb Ruh'; was willſt Du denn? Bei Gott iſt Rath und That!“ und ſah mit ihren todten in ſeine lebendigen blauen Augen. Und frug ſie weiter: „Sprich, was willſt Du, Rolfchen?“ dann ſprach er wohl ganz kleinlaut: „Weiß nicht, Matten; — erzähl' mir was!“ Und ſie legte das Meſſer, oder, was ſonſt ihre Finger hielten, fort und frug: „Was denn erzählen, Kind?“. Er war auf ihren Schooß gekrochen und rief: „Von Owe Heikens, wie Du zu viel Holz gebrochen hatteſt! Nein“ — und er flüſterte ihr ins Ohr: „erzähl' mir von der ſchönen Frau, da auf dem Meierhof; wie hieß ſie doch?“ — „Kind, Kind, das war ja Deine Großmutter!“ — Der Knabe ſah ihr lange ins Geſicht: „Großmutter?“ ſagte er langſam. „War ſie denn ſchon alt?“ — „Alt?“ und Matten wiegte ihren grauen Kopf. — „So jung wie Maililien! Wenn der Tod kommt, bleiben auch die Großmütter jung. Sei ſtill, und halt's für Dich, ſo will ich Dir erzählen!“

In Einem aber war der Vater ſelbſt des Buben Lehrmeiſter; er kaufte ihm erſt einen, und als er größer wurde, einen zweiten von den kleinen türkiſchen Kleppern, und ließ draußen an der Oſtſeite eine Reitbahn richten; und die Peitſche des Oberſten klatſchte und der Junge lag bald auf dem Rappen, bald auf dem braunen Klepper.

Plötzlich aber wurde es anders zu Grieshuus. Der Oberſt, da an deſſen Geburtstage der Junker mit einem unter des Vetters Anweiſung gefertigten Glückwünſchungs-Briefe vor den herzallerliebſten Papa getreten war, hatte danach nichts Eiligeres zu thun, als durch ſeinen pastor loci einen Informator zu beſorgen. Dadurch iſt der Magiſter Caspar Bokenfeld auf den Hof gekommen, und mit ihm ein Mann, den ich von nun an die Erzählung in eigenem Namen überlaſſen kann.

Während der erſten Herbſt-Vacanz in meiner Studentenzeit war ich daheim und wurde bei einem Beſuche der Stelle von Grieshuus

durch ein heftig Wetter in das Haus des Küſters in dem nahen Dorfe eingetrieben. Er war ein ſchon bejahrter Mann, den ich bisher nicht kannte; wir ſaßen uns bald am Fenſter gegenüber, und ich ſah auf die Oſtſeite der alten Felſenkirche, an welcher noch die ſchweren Eiſenringe hingen, ſo daß ich ohne Umſtand das Geſpräch auf jene alten Dinge bringen konnte. Er hatte mir ruhig zugehört; als ich jedoch bekannte, daß mir die dortigen Ereigniſſe des achtzehnten Jahrhunderts minder klar geworden ſeien, als die des vorigen, ſtand er auf und ging nebenan in eine Kammer, aus der ich das Auf- und Zuſchließen eines Schrankes oder einer Lade zu vernehmen glaubte. Als er zurückkam, legte er ein vergilbtes Schriftſtück in den mir hinlänglich bekannten Zügen des letzten Jahrhunderts vor mir hin.

„Klar iſt das auch nicht;“ ſagte er; „aber es iſt erzählt, was ſich begeben hat. Der Autor war einer meiner Vorfahren und Paſtor

an hieſiger Kirche, nachdem er ſich das als Informator auf dem Hof verdient hatte."

Ich faßte mit Andacht das Papier; die alte Zeit begann ja ſelbſt zu ſprechen. Dann hab' ich's mit des Küſters Erlaubniß noch am ſelben Nachmittage abgeſchrieben, und bin erſt nach Haus gekommen, als die derzeit einzige Gaſſenleuchte an der Hafenſtraße ſchon von dem Nachtwächter ausgethan war.

Und hier iſt es.

Die Niederſchrift des Magiſters Caspar Bokenfeld.

Anno 1702, in welchem nachmals unſer Herzog Fridericus IV., des hartgeprüften Chriſtian Albrechts Sohn, bei Kliſſow in Polen für ſeinen Schwager, den Schwediſchen Carolum XII. ſein junges Leben gab, im Januar am Sonntage Epiphanias war es, da ich Grieshuus zum erſten Mal betrat. Es bimmelte ſchon unten von dem Kirchthurm zum Gottesdienſte, und die helle Winterſonne ſtrich

an den Fenſtern entlang, als der Herr Oberſt auf ſeinem zierlich ausgerüſteten Zimmer mir ſeinen Sohn als Zögling zuführte. „Das iſt der Magiſter Bokenfeld,“ ſprach er zu dem elfjährigen Knaben; „der ſoll nun verſuchen, was aus Dir zu machen iſt.“

Der Bube ſah mich aus ein paar ſcharfen blauen Augen an, als ob er im hinterſten Hirnwinkel mich ausſuchen wolle und ſagte dann, mirabile dictu: „Kann Er auch reiten, Magiſter?“

Da lachte der Herr Oberſt und ſchlug ihn auf die Schulter: „Ei, Teufelsjunge, reiten ſoll er Dir nicht weiſen; aber ‚Sie‘ ſollſt Du den Herrn Magiſter tituliren; er wird Dir ſchon zeigen, wo die Geigen hängen!“

Siehe, da wurde mir der Odem leicht; denn mit denen von Adel hatte ich nimmer noch verkehret; der kleine Junker aber hat mich in Tagen nimmer angeſprochen, bis das Herz ihm einmal jählings überquollen; da ſprach er: „Sie ſind gut, Herr Magiſter!“ und gab

mir ſeine feſte kleine Hand; ich aber nahm das edle Kind in meinen Arm: „Wir wollen Freunde werden, Rolf!“ ſagte ich; da umfaſſete er mich heftig, und ſein geringelt Goldhaar hing noch lange über meine Hand herab. Auch war das nicht umſonſt geſprochen; — mein Rolf, mein ſchöner guter Knabe, weshalb der Vater droben Dich doch ſo früh begehret hat!“

— — Es war recht einſam zu Grieshuus. Der Oberſt kränkelte und verließ das Haus nur ſelten; an jeglichem Abend ſpielte er ſein Piquet oder eine Partie Dame mit einem Familien-Vetter, der hier im Hauſe lebte; ein ſonderlicher Mann, der Alles zu verſtehen meinte und gleichwohl ohne alle Erudition war. Der Oberſt war ein Wittmann; aber eine adelige Kloſterjungfer Adelheid hielt ſtrenge Hauswirthſchaft; ſie rief mir ſelber einmal am Sonntag-Nachmittage zu: „Gieb Er mir ſeinen linken Strumpf, Magiſter; da ſoll' die Sonn' Ihm bald nicht mehr auf ſeine Wade

brennen!“ Und als ich hinſah, ſiehe, da war ein Loch im Strumpfe, und ich ſchlich gar beſchämt davon, um ſolchen Fehler aufzubeſſern.

Mir war das Zimmer über der Einfahrt in dem Thorhaus eingeräumt; ich hatte meine Bücher mit mir, und war es wohl zum erſten Male, daß Homerus und Virgilius, Arnoldus und Thomasius die Wände hier verzierten. In der Thorfahrt unten hatte der Meierei-Keller ein Fenſter, und es hieß, oftmals, ſo man nächtens vorüberſchreite, ſolle von dort aus ein Rahmſchöpfen und Umgießen deutlich hörbar werden, was in Wirklichkeit nicht ſei; aber das ſind nugae; es iſt allzeit ruhig geweſen, wenn ich gegenüber meine enge Treppe aufgeſtiegen bin. Aber drinnen in meiner Kammer war es gar einſam, wenn die Nachtruhe über den Hof gekommen war, und ich noch über meinen Büchern ſaß. Wenn dann der Mond am Himmel ſtand, und ich von der Arbeit zu dem einzigen Fenſter trat, dann ſah ich ein tiefes Haidefeld, das zwiſchen zwei

hohen Waldſeiten auslief; und mitunter drang ein ſeltſam Heulen aus der Ferne, von dorten, wo ich bei Tage ein altes Thurmhaus hatte ſtehen ſehn; da ich es zum erſten Male hörte, ſchritt ich zur Thür und ſchob den Riegel vor; dann löſchte ich das Licht und legte mich ſchlafen. Das Heulen, das noch länger durch die Nacht ſcholl, iſt aber von den hungerigen Wölfen kommen, deren derzeit im Uebermaaße hier geweſen; und ich hab' noch lang gelegen und gehorchet; mir war, als könnten ſie durch die offne Thorfahrt kommen und mit den Tatzen meine Thür anfallen.

Als ich am Morgen dem Junker Rolf davon erzählte, ſprach er: „Da in der Haide müſſen Sie itzt nimmer gehen, Herr Magiſter; ich bin zu Pferde dort geweſen und doch faſt vom Leben abgekommen!"

Und auf meine Bitte hat er es alſo mir erzählet: Eine grimmige Kälte iſt es dazumal geweſen, am Nachmittage vor dem letzten Heiligabend, zwei Wochen nur vor meiner Herkunft,

und wie bleicher Meſſingglanz hat die Dezemberſonne über die Haide hingeglinſtert. Droben in dem großen Saale hat die Tante Heide herumgehamſtert, ganz mutterſeelenallein, und hat niemand hinein dürfen, weder vom Geſinde, noch auch der Junker Rolf, wohl ſelber kaum der Oberſt; denn für alle iſt da drinnen die Weihnachtsbeſcheerung aufgebauet worden; der Vetter nur iſt eigenwillig aus- und eingehuſchet; denn er hat's gar beſſer noch verſtanden, als die Tante. Junker Rolf aber iſt vor Ungeduld Trepp' auf und abgeſprungen, auch auf den Hof und in die Ställe eingelaufen und zuletzt dann in des Oberſt Zimmer, wo dieſer mit dem Verwalter vor der Gutsrechnung geſeſſen: „Was ſoll ich anfangen, Papa? Um 5 Uhr erſt will Tante Heide ſchellen!"

„So geh' zu Deiner Freundin, der alten Matten!"

— „Mag ich heut' nicht, Papa."

„So reit' noch eine Stunde!" hat der Oberſt ihm geſagt und kaum von ſeinen Bü-

chern aufgesehen; „und nimm' den Braunen an die Leine!"

Drauf ist der Junker in den Stall gegangen, wo die beiden Klepper an der Krippe standen, und hat dem Knecht gerufen, daß er ihm den Rappen sattle und ihm den Braunen an die Hand gebe.

„Hopp, Stella! Fera, halloh!" Und so ist er in den bleichen Winterschein auf die Haide hinausgeritten; die Mulde hinunter und weiter, immerzu über den hart gefrorenen Boden. „Hussah!" Und er hat seine kleine Kappe mit der braunen Geierfeder vor Lust geschwenket, und die kleinen feuerigen Rosse haben getanzt, als wüßten auch sie, daß heut' noch Weihnacht-Heiligabend sei.

Plötzlich ist die Sonne weg gewesen. Noch kurze Weile hat das schwarze Haidekraut geleuchtet; dann hat die große dunkle Schattendecke sich gebreitet, und bald danach ist vom Himmel mehr zu sehen gewesen als drunten von der Erden. „O lieb' Christkindel," hat

der kleine Reiter gerufen; „nun wird wohl bald für dich gebimmelt werden!“

Mit dieſem wandte er ſeine beiden Roſſe, die gleich als Hunde ſeiner jungen Hand gehorchten. „Hopp, Fera! Stella, hopp!“ Und heimwärts ging es noch viel fröhlicher, als hinaus. Mitunter ließ er ſeine flinken Augen ſeitwärts über die dunklen Haidebreiten ſtreichen; aber ſehen konnte er nichts; nichts war zu hören, als der Trab der Pferde auf dem harten Boden und das eigne Athemholen; denn das meiſte Gethier ſchlief unten in ſeinen Winterhöhlen; nur über ihm flammten und zitterten die Sterne in der grimmen Winterkälte.

Da, als er ſchon der rechtshin auslaufenden Waldſpitze gegenüber war, die ſich noch ſchwach am Abendhimmel merkbar machte, hörte er von dorten etwas durch die Haide trotten. Um beſſer zu hören, zog er den Zügel an; aber die Pferde warfen mit den Köpfen, ſchnoben und drängten mit allen Kräften vorwärts.

Der Junker hat zuerſt gedacht, es ſei ihr Hatzrüde, der ſeit ehegeſtern fortgeweſen, und: „Fuko, Fuko!“ hat er laut hinausgerufen.

Dann iſt er vor ſeinem eignen Ruf erſchrocken; denn es iſt ihm jäh aufs Herz gefallen, daß vor dem Fuko, der ihr Stallkamerad geweſen, ſeine Klepper nicht ſolch' ein Zittern und Schäumen überkommen würde. Und immer näher iſt es auf ihn zu getrottet. Der Pferde iſt er ſo unmächtig worden, daß ſie mit ihrem jungen Reiter, als ob ſie flögen gegen den Herrenhof dahin gerafet ſind, der nur noch aus einem ſchwebenden Lichtſchein über der Höhe

ich war.

Immer toller iſt die Jagd gegangen, und da iſt es dicht an ihm heran geweſen: „Ein Wolf! Ein Wolf! Hülfe, Hülfe!“ hat das Kind geſchrieen, und dabei ſeine Peitſche geſchwungen, unachtend, daß es deſſen nicht bedurfte. Dann gab es einen Ruck; der Rappe hatte mit den Vorderhufen ausgehauen, daß Junker Rolf die blanken Eiſen durch das Dunkel

blitzen ſah; er hatte die Füße aufgezogen und lag mit der Bruſt auf dem Halſe ſeines Pferdes.

Das aber ſtieß einen Zeterſchrei aus, und ſauſend ging es nach dem Hofe, und ſchon dem Aufſtieg und dem Thore zu. „Kilian! Marten! Jens!“ Er wußte ſelber nicht, wen er gerufen hatte; aber ein Geheul iſt von dem Hofe losgebrochen; und Fuko und die andern Hunde ſind hinausgeſtürzet und um das Pferd herum, und die glimmenden Augen an deſſen Seite ſind in die Nacht zurückgewichen; Roſſe, Reiter und Hunde durch die offne Thorfahrt in den Hof hineingebrochen.

„Aber der Wolf, der griſe Hund,“ ſagte der Junker und nickte mir mit ſeinen blauen Augen zu, „hat doch mein Pferd gebiſſen; es iſt noch lang' nicht beſſer; der Vetter kann es nicht curiren.“

Es war kurz danach, am Vormittage des zweiten Sonntags nach Epiphanias; draußen über den Reitplatz fegte der Nordoſt; derohalben ließ der Herr Oberſt den kleinen Rappen nach dem Schloßhof führen; denn die Wunde an der Kehle, ſo der Wolf dem Thiere zugefüget, wollte noch immer ſich nicht ſchließen, obſchon von dem Vetter und dem alten Schäfer mit Wundwaſſer und Kräuterſalben wacker dazu gethan war.

Der Junker Rolf ſtand neben mir auf der Freitreppe vor dem Herrenhauſe; wir ſahen zu, wie der Herr Oberſt dem Rappen mit linder Hand über die wunde Stelle ſtrich und dem muthigen Thiere beſchwichtigende Worte zuſprach.

„Wird bald baten, Gnaden Herr Oberſt!“ ſagte der Schäfer; und der Vetter, der auch daneben ſtand, ſteckte die Hände in ſeine weiten Hoſenſäcke und ſprach wie allzeit, wenn er ſeiner Weisheit auf den Boden ſah: „Freilich, freilich, Oberſt; will nur alles ſeine Weile haben.“

Der Oberſt aber ſchüttelte den Kopf und warf einen gar deſpectirlichen Blick auf den ſorgloſen alten Herrn: „Gegen Wölfe und Wunden helfen nicht bloße Worte, davon Ihr großen Vorrath habet!“

Indem hörte ich Schritte von der Einfahrt her und ſah über den Rappen weg einen hohen, aber ſchon ſtark ergrauenden Mann in den Hof treten; er trug ein lederfarben Wamms und hatte einen Hirſchfänger am Gurte hängen, war auch ſonſt in ſeiner Kleidung wie damals ſolche, die im Jagd- oder Forſtweſen in hoher Herren Dienſten ſtanden; aber in ſeinem Antlitz waren tiefe Furchen. Ihm zu jeder Seite ging ein gar gewaltiger brauner Schweißhund mit breitem Ohrgehänge, welche mit ihm auf uns zuſchritten. Seltſam ſchien mir, daß er nicht um ſich blickte, ſondern geradesweges nach der Stelle ging, wo der Oberſt ſich neben dem wunden Roſſe hielt.

Als dieſer ſich aufrichtete und ihm ſagte, er ſei der Herr hier, und was Botſchaft etwa

er zu bringen habe, lüftete der Fremde ein wenig ſeine Kappe, aber faſt nicht als ein Untergebener oder ein Begehrender; und hub dann im ruhigen Tone an, wie er als erprobter hirſch- und wolfgerechter Jäger den Wölfen nicht nur mit Schießen, Gruben oder Giftlegen, ſondern auch auf minder bekannte Art beizukommen gute Wiſſenſchaft erlanget, und zu dem Ende, da er von dem Nothſtand hier vernommen, dem Herren Oberſt ſeine Dienſte offerire.

„Oho!“ rief der Vetter und warf ſich in die Bruſt; „wir halten hier nichts auf ſolche Jägerſtücklein und Teufelsſpielereien; ſind auch genug der fahrenden Waidgeſellen, die viel verſprechen und dann wenig halten!“

Der Oberſt hieß ihn ſchweigen, deutete aber auf die Hunde, die ſchier unbeweglich ſtanden, die klugen Augen zu denen des greiſen Mann's gerichtet, und ſprach zu dieſem: „Wenn Er mir dienen will, was hat Er ſeine Köter nicht am Thor gelaſſen? Hier binnen

iſt nur Platz für meine und meiner Freunde Hunde."

Unter den buſchigen Augbrauen des aufrechten Alten ſchoß es wie Funken; doch er entgegnete ruhig: „Wer ihren Herrn dingen will, der muß ſie ſich gefallen laſſen; der Handel wird nur um ſo beſſer ſein."

Der Oberſt ſchwieg einen Augenblick und frug dann: „Was für Atteſte hat Er?"

Der Alte griff in ſein Wamms und übergab ihm eine Schrift; der Junker Rolf aber ſah inzwiſchen nur nach den Hunden: „O ſehen Sie, Herr Magiſter, die beiden ſchöne Kerle!"

Er wollte zu ihnen; da rief ich laut und griff nach ſeiner Hand: „Laß, laß, Junker! Das ſind von den grauſamen Bluthunden, und ſie kennen Dich ja nimmer!"

Bei dieſen Worten ſah der Fremde, uns Andre nicht beachtend, auf den Knaben; ja faſt, als ob er mit den Augen ihn verſchlingen wollte, daß er nicht hörte, wie der Oberſt zu ihm redete: „Das wäre etwas; der König

hat in ſeinem Preußen wohl waidgerechte Männer brauchen müſſen. Hat Er mehr desgleichen?“

Aber es bedurfte eines weiteren Wortes, bevor der Fremde nochmals in ſein Wamms griff und ein zweites Schriftſtück dem Oberſt überreichte; zum Junker aber ſprach er: „Es iſt nicht Gefahr, ſo ich zugegen bin!“ und raunete ein Wort zu beiden Thieren.

Da ſprang der Knabe von der Treppe und lief zu den Hunden, die jetzt ihre großen Köpfe zu ihm wandten; der Fremde aber ließ langſam ſeine Hand auf des Junkers Scheitel ſinken, und ſeine Lippen rührten ſich, als ob er heimlich bete.

Der Oberſt hatte dieſen Vorgang nicht gewahret; denn ſeine Augen hatten ſich auf das Papier geheftet: „Oho!“ rief er nun: „aus Schweden, vom König Carolus ein eigenes Sigill!“ und er hob den Hut vom Kopfe, wie immer, wenn er den Namen ſeines einſtigen Kriegesherren ſprach. „Wie kommt's denn,

daß Er im Lande ſtreifet, ſo Er ſolche Gönner aufzuweiſen hat?"

„Laſſet das!" ſprach der Alte. „Es iſt ſo meine Art."

Der Oberſt blickte ihn eine Weile an: „Ihr ſehet mir zwar nicht einem gleich, der dienen möchte; aber folget mir in mein Gemach, ſo wollen wir der Sache näher kommen!"

Die Hunde ſtreckten ſich auf Befehl des Alten neben der Treppe; dann gingen Beide in das Haus.

— — Am folgenden Tage hieß es, der Fremde ſei als Wildmeiſter von dem Oberſt angenommen; er habe ſich die Wohnung im Thurmhaus ob der Haide ausbedungen, nur drei Tage im Jahr vom 23. auf 25. Januarius, müſſe ihm auf dem Hofe ſelbſt Quartier gegönnet werden.

Das gab gar viel Gerede in Grieshuus; denn es war ja einmal Friede hier zu Lande, obſchon der ränkeſüchtige Görtz regierte und

die Frau Herzogin-Wittwe mit unſerem kleinen Herzog ſich in Schweden, in ihres Bruders Reiche, aufhielt; und geſchahe hier ſonſt nichts anderes, als daß das Korn gedroſchen und in den Ställen das Vieh gefüttert wurde.

An einem Abend, da ich im Herrenhauſe mit dem Junker unſre studia beendet hatte, ſtieg ich in die Geſindeſtub' hinab, um meine Leuchte anzuzünden. Da ſaßen alle bei einander, und ich hörte den Kutſcher ſagen: „Was weiß denn der von unſern ſchlimmen Tagen, die auch nun vor der Thüre ſind?“

Der alte Schäfer, der mit ſeinem rauhen Hund ihm gegenüber ſaß, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund: „Ich hab' ſo mein' Gedanken, Jochum,“ ſprach er; „er wird zum erſten Mal nicht hier ſein. Eh denn der Herr hier eingezogen, da ſchon das Meiſenzwitſchern in den Büſchen war, hat der junge Schmied da unten in der Schummerſtunde Einen auf der wüſten Stell' am Dorf getroffen, wo einſt ein Immengarten iſt geweſen;

der hat nach Grieshuus gewieſen und ihn gefraget: ‚Wer wohnt denn dorten?‘ Und als er dann berichtet, iſt er ihm eingefallen: ‚Ein Schwed? Wie iſt denn das?‘ — ‚Ja, Herr; er hat ſich eingefreiet; aber das Weib iſt dieſen Herbſt verſtorben.‘ Da er bei dieſen Worten aufgeblicket, hat der Mann, der ſchon ergrauet und von großem herrenhaften Ausſehn iſt geweſen, die Händ' gefaltet und iſt todtenbleich geworden; der Schmied aber hat geſagt, und, ſo er mir erzählet, er hätt's nicht laſſen können: ‚Ja, Herr; aber einen ſtolzen Buben ſoll ſie nachgelaſſen haben; und zum Frühjahr werden ſie hier wohnen, gleich den alten Herren von Grieshuus, wo der ein' erſchlagen und der andre — —“

Als der Schäfer ſo weit geſprochen hatte, kam eine Stimme von der Ofenſeite: „Gabriel! Gabriel! Spar' Deine unnützen Worte!“ das war die alte Matten; ſie war blind; aber die Leute fürchteten ſie; denn ſie ſah mit Geiſtesaugen, was erſt die Zukunft bringen

ſollte, und ſo ſie ſolcherweiſe anhub, meineten alle, daß ſie prophezeien werde.

Und ſo iſt es ſtill geworden; aber die Alte ſprach nicht weiter, und ich entzündete meine Leuchte, ſchritt über den Hof, und dann im Thorhaus das Trepplein hinauf nach meinem Zimmer oben, und war der Kopf mir ſchwer, was für Verhängniß Gott hier möge zugelaſſen haben. Doch als ich bald danach ans Fenſter trat, um in die Nacht hinaus zu forſchen, ob nicht ein Sternlein von dem Himmel ſtrahle, da ſah ich hier im Erdenthal ein Lichtlein flimmern, wohl eine Viertelſtunde fern, das in dem Thurm da drüben brennen mochte. Das war der neue, nein, der ſehr alte Wildmeiſter! — Was er betreiben mochte, das wußte ich nicht; aber mir war, ich ſei nun hier nicht mehr allein; und da ich mein Licht gelöſchet, ſah ich das andere noch lang von meinem Bette aus. Und Gott ſei mit uns allen!

Aber am nächſten Sonnabend, es mochte nach 9 Uhr Abends ſein, ſaß ich wiederum auf meiner Kammer. Mein Vetter im Dorfe drunten, der Paſtor Heike Madſen, hatte mir bei geſtrigem Beſuche ein Buch der Holländiſchen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, ſo vor Jahren drunten in der Stadt in eigenem Hauſe eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu laſſen; es führete den Titel: „das Grab der falſchen Theologie," und iſt anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dieß Exemplar geborgen. Mir war von dem frechen Wuſte ſolcher Lehren der Kopf ſchier wüſt geworden, und von draußen ſchlug der Sturm an die Fenſter, als wolle er die Scheiben aus dem Blei reißen.

Da legete ich den Unflath beiſeite; denn mich faſſete Begehr nach einem ſtillen Gruß von meinem Nachbar jenſeit der Haide. Aber obwohl er

bis hiezu noch um Mitternacht mit ſeinem Lichtlein in das Dunkel hinausgeleuchtet hatte, es war itzt Alles ſchwarz da draußen. Der Sturm fuhr heran und wieder fort; und es war dann eine Zeit lang Todtenſtille; nur in der Ferne hörete ich ihn toſen, als ob er dort zu ſchaffen habe, bis er zurückkam und mit friſchen Kräften wieder gegen Mauer und Fenſter tobte. Und dießmal lag ich lang, bevor ich ſchlafen konnte.

— — Als ich am Morgen über den Hof ging, ſprach ich zu einem Knechte: „Das war ſchlecht Wetter in der Nacht!“ — „Ja Herr, wie immer in den ſchlimmen Tagen,“ entgegnete er und ſchritt vorüber. Ich ſchüttelte den Kopf; aber ich beſann mich: wir ſchrieben den 24ſten; ſo war der Wildmeiſter heute Nacht im Herrenhaus geweſen. Auch vernahm ich drinnen, daß heute der Tag ſei, wo alle Jahr die alte Matten ihren Kirchgang halte; der Knecht aber, der bei ihrer Blindheit ſie ſtets geleite, habe ſich den Fuß vertreten. Alſo ging ich zu ihr, traf ſie auch wohlgeputzet in der

Gesindestube, mit neuem Fürtuch und schwarzem Käppchen, und bot ihr meine Dienste an.

„Er will mit dem alten Weibe nach der Kirche?“ frug sie; und als ich es bejahete: „So muß Er Geduld haben, Magister; denn so weite Wege gehe ich nur einmal in dem Jahr.“

„Ich habe schon Geduld,“ sprach ich; „meine alte Mutter ist schwächer noch, denn Sie.“

Da sah sie mich mit ihren todten Augen an und lächelte, daß ihr altes Antlitz mir gar hold erschien; dann aber seufzte sie und sprach schier traurig und wie nur zu sich selber: „Du wirst auch alle überleben, Kind.“

Und auf diese sonderliche Rede gab sie mir die Hand, und wir gingen den Kirchweg hinab. Der Herr Oberst hatte mir in seinem Wagen Raum geboten; aber ich hatte solches abgelehnet; und so sahen wir sie uns vorbeifahren; die Tante Adelheid und der Oberst nickten, der Junker warf uns ein Küßlein aus

dem Wagen zu. Es war gut Wetter worden, und die Sonne ſchien; und auch wir kamen in die Kirche, wenn auch langſam.

Nach dem Gottesdienſte wartete ich, bis Alle hinaus waren. Matten ſaß noch mit gefalteten Händen im Geſtühlte und betete ſtill vor ſich hin. „Wollen wir gehen?“ ſprach ich leiſe; da hob ſie ſich und wir gingen aus der Kirche. Als wir draußen zu Oſten an der Kapellenwand vorbei wanderten, ſtrich ſie mit der Hand an der Mauer entlang: „Schlaft wohl, Ihr Chriſtenſeelen alle!“ murmelte ſie; und dann, ſo daß ich es nur kaum vernahm: „Und genade Gott auch Dir, Junker Hinrich!“

Da wir dann weiter gingen, frug ich: „War Junker Hinrich einer von den alten Herren?“ denn die Geſchichte des Geſchlechtes war mir derzeit nicht bekannt.

„Das war er, Magiſter,“ ſprach die alte Frau mit ſchwerem Tone.

„Und lieget der auch hier begraben?“

Sie antworte mir nicht und ſah nicht auf.

Da wir aber wiederum eine Strecke weiter waren, ſprach ſie: „Er war der Beſte; aber — bei Gott iſt Rath und That.“ Dann faltete ſie die Hände und ging ſchweigend neben mir.

Am Anberg bei Grieshuus waren wir von dem Vetter eingeholet worden, der erſt im Dorfkrug mit den Bauern hatte ſchwatzen müſſen.

„Halt, halt!“ rief er mir zu; „ſo nehmet doch einen müden Chriſten mit, Ehrwürden!“ denn er nannte mich ſcherzend wohl ſchon damals mit dem epitheton ornans meines heutigen Berufes.

Und da wir dann nach Haus gekommen, und die Alte in ihre Kammer gegangen war, frug ich auch ihn: „Saget, wer war denn Junker Hinrich, von dem die alte Matten redet?“

„Ei, Ehrwürden,“ entgegnete der Vetter luſtig; „das ſolltet Ihr wohl wiſſen; das war ein Hund, der ſeinen Zwillingsbruder um das

Erbe todtſchlug und dann von ſeinem neugeborenen Kind davon lief. Aber, redet nicht davon; denn er war der Großpapa von unſerm jungen Prinzen!"

„Von Rolf! — Aber die Alte ſpricht anders von dem Manne."

„Ja die! Die iſt nur halb bei Troſt. Aber wiſſet, der Geiſt des Todten wartet auf der Haide, um ihn zu greifen, falls er in dieſen Tagen dort vorüber käme!" Der Vetter lachte: „Wird lange warten müſſen, Ehrwürden! Drum aber vergreift ſich's unterweilen auch! Der Fiedelfritz vom Dorf ſchleppt ſeit drei Jahren noch die Beine wie ein Seehund; beim Stein am Tümpel hat man ihn gefunden: 's iſt eine bitterkalte Nacht geweſen, ein Wunder, daß kein Thier ſich da herangewaget!"

„Iſt das der Saufaus," frug ich, „der neulich für ein neues Violon gebettelt hat?"

Der Vetter nickte: „Ich weiß, wo Ihr hinaus wollet, Ehrwürden; aber der Wildmeiſter iſt kein Säufer, und einen Haſenfuß

werdet Ihr ihn auch nicht ſchelten wollen; der wird erſt morgen wieder vom Hofe gehen; und die Dirne, ſo ihm das Eſſen zuträgt, ſagt, es liege eine Bibel auf dem Tiſch, ſonſt ſei nichts da, als der ergraute Mann; der ſehe nicht und höre nicht, und die Speiſe hole ſie faſt unberühret wiederum zur Küche."

Ich dachte an den furchtbaren Waldſtein und an andre tapfre Männer, welche auch derlei Phantasmata hatten, aber ich ſagte nichts darauf.

Inzwiſchen gedieh der Unterricht des Junkers mir nach Wunſche; inſonders liebte er die Erzählung von den Weltbegebenheiten, ſo daß er mich oft gar Sonntags damit plagete. So hatten wir eines Tages nach der Kirchzeit mitſammen in des Martini Greveri: „Weltgemälden" von dem ſchönen Hohenſtaufen-Jünglinge geleſen, dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren; wie nach der Campagne bei Foſſalta die Bologneſer ihn in den Kerker ſtießen, ſo daß er nimmer wieder mit ſeinem

wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein ſchönes, zu ihm hinabſtieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte.

Nach dem Leſen waren wir in das gen Süden belegene Speiſezimmer hinaufgeſtiegen, woſelbſt wir auch meinen Vetter, den Paſtor, trafen, der erſt zu Maitag ſich ſein Weib zur Pfarre holen wollte. Nach der Tafel liebte es der Herr Oberſt, noch ein Stündlein mit uns zu converſiren; denn er war ein Mann von guter Erudition; und alſo geſchahe das auch heute; der Junker Rolf ſtand neben ſeines Vaters Seſſel, und ich merkete wohl, er hörte nicht, was hier geredet wurde.

Der Oberſt hatte ihn ſchon lang betrachtet: nun ſtreckte er die Hand aus und ſchüttelte den Knaben: „Was ſinneſt Du, Rolf?“

Da ſprach dieſer, als habe er bei ſich ſchon lang davon geredet: „Und wiſſen Sie, Papa? Schön iſt ſie geweſen und jung und hat ihn nimmer doch verlaſſen! Und als

der König Enzio endlich dann begraben worden, iſt dicht am Sarge eine ältliche Matrone hergewankt, und eine ſchneeweiße Strähne iſt in ihrem langen dunklen Haar geweſen!"

Und nun ließ es ihm nicht Ruhe mehr; ſeine Augen glänzten, und er erzählte alles, was er wußte, von dem König Enzio mit den goldnen Ringelhaaren; er ſchien es nicht zu fühlen, wie die ſchon kraftvolle Februariusſonne in ſeinem eignen Goldgelocke glühte.

Während ſeines Redens war der Wildmeiſter, der etwas zu melden haben mochte, in das Gemach getreten und, ſeiner Zeit gewärtig, an der Thür geſtanden. Aber ſchon vorher hatte ſich, was wohl um ſolche Zeit geduldet wurde, ein Schweſterenkelkind der alten Matten, ein braunes zehnjähriges Dirnlein in ihrem Sonntagsſtaat hereingeſchlichen. Wie mit Aug' und Ohren horchend, war ſie zu Anfang ſtill geſtanden, dann aber, ein Fingerlein an den Lippen, immer näher zu dem jungen Herrn hingeſchlichen. Als aber

dieſer ſeine Rede kaum geſchloſſen hatte, wies ſie mit ausgeſtreckter Hand auf einen Spiegel gegenüber, woraus des Knaben Bildniß mit ſeinem Goldgeringel wiederſchien. „Guck!“ raunte ſie ihm zu, „da iſt er!“ und zupfte ihm an ſeinem Aermel.

Aber der Knabe wollte ſich nicht ſtören laſſen; „Wer denn? Was willſt Du, Abel?“

Da ſtreckete die Dirne ſich zu ihm auf: „König Enzio!“ rief ſie laut, und rannte mit purpurrothem Angeſicht zur Thür hinaus.

Der Oberſt lachte; der alte Wildmeiſter aber war raſch ein paar Schritte vorgetreten, und, die Hand nach dem Haupt des Knaben ſtreckend, rief er haſtig: „Gott nehme ihn in ſeinen Schutz!“

Der Oberſt wandte ſich in ſeinem Stuhle: „Das thue er in ſeiner Gnade!“ ſprach er; „aber was hat Er, Wildmeiſter?“

Da ſprach der Andre ſchier verwirret: „Verzeihet; das Ringelhaar des Hohenſtaufen ſoll in Kerkersnacht gebleichet ſein“.

„Er iſt kein Kaiſersſohn," ſagte der Oberſt, „ſolches wird meinem Buben nicht geſchehen;" und blickte liebevoll auf ſeinen Sohn. Aber viel heißer noch lagen des Alten Augen auf des Knaben Antlitz. Dann richtete er ſich auf: „Wenn es beliebte, Herr Oberſt? Der Wolf iſt unten auf dem Hofe, den meine Hunde heut' Nacht niederlegten!"

Da faßte unſer Herr des Knaben Hand und ging mit dem Alten nach dem Hof hinab; ich und der Paſtor folgeten. Auf der Treppe aber hielt dieſer, der ſeine klugen Augen fleißig zwiſchen den Perſonen hatte hin und wiedergehen laſſen, mich am Arm zurück und raunte: „Was meineſt Du, Magiſter? Ich möcht' wohl wiſſen, wie ſelbiger, den ſie hier den Wildmeiſter heißen, in ſeinen jungen Tagen ausgeſehen hat!"

Aber vom Hofe aus rief der Herr Oberſt durch die offene Hausthür: „Wo bleibt die Geiſtlichkeit? Erlegter Feind iſt ja auch ihr gar liebe Augenweide!"

Da ſchritten wir eilig hinab und ſahen das erlegte Thier auf einem Schlitten liegen; denn es war Schnee gefallen in der Nacht.

Das Raubzeug minderte ſich merklich, und immer ſeltener kam ein Schäfer mit Geſchrei zum Hof hinaufgelaufen; und doch hatte der Wildmeiſter nur einen Mann zur ſtändigen Hülfe ſich erbeten; der hieß Hans Chriſtoph, er war mit ihm von faſt demſelben Alter und wohnete ehelos im Dorfe unten; zur Nacht aber war der Wildmeiſter allzeit allein in ſeinem Thurmhaus, ſo nicht ein Sonderbares ſollte unternommen werden; denn unterweilen, zumal im Winter, hörete ich auch um ſolche Zeit von mehr als einer Büchſe das Krachen aus dem Walde, und war dann morgens meiſt ein Wolf zu Hof gebracht.

— — So waren ein paar Jahre hingegangen; der Junker war friſch hinaufgewachſen und wohl vierzehnjährig ſchon; dabei war er klug und hatte mich faſt ausgelernet. Zu dem

Wildmeiſter, der auch bei dem Oberſten viel Anſehen hatte, hegte er ein groß Vertrauen. Der nahm ihn mit zur kleinen Jagd, wozu der Knabe ſeinen eigenen Hund beſaß, und unterwies ihn, wie mit dieſem und mit Schießgewehren richtig zu hantiren ſei; obwohl von jäher Gemüthsart, nahm er ſtrengen Tadel von ihm hin. Als ſie einſt im Herbſte mit ihren Flinten über Feld gingen, frug der Wildmeiſter einen Knecht, der dorten Dünger über das Land ſtreuete, wohin die Hühner, die ſie jagten, wohl geflogen ſeien. Da hörte er, indeß er mit dem Knechte ſprach, den Junker ſeines Hundes Namen „Nero! Nero!“ laut und zornig und noch immer lauter rufen; denn es war ein Igel, den der Hund nicht laſſen wollte. Als aber der Alte ſeinen Kopf wandte, riß eben der Knabe des Knechtes Furke aus der Erde, um ſie dem Hunde nach dem Leib zu ſtoßen.

Doch gleichwie von Eiſenklammern fühlte er ſeine Hand von einer anderen gepacket: „Erſchlag nicht Deinen Hund!“ rief über ihm der

Wildmeiſter, „Du könnteſt das ſpäter einem Menſchen thun!“

„Und er ſah mich ſo furchtbar an,“ ſagte der Junker, da er es mir erzählete, „ich meint', er wolle mich gar ſelbſt erſchlagen! Dann aber legte er ſanft den Arm um mich und ſprach: ‚Das iſt Dein Blut, mein Kind; wir müſſen wiſſen, wogegen wir zu kämpfen haben!‘ Und ſo, mit einem Worte rief er den Hund, der mit geſenktem Kopfe von dem Igel abließ.“

Der Wildmeiſter war wohl ſelbſt ein jähzorniger Mann geweſen; aber er hatte gelernt, ſich zu beſiegen; davon erhielt ich Beweis in eigener Gegenwart. Unſer Paſtor war in der Stadt zum Diakonate präſentiret, und ich hatte Luſt zu ſeiner Nachfolge hier im Dorfe. So ging ich zum Herrn Oberſten, um mein Anliegen vorzubringen; aber ich traf ihn nicht in der beſten Laune. Er hatte ein Schreiben in der Hand, mit dem er in ſeinem Zimmer auf und abging; die Tante Adelheid hatte ſich bei

meinem Eintritt mit einem Kopfaufwerfen durch die Seitenthür davon begeben.

„Hat Er bei mir zu klagen, Magiſter?“ ſprach der Oberſt als ich meine Sache vorgetragen hatte, und da ich das verneinte: „So bleib' Er! Er iſt noch jung! Machen wir es, gleich unſerer Herzogin-Wittwe mit dem ſechsjährigen Herzog; gehen wir nach Stockholm! Es wird auch dort für ihn zu ſorgen ſein; Er kann doch nicht von meinem Buben laſſen!“

Und da ich über ſolche Rede erſtaunet und auch das Letztere die Wahrheit war, ſo hatte ich nicht allſogleich die Antwort.

Da klopfte es; und auf ein heftiges „Herein“ des Oberſten war der Wildmeiſter in das Zimmer getreten. Aber jener beachtete ihn nicht: „Es iſt hier nimmermehr zu hauſen,“ ſprach er weiter; „die vormundſchaftliche Regierung iſt der Görtz, der ſteckt die Hälfte in die eigne Taſche und hat doch nie genug; und dabei kein Landtag und kein Landgericht! Aber hier iſt Einer“ — und er ſchüttelte das Schreiben

in ſeiner Fauſt — „der hat mir Handgeld für Grieshuus geboten! Freilich, die Tante iſt in hellem Brand darüber.“

„Herr Oberſt“, ſagte der Wildmeiſter, „Sie werden Grieshuus doch nicht verkaufen wollen?“ Und da ich ihn anſah, war es wie eine Angſt in ſeinem Antlitz.

Der Oberſt war ſtehen geblieben. „Und weshalb nicht?“ frug er ſcharf.

Und der Wildmeiſter entgegnete ruhig: „Weil es das Erbe Ihres Sohnes iſt.“

— „Ja freilich; doch ich bin der Vormund meines Sohnes.“

„Aber“, ſagte der Alte, und in ſeiner Stimme war ein heimlich Beben, „Sie ſind ein Fremder hier; doch Ihres Sohnes Ahnen, Jahrhunderte hinauf, ſchlafen dort unten in der Kapellengruft.“

„Da hat Er recht, Wildmeiſter“; entgegnete der Andere verdroſſen, „und der Großvater iſt zum Glücke nicht dazwiſchen!“

„Herr Oberſt!“ rief der Alte mit ſeiner vollen Stimme und ſtand hochaufgerichtet vor

ihm; er war todtenblaß geworden und ein paar herriſche Augen fielen ſo drohend auf den Oberſt, als ob er ihn von Haus und Hof verjagen wollte.

Und eine Weile ſahen ſich die Beiden an. „Wer iſt Er eigentlich“, ſprach der Hausherr, „daß Er alſo zu mir redet?“

Da ſchien der Alte ſeiner Sinne wieder Herr zu werden. „Ich bin um andere Dinge hergekommen“, ſprach er nach einer Weile „und bitte, daß Sie mich hören wollen!“ Und auf des Herrn finſteres Nicken: „Hans Chriſtoph iſt geſtern unten in der Stadt geweſen; der Magiſtrat hat dort beſchloſſen, den Hafen mit einem neuen Bollwerk einzufaſſen: ich dächte, das Eichenholz könnte wohl von hier dazu geliefert werden.“ Und er begann dann, ſeine Pläne zu expliciren. Der Oberſt, der erſt zornig auf- und abgegangen war, ſtand endlich ſtill und frug und hörete wieder. Ich aber beurlaubte mich und dachte wiederum der Worte meines Vetters.

Als aber die Lieferung des nöthigen Eichenholzes mit dem Magiſtrate abgeſchloſſen war, ſo ließ der Wildmeiſter Schneiſſen durch die Wälder hauen, da wo ſie am dichteſten waren und das Raubwild ſeinen Unterſchlupf bewahrete; denn ſolcherweis entſtanden kleinere Vierkanten und war ſelbigem leichter beizukommen. Sodann im Herbſte ſtellte er eine Treibjagd an; denn ſchon im Sommer hatte er die beſten Hunde vom Hofe alle auf den Wolf dreſſiret, und die Dorfburſche, ſo im Wald gehauen hatten, waren derzeit bei einzelnen Jagden ſchon unterwieſen worden. Noch ſeh' ich es vor meinen alten Augen! Der Herr Oberſt, welcher dazumal ſeiner Geſundheit inſonders froh war, ritt ſelber mit hinaus, und neben ihm der Junker Rolf auf einem feuerigen arabiſchen Pferde; das war bläulich, mit weißem wehenden Schweif und Mähnen, und hatte der Vater es ihm kurz zuvor verehret. Es war ſehr klug: „Gieb acht!“ ſagte der Junker manches Mal im Scherze, „nun wird's

bald ſprechen!“ und nannte es „Falada“ nach dem Märlein.

Ich ſtand an jenem wonnigen Morgen des Auguſtmondes vor meinem offenen Fenſter, und ſahe, wie ſie in das Haidethal hinabritten, von deſſen Blüthe der Würzeduft zu mir hinaufſtieg. Welch anmuthvolles Bild, als im erſten Anlauf der Junker auf ſeinem federſchnellen Roß dem Herren Oberſt weit vorüberſchoß; dann aber leicht ſein Thier ſich wenden ließ und zierlich grüßend, ſein Käpplein in der Hand, mit wehendem Goldhaar zu dem Vater wiederkehrte!

Ich aber, der ich nicht reite und nicht jage, blieb daheim; erſt gegen Mittag ging ich vor dem Thorhaus draußen im Sonnenſcheine auf und nieder, und allmählich ſcholl es mit Halloh, mit Pfeifen und Trommeln aus dem Walde; Hundegebell, Schüſſe und Geheul klang durcheinader; und dann erſt Nachmittages kam hinter unſren beiden Reitern ein Wagen mit dem erlegten Wilde die Haide hinaufge-

fahren; redend und ſchreiend die Treiber mit den Hunden hinterdrein.

Mein Vetter war nicht Diakonus geworden, und vom Verkauf des Hofes hörte ich nichts mehr. Aber Eines kam itzt, welches ich hier bemerken muß: die braune Abel, die ſich auch geſtrecket hatte, begann wie eine Katz um unſeren Junker herzuſtreichen. Kreuzte er ihr den Weg, dann ſtand ſie ſtill, bis er vorüber war; ſo zwar, als ob ſie keine Achtung von ihm nähme; denn ſie wandte kaum den Kopf zu ihm; doch hab' ich wohl gewahret, daß ihre dunkeln Augenſterne bis in die äußerſten Winkel ihres Auges drängten und ihm alſo heimlich folgeten; auch hatte ſie itzt oft eine Blume oder einen Fetzen rothen Bandes ſich an ihr braunes Haar geheftet und trachtete überall ihm zu begegnen.

Eines Abends im Auguſt, da alles Geſinde ſchon in den Betten lag, promenirte ich einſam, meiner fernen Mutter denkend, im Gärtlein

hinter der Weſtſeite des Hauſes, das der Oberſt ſchon zu Anfang ſeiner Ehe angeleget und gegen das grobe Raubzeug mit einer hohen Mauer hatte umſchließen laſſen. Die Singvögel waren ſchon zur Ruh gegangen; aber der Würzeduft von Nelken und Jasminen erfüllete ihn ganz; die Sterne ſchimmerten ſo ruhig, es war eine warme Sommernacht.

Da ich eben auf dem breiten Steige an dem Hauſe hinaufging, hörte ich unfern eine Eule ſchreien, die ich für den frechen Waldkauz wohl erkannte; dann war es wieder, als ob in einen Baum geworfen würde, und es polterte etwas durch das Gezweig zur Erde. Ich ſtand ſtill; es kam noch einmal, und „kſch, kſch!“ rief eine kleine zornige Stimme; „flieg doch zu deinen Teufeln!“

„Wer iſt das?“ frug ich mich ſelber; und wiederum, ſchon ganz in meiner Nähe, fiel etwas durch die Zweige eines großen Dornbaumes; aus einem offenen Fenſter zur Seite einer Gangthür, ſo aus dem Hauſe hier in den

Garten führete, rief eine müde Stimme, wie aus ſchweren Kiſſen: „Laß nur den Vogel, Kind; die Nacht bleibt doch lebendig!“

Und im Sternenſchein ſah ich eine halb aufgeſchoſſene Dirne, ſchier im bloßen Hemde, in dem offenen Fenſter ſtehen. „Abel!“ rief ich, „führeſt Du Krieg hier mit den Eulen?“

„Ja, Herr Magiſter!“ rief das Kind faſt weinend, „ſie will nicht weg; meine Möddersch kann nicht ſchlafen!“

Da ich unter den Baum trat, flog die Eule ohne Laut davon; aber aus den Zweigen fiel es noch einmal auf den Grund, und da ich mich bückte, lagen Schuh' und Kloppen und Bürſten rings umher. „Du biſt ein ſchlechter Schütze“, ſagte ich, „und morgen wirſt Du hier zu ſammeln haben; die Eule iſt fort, leg Dich nun ſchlafen!“

„Aber morgen“, entgegnete ſie hadernd, „iſt ſie wieder da!“ Dann rief ſie rückwärts in das Zimmer: „Wartet nur, Möddersch; ich

komme jetzt ſchon gleich!“ Und ein Nachthauch blähete das Linnen um ihre Kniee und trieb die feinen Härchen um ihr Antlitz.

„Sei ruhig, Abel“, ſagte ich, zu ihr hinantretend, „vor morgen Nacht ſoll die Eule hier geſchoſſen ſein.“

Da hukte ſie ſich eilig nieder und, das Hemd auf ihre Füße ziehend, bog ſie ihr Köpfchen hinaus, daß die dunkle Haarflechte über ihre Schulter fiel. „Dank; gute Nacht!“ ſagte ſie leiſe und ſtreckete mir den hageren Arm entgegen, ſo daß ich ihre Hand ergreifen mußte.

„Gute Nacht, Abel!“

Dann klappte das Fenſter zu und ich vernahm noch, wie ſie drinnen mit leichten Füßen auf den Boden ſprang.

— — Erſt nach Jahren wurde es mir klar, weshalb ich in der Nacht darauf faſt widerwillig nur geſchlafen hatte. Aber da ich folgenden Tages meinen Junker bitten wollte, daß er den Ruheſtörer ſchieße, überfiel es

mich wie eine Scham; denn er achtete das Mädchen ſchier gering und ſchien von ihrem Treiben nichts zu merken. So ſprach ich nur: „Die alte Matten kann davor nicht ſchlafen, Rolf!“

Da war er gleich bereit; und Abends, wo der Himmel, wie geſtern, mit allen Sternen leuchtete, ſchlichen wir miteinander auf dem Gartenſteige, der Knabe die geſpannte Flinte in der Hand. Mir war, ich weiß es nicht, weshalb, beklommen, ſo daß ich aufſchrak, als plötzlich der mißfällige Schrei des Kauzes aus dem Dornbaum ſcholl; Rolf aber trat behutſam näher; ein Schuß krachte und ich hörete, wie der getroffene Vogel durch die Zweige fiel. Doch im ſelben Augenblicke wurde die Gangthür aus dem Hauſe aufgeriſſen; und ich ſah wohl, daß es Abel war, denn ſo gleich einem Vogel konnte hier keine Andre fliegen, auch ſchimmerte ihr graues Kleidchen in der Abendhelle; ich ſah es, ſie hatte die Hände des Junkers ergriffen und küßte ſie wohl zu hundert Malen.

Er ſchien ſie erſt nicht zu erkennen; dann aber rief er: „Biſt Du toll? Ich will nicht Deine Küſſe; der Schuß war nicht für Dich!“ Und da das heftige Kind nicht alſogleich von ihm abließ, ſtieß er ſie voll Zorn zurück, daß ſie ſtolperte und mit einem Wehſchrei ihr Antlitz auf den Boden ſchlug.

Rolf war im Augenblicke bei ihr, um ſie aufzuheben: „Nein, nein!“ ſchrie ſie und ſtieß mit beiden Händen gegen ihn; dann wie eine Katze war ſie aufgeſprungen und laut weinend durch die Gangthür in das Haus verſchwunden.

Rolf wandte ſich und ſchien ſeiner Beute nachzuſuchen. „Das war nicht gut“, ſagte ich, „daß Du des Kindes Dank ſo von Dir ſtießeſt! Sie wird ſich arg zerſchunden haben.“

Da war er zu mir getreten. „Laſſen Sie es gut ſein, Herr Magiſter“; ſagte er; „das heilt ſchon wieder. Es iſt kein Unglück, daß ich nicht bin, wie meiner Mutter Vater; die alte Matten wird nun ſchlafen können.“

Er hatte das alſo ernſt geſprochen, daß ich

ihm nichts entgegnete; denn es war mir kund geworden, daß ſeine Großmutter eines geringen Mannes Kind geweſen und ſein väterlich Geſchlecht darob zu Grund gegangen ſei.

Aber mit der Abel war's, als ob ſie ſich ſeitdem vor aller Welt verſtecke; nur einmal, an der Küche huſchte ſie an mir vorüber, und ich gewahrete, daß von der Stirne abwärts ein blutrünſtiger Streifen ihr zart Geſicht verunzierete.

Da redete ich mit unſerem Herrn und mit der alten Matten, und das Kind wurde bei guten Leuten in der Stadt untergebracht; es wurde auch für einige Unterweiſung dabei geſorget, darob ich eine ſonderbare Befriedigung in mir verſpürte.

In dieſem Sommer waren manche Wölfe eingebracht; die Schüſſe aus dem Walde hörte ich öfters, wenn ich in der Nacht erwachte; es war, als ob der Alte mit Gewalt itzt ſein Revier ausräumen wollte. Nun hingen

die Wälder voll Eicheln, und Gott hieß den Wind ſie auf die Erde ſchütteln; da wurden nach manchem Jahr zum erſtenmal wieder die Schweine am Rand der Forſten auf die Maſt getrieben, und geſchahe davon kein Unheil. Aber über den Wildmeiſter tauchte hie und da Gerede auf, was nicht laut zu werden wagte; denn der Herr Oberſt hatte kein Ohr für das, was mit der Zunge Wunden machet. Der Herr Vetter ſtieß mich an und raunete mir zu: „Geduld, Ehrwürden; wir kriegen ihn noch! Wenn nur Hans Chriſtoph und die alte Matten reden wollten!“ Und Tante Adelheid, ſo ſie oben vom Fenſter aus den geſcholtenen Mann über den Hof ſchreiten ſah, kniff die Lippen ein und ſchüttelte das Haupt.

So ſtand es zu Ende des Septembers. Da meldete eines Nachmittags der Wildmeiſter unſerem Herrn, er denke einen und, worüber er ſich informiret, den letzten ausgewachſenen Wolf in ſeinem eigenen Hofe auf ſonderliche Art zu fangen; wenn der Junker es mit er-

leben wolle, ſo werde er ihm hernach ſchon eine Bettſtatt richten, denn die Nacht würde wohl darüber einfallen.

Und da der Herr Oberſt ihn näher ausgefraget, ſahe er mich und den Junker an, die wir dabei zugegen waren. „Das mag auf ihm ſelber bleiben!“ ſagte er, indem der Sohn faſt mit verſetztem Athem zu ihm aufſah. „Und der Herr Magiſter? Der käme ja dann auch einmal bequemlich auf die Wolfsjagd?“ Da danketen wir ihm; und als die Dämmerung ſich zu ſenken begann, gingen wir mit dem Wildmeiſter über die Haide. Als wir dort waren, wo rechts gegen den Wald hinauf der helle Stein am Tümpel durch das Dunkel ſchien, raunte der Greis des Junkers Namen, und als dieſer dichte zu ihm ging, nahm er ſeine Hand, als ob ihm hier ein Uebles widerfahren könne.

Am Thurmhaus wurde die Pforte in der hohen Mauer, welche den Hof umgab, von dem alten Hans Chriſtoph aufgethan.

„Iſt alles vorgerichtet?“ frug der Wildmeiſter.

„Freilich, Herr!“ Und mir war, als hörete ich eine Trauer aus den zwei armen Worten.

Ein ſteinern Trepplein war gegenüber vor der Hausthür; zur Seite unter einem Fenſter ein desgleichen Sitz. Ich merkete mir alles, denn ich war noch nimmer hier geweſen. — Der Wildmeiſter ging mit uns in das Haus und in den oberen Stock hinauf, wo er uns in ein geräumiges Gemach brachte, das ein gewölbet Fenſter, wohl mit dem Ausblick auf den Hof und über die Haide und ſeitwärts auf die Wälder, hatte; aber es war noch dunkel und nichts zu erkennen, denn eben erſt kam im Oſten die röthliche Scheibe des Mondes über den Rand der Erde.

„Wir müſſen warten,“ ſagte der Alte; „wir dürfen heut kein Licht entzünden!“ Und er drückte uns auf zwei Stühle nieder, während er ſelber wieder nach unten hinabſchritt.

Noch bevor er wieder bei uns war, kam vom

Hofe herauf das klägliche Geſchrei eines Zicklein, das je mehr, um deſto ſtärker wurde. Als er dann hereinkam, ſprach er: „Tretet nun ans Fenſter!“ Und da das geſchehen, ſahen wir unten ein weißes Zicklein, das von einem aus dem Hauſe an einem Stricke vor der Thür gehalten wurde und zeitweilig ſeinen Lockruf in die Ferne ſchrie; denn der Mond war eben ſeitwärts von Grieshuus emporgeſtiegen und warf jetzt einen Schimmer draußen über den Mauerrand. Da ſahe ich zwei Seile, die von dem Thor in unſer Zimmer gingen, und der Wildmeiſter wies uns, wie er daſſelbe damit aufthun und verſchließen könne; aber er hielt es noch verſchloſſen.

Der Junker lugte mit heißen Wangen hinaus. „Wo ſind die Hunde?“ frug er.

„Eingeſchloſſen; wir brauchen ſie heute nicht.“

Der Junker nickte.

„Es iſt eine Wölfin,“ ſagte der Alte; „ein wild und grauſam Thier, denn ſie hat ſpät

gewölfet; wenn ſie Abends ausgeht, iſt kein Hausthier mehr draußen, und das Kleingewild verkriecht ſich in die Erde.“

Ein ſeltſames Geräuſch drang ins Gemach, das einem Schnarchen glich. „Hört!“ ſagte der Junker haſtig.

Aber der Alte wies nach der Zimmerdecke und ſprach kopfſchüttelnd: „Das ſind nur meine Eulen, Kind! Ein Jäger muß geduldig ſein.“

Der Mond hatte indeß das Zimmer mit ſanftem Licht erfüllet, und ich ſahe, daß es mit alten Geräthſtücken verſehen war, ſo ich ſonſt auf dem Boden oder in den Seitenräumen zu Grieshuus geſehen hatte; ein ungeheurer Eichentiſch in des Zimmers Mitte nahm wohl ein Vierteil alles Raumes ein; da herum eine Anzahl ungefüger Stühle; am Fenſter ſtand ein Tiſchlein mit ausgelegten Feldern. Der Wildmeiſter führte uns wieder zu den Stühlen und ſetzte ſich ſelber neben Rolf. Dann begann er von ſeinen Jagden zu erzählen, in Preußen, Schweden, auch im Jura; er hatte ein brav

Stücklein von der Welt gesehen. Aber oftmals hielt er inne und blickte auf den Knaben, der sich an ihn lehnete. „Du bist müde, Rolf," sagte er.

„Nein, o nein; ich bin nicht müde; erzählet nur!"

Aber der Greis legte von seinem Stuhle aus den Arm um des Knaben Schulter, daß dessen Haupt an seiner Brust zu ruhen kam, und sprach dann langsam weiter. Und bald vernahm ich, wie des Junkers Athemzüge anders wurden. Er schlief; denn es mochte gegen Mitternacht sein, was ihm ungewohnte Stunde war. Da neigte der Alte sein Haupt an das des Knaben und zog ihn mit beiden Armen an sich. „O lieber Gott im Himmel, die Lieb' ist gar zu groß!" So hörete ich ihn murmeln, und dann kam ein Stöhnen tief aus seiner Brust. Aber der Knabe schlief, und der Mond rückte weiter und warf sein Licht auf beider Antlitz. Gnädiger Gott, Allwisser, ich war doch schier erschrocken; die beiden mußten

eines Stammes ſein! So ähnlich erſchienen mir in dieſem Augenblick das alte und das junge Antlitz.

Der Greis ſaß ſchweigend und wandte ſeine Augen ins Gemach, als ſuchten ſie etwas, das einſt hier geweſen ſei; da drang von unten ein Knurren der großen Hunde durch die Dielen, und mir war, als ob Hans Chriſtoph ſie zu ſtillen ſuche; dann ſchrie das Zicklein vor dem Hausthor, und ich meinete zu hören, daß von draußen etwas an der Hofmauer hinaufſpringe, aber dorten wieder hinunter auf den Boden falle.

Der Wildmeiſter richtete ſich auf, und ich ſahe, wie er den Kopf des Junkers ſanft zurückbeugte. „Wach auf, Kind!“ ſagte er; „der Wolf iſt da!“ Dann ſtund er auf, und der Knabe öffnete die Augen und ſchüttelte ſein Haar zurück. Der Alte ſtieß mit einer Büchſe, die er von der Wand genommen, kaum hörbar auf den Boden. „Nun komm, Rolf!“ Und er faßte ſeine Hand und zog ihn an das Fenſter. Draußen fiel das Raubthier, als wolle es ſie

zerbrechen, mit den Tatzen gegen das Hofthor; da griff der Wildmeiſter an die Leine, und ich, der gleichfalls an dem breiten Fenſter ſtand, ſahe nun den einen Thorflügel zurückſinken; aber dahinter war nur der leere Grund, auf welchen das Mondlicht ſchien. Der Wolf war fort und ſchien nicht rückkehren zu wollen. Wir ſtanden lange, und ich dachte: Warum ließ der Alte nicht zu Anfang gleich das Thor geöffnet; denn nun ſcheuet ſich das Thier? Oder wollte er nur um ſo länger ſich des Knaben freuen?

Aber endlich, als ich wieder hinſah, ſtand auf dem leeren Flecke eine Kreatur, einem dürren, hochbeinigen Hund vergleichbar, und ſchritt, fürſichtig um ſich lugend, in den Hof; ſtand ſtill, warf den Kopf empor und ſchritt dann wieder weiter. Schon wollte es zum Sprunge anſetzen, jedoch im ſelben Augenblicke klappte hinter ihm das Thor; ein lothrechter Riegel fiel mit Gewalt herunter, und das Zicklein war in das Haus hineingezogen.

Der Alte nickte, indem er einen Fenſterflügel aufſtieß. „Siehſt Du ihn?“ frug er und wies nach einer Ecke des Hofes; aber wir ſahen ihn nicht, denn es lag dort tiefer Schatten; nur zwei glimmende Punkte drangen von dorther durch das Dunkel.

Der Wildmeiſter legte die Büchſe in des Knaben Hände. „Das ziemet Dir,“ ſprach er; „es iſt der letzte Wolf in Deinen Wäldern.“ Der Junker legte das Schießwerkzeug an ſeine Wange; aber da das ſchlagende Herz des Knaben deſſen Arme zittern machte, hielt ihn der Alte mit der Hand zurück: „Halt, Rolf; ein ſo geſtellet Thier darf nicht gefehlet werden!“

Da wandte ich mich um; ich wollte weiteres nicht ſehen.

„Nun ſchieß!“

Der Alte hatte es geſprochen; und es gab einen Krach, und durch die Dielen kam ein tobendes Geheul herauf. Noch hörte ich, wie der Wildmeiſter mit dem Knaben nach dem Hofe hinabging; dann, wie ſie draußen mit

Hans Chriſtoph das erſchoſſene Thier aus ſeinem Winkel zogen.

— — „Ihr möget kein Blut ſehen, Herr Magiſter!“ ſprach der Alte zu mir, da ſie beide wieder in das Zimmer traten.

„Ihr ſaget es,“ entgegnete ich; „ich dachte an die Jungen des erſchoſſenen Mutterthieres.“

„Das iſt nun ſo,“ ſprach er und ſtand in ſich verſinkend vor mir; „'s iſt doch kein ſchwanger Weib, aus deſſen Schooß ſich noch ein unreif Kind losreißen muß. Aber die jungen Wölfe ſollen nicht verkümmern; ich und Hans Chriſtoph,“ ſprach er wieder lauter, „holen ſie noch heute Nacht; ſo lange wir die Brut nicht haben, iſt der Wald nicht rein.“

Dann entzündete er ein Licht mit ſeinem Zunderkäſtlein, öffnete eine Kammerthür und ließ uns eintreten. Hier ſtand eine ſchlichte Bettſtatt, davor ein großer Seſſel, ein Mantel lag darüber.

„Ihr werdet hier ſchon ſchlafen können,“ ſprach er freundlich: „und habet ſomit gute

Nacht!“ Er reichte mir die Hand, küßte den Knaben, und wir hörten, wie er durch das andere Zimmer fortging.

Ich ſetzte mich in den Seſſel und deckte mir den Mantel über, Rolf warf ſich angekleidet auf das Bett. Er ſprach kein Wort; er hatte den Kopf geſtützt und ſtarrte auf die Thür, durch welche der Alte ſich entfernt hatte. „Wer war das?“ rief er plötzlich, doch als ob er zu ſich ſelber ſpräche. Da frug ich ihn: „Wen meinſt Du, Rolf? den Wildmeiſter?“

Er ſchien mich nicht zu hören, und der Glanz ſeiner Augen war gleichſam ſo nach innen gekehret, als ſähen ſie rückwärts in die weiteſte Vergangenheit; vielleicht, denn es geſchiehet ja alſo, ſtand er an dem Bette ſeiner Mutter, die er im vierten Jahre als eine allzeit kranke Frau verloren hatte. Und abermals rief er, jedoch frohlockend: „Jetzt weiß ich es! — Ich ſoll ihn grüßen!“ und ſeine Augen warfen wieder ihre blauen Demantſtrahlen.

Als aber die Flurthür des anderen Zimmers

aufging und der Schritt des Alten darin hörbar wurde, der etwa was Vergeſſenes zu holen kam, ſprang er jählings aus der Bettſtatt und ging hinein.

Aber die Thür blieb hinter ihm um eine Spalte offen; da ſahe ich den Knaben in des Alten Armen hängen, ich ſah das alte Geſicht ſich auf das junge neigen und viele Thränen aus den alten Augen darauf fallen. Was ſie zu einander ſprachen, habe ich nicht verſtanden, denn es war leiſe gleich wie junges Vogelzwitſchern. Aber ich ſtand auf und zog die Kammerthür zu, damit ſie ganz allein wären. Ich dachte: Schweige! denn, wie Matten ſagt, bei Gott iſt Rath und That.

— — Am Abend des anderen Tages ſah ich kein Licht da drüben in dem Thurmhaus, und iſt auch wohl nimmer wieder eines dort geweſen; denn der Wildmeiſter hatte ſich vom Hofe beurlaubet, nachdem er noch die jungen Wölfe abgeliefert hatte. Hans Chriſtoph ſah ich mitunter bei dem Kirchgange, er blickte

mich dann traurig an und zog ſchweigend ſeine Mütze. Der Vetter raunte mir zu: „Das war des Sünders Glück, Ehrwürden, daß er ſich zeitig fortgehoben.“ Der Junker aber redete nie von ihm und jener letzten Nacht. Nur der Herr Oberſt ſprach mitunter: „Das war doch anders, als noch der Wildmeiſter dort im Thurm hauſte!“ denn der neue Förſter, der im Dorfe wohnete, wollte ihm nicht behagen.

Anno 1713 war ich ſchon mehr denn vier Jahre hier als Succeſſor des Paſtor Heikens, der nach Wetzlar in der Wetterau berufen worden.

Der Mißwirthſchaft in unſerem Lande überdrüſſig — denn der Geheimrath Görtz riß immer mehr die Zügel an ſich und war mit dem Könige nur einig, wo es galt, die Stände und das Land zu drücken —, hatte der Herr Oberſt ſchon anno 1707 den Junker nach Stockholm geſandt, woſelbſt er als Page und Leibdiener unſerer Herzogin eingeſtellet wurde; nach deren

im darauf folgenden Jahre bereits erfolgtem traurigen Abſterben trat er als Fahnenjunker in die ſchwediſche Miliz und hatte nunmehr geſchrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war inſtallirt worden.

Auf Grieshuus ſaß nun der Oberſt mit dem Vetter und der Tante Adelheid in großer Stille; auch machte die Wunde ihm gar oft zu ſchaffen. Jeden Montag Abend brachte ich dorten zu; dann ſprachen wir von unſerem ſtolzen Knaben. War ein Brief gekommen, ſo mußte ich ihn vorleſen; Tante Adelheid hielt dann ihre Spindel müßig auf dem Schooße, und der Vetter rief dazwiſchen: „Nun, Ehrwürden, was ſaget Ihr zu unſerem discipulus?“ Dann nickte der Oberſt lächelnd von ſeinem Kanapee, worauf er mit ſeinem kranken Beine lag. Um zehn Uhr ging ich wieder hinab nach meinem noch weit ſtilleren Hauſe in dem Dorfe; denn ich war noch unbeweibet. Die Abel war noch immer bei denſelben Leuten in der Stadt, die ihrer nicht entrathen mochten; ſie hatten

einen Kramladen, und das Mädchen war zu einer braven und anſtelligen Jungfer aufgewachſen; in den Laden kam wohl mancher ihrethalben, der anders nicht gekommen wäre. Ich aber dachte ſchon lange, ſie mir zum Weibe zu gewinnen.

Von Wölfen wurde ſeit des Wildmeiſters Abgang ferner nichts geſpüret, und es konnte auch ein Kind itzt ruhig durch die Wälder gehen; aber über der Thorfahrt und im Thurmhaus wohnte Niemand mehr, und von hüben und von drüben leuchtete kein Licht mehr nach der Haide. Auch von dem Nachtſpuk dorten hörte ich nichts wieder.

So war es im Januarius des gedachten Jahres. Der gewaltige Kriegsfürſt Carolus XII. war ſeit der ſchweren Niederlage bei Pultawa fern in der Türkei geblieben; da erhuben ſich alle ſeine Feinde, zuerſt die Ruſſen und Sachſen und der Dänenkönig Friedrich IV., der ſich in deſſen deutſchen Herzogthümern Bremen und Verden in ſeinem Uebermuthe von den Unterthanen hatte huldigen laſſen; aber der ſchwediſche Feld-

marſchall Steenbock ſchlug ihn bei Gadebuſch und ging bei Lübeck über die Grenze in unſer armes Land. So hatten wir wieder einmal alle Moleſten des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden. Der Steenbock zog plündernd und brandſchatzend bis in unſere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen allſogleich fünfhundert Tonnen Vierthalerbieres und fünfhundert Tonnen Brotkorn zu deſſen Armee liefern.

Grieshuus war wohl bisher noch nicht berühret worden, aber wir waren hier in anderen Sorgen; denn unſer Junker Rolf zog mit in der Armee des ſchwediſchen Feldmarſchalls. Einmal, von Pommern aus, war an den Vater ein Brief von ihm gelanget: „Mon cher papa, ich denk, wir kommen auch noch nach Grieshuus; da laſſe ich mich bei Ihnen ins Quartier legen, um alles Mißgefüge zu verhüten. Und meine Falada möcht ich wieder reiten, denn unſere Pferde taugen nicht. Laſſet das adelige Thier bis dahin fleißig rühren!“ Aber

der Herr Oberſt hatte ihm darauf erwiedert: „Suche Dich los zu machen, Rolf; denn der König ſtrecket auch über Grieshuus anitzo ſeinen Scepter, und er würd es Dir übel danken, ſo Du wider ihn geſtritten hätteſt.“ Es kam keine Antwort; er hat den Brief wohl nimmer erhalten. Aber ein mündlicher Gruß kam unerwartet durch einen Knecht, der unten in der Stadt geweſen war. Aus einer ſchwediſchen Eskadron Dragoner, ſo dorten auf dem Markte ihm vorbeigeritten, hatte er ſich rufen hören: „Marten, Marten! Wie geht's zu Hauſe?“ und auf ſeine faſt erſchreckte Antwort: O, alles gut, Herr!“ nur noch: „So grüß! Ich komme bald!“ Dann war die Eskadron ſchon weit; aber der Knecht wußte nun, es war der Junker Rolf geweſen; er hatte ihn nur nicht gleich erkannt mit dem gekürzten Haupthaar und dem leichten Barte.

Solches erzählete mir der Vater, in Freuden halb und halb in Kümmerniß; denn itzo war ich faſt jeden Nachmittag ein Stündchen auf Grieshuus. — Am vierundzwanzigſten

Januarius aber — es wird das Datum nimmer aus meinem Herzen ſchwinden — ſtand ich noch ſpät Abends in dem Schlafgemach der Tante Adelheid und ſchauete in den hellen Hof hinab und nach dem weiten Himmel, von wo der Mond und alle Sterne auf die Erde ſchienen. Die Tante vermeinete zu ſterben, obwohl der Doktor ſie noch ein Dutzend Jahre wollte leben laſſen, und ich war, nachdem ich ſchon nach Haus gegangen, aufs Neue geholet worden, um ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Die Wachskerzen waren eben ausgethan; ſie lag in ihrem Himmelbette und ſeufzete nach dem Junker, um ihm noch ein ererbet Uhrlein mit Kette in die Hand zu geben. Die alte Matten ſaß an ihrem Lager; aber das übrige Haus war ſchon zur Ruhe.

Da ich alſo in die ſtille Winternacht hinausſchauete und mir beifiel, daß heut und übel Wetter doch nicht allezeit beiſammen ſeien, hörte ich unten von der Thorfahrt her ein Rütteln an dem Eiſengitter, das der Herr Oberſt erſt in dieſer Zeit hatte davorſetzen laſſen.

„Auf! auf!“ rief eine Weiberſtimme, und noch einmal und lauter: „Machet auf; ich bin es!“

Wer war das? Aber ich wußte es ſchon und ging mit raſchen Schritten nach der Thür.

Die Tante rief kläglich aus ihrem Bette: „Will Er mich ſchon verlaſſen, Paſtor?“ Aber ich vernahm es kaum; ich eilte über den Hof und holete den Schlüſſel aus des Verwalters Schlafkammer, der ſeit Nachmittage mit dem Vetter jenſeit des Waldes auf dem Meierhofe war.

Der Wind fegte durch die Thorfahrt, es war eiſig kalt; draußen aber vor dem Gitter ſtand ein ſchlankes Mädchen mit wehenden Röcken, ein Tüchlein um den Kopf gebunden.

„Jungfer Abel!“ rief ich und ſchloß das Gitter auf; „wo kommt Sie doch daher ſo mitten in der bitterkalten Nacht?“

Aber ſie war alſo außer Athem, ſie antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich nur auf die Treppe, ſo nach meiner früheren Kammer führte, und ihre kleinen Hände waren ſchier verklommen.

„Einen Augenblick nur!“ ſprach ſie dann; „aber eilet! Wecket den Herrn Oberſt! Ich folge Euch ſogleich — nur eilet! eilet!“

Da that ich, wie ſie wollte, und ging eilig in das Haus.

Und als der Herr Oberſt kaum aus ſeiner Schlafkammer in das Wohngemach gelanget war, da öffnete ſich auch die Thür vom Flur aus, und das Mädchen war hereingetreten; die dunklen Augen lagen faſt ſchwarz in ihren Höhlen.

Der Oberſt ſaß am Tiſch inmitten des Zimmers; eine Flaſche rothen Weines ſtand noch vom Abend halb gefüllet neben ihm; er ſaß bleich und matt in ſeinem Schafpelz auf dem Seſſel, ſein altes Uebel plagte ihn itzo ſehr. „Abel,“ ſprach er, „warum kommſt Du mitten in der Nacht? Haſt Du Unfrieden gehabt mit Deinen Leuten?“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf. „Der Wildmeiſter war in der Stadt!“ ſagte ſie haſtig; „aber er wollte erſt ein Pferd ſich ſuchen. Da

bin ich ihm vorausgelaufen; denn die Schweden haben die Pferde all genommen! Laſſet die Knechte wecken, Herr Oberſt!“ rief ſie, indem ſie ihm zu Füßen ſtürzte, „nehmet den beſten; er muß reiten, über die Haide und durch die Wälder nach dem Fluß hinunter; aber keine Viertelſtunde iſt zu verlieren!“

„Was ſoll das?“ ſagte der Oberſt. „Reiten? Und itzo in der Nacht? Du haſt die ſchlimmen Tage wohl vergeſſen? Die Kerle fürchten den Teufel oder was ſonſt heute umgehen ſoll; ja, wenn der Wildmeiſter wirklich wieder da wäre!“

Abel hob ihr bleiches Haupt: „Der kommt zu ſpät, Herr Oberſt! — So gebet mir ein Pferd! Gott wird mir helfen.“

„Das iſt nicht Weiberſache. Aber weshalb denn ſoll geritten werden? Das müſſen wir zuerſt doch wiſſen!“

Das Mädchen ſah verwirret zu ihm auf: „Ja, ja, Herr Oberſt! Aber der Junker Rolf ſtehet mit einem Poſten ſchwediſcher Dragoner

drunten an dem Fluſſe; er ſoll die Brücke halten, denn die Ruſſen wollen dort hinüber. Sie meinen in der Stadt, das würd' noch Tage ausſtehen; aber ich weiß, die Ruſſen kommen noch in dieſer Nacht! Laſſet den Junker warnen, Herr! Sie könnten alle ſonſt verhauen werden!"

„Herr Paſtor," ſprach der Oberſt, nachdem er einen Augenblick todtenbleich, wie ſuchend, um ſich hergeſehen, „wollte Er die Knechte wecken?"

Und ſo ging ich hinaus und ſchüttelte die Kerle aus ihren ſchweren Betten. Als ich ihrer drei beiſammen hatte, trat ich mit ihnen wieder in das Zimmer und hörete den Oberſt zu dem Mädchen ſagen, das an ſeinem Seſſel ſtand: „Hätte ich den Verwalter nur nicht fortgeſendet! Ich ſelber?" Und er wiegte ſeinen Kopf. Als er aber die Knechte ſahe, welche ſich ſchläfrig an den Thüren aufſtellten, rief er: „Nun, Leute, wer von Euch will Eurem jungen Herrn zuliebe heute Nacht noch einen Ritt thun?"

Und er berichtete, was zu wiſſen ihnen noth war. Aber ſie antworteten ihm nicht, ſchielten ſich an und ſtießen ſich mit den Ellenbogen.

„Es ſoll nicht Euer Schade ſein!“ ſprach der Oberſt wieder und bot ihnen eine Summe Geldes.

Da ſagte der größte von den Kerlen: „Herr, wir haben ja die ſchlimmen Tag'; man lebet doch nur einmal.“

„Wiſſet Ihr,“ rief der Oberſt, „daß Ihr des Junkers Leute ſeid? Ich kann Euch ſchicken, ohne Euch zu fragen!“

Und da ſie abermals ſchwiegen, ſchlug das Mädchen wie in Zorn und Verachtung die Hände ineinander: „Die würden nicht zum Heile reiten; aber gebet mir das Pferd, wenn ſich die Mannsleut fürchten!“

„So nicht, Jungfer Abel!“ rief ich; „ich bin kein Reiter; aber ſo man mich verlanget, bin ich gleich Ihr dazu bereit!“

Da, während ſich allmählich ein Haufen Geſindes in das Zimmer gedrängt hatte, wurde

unten die ſchwere Hausthür aufgeſtoßen; es kam die Stiegen zu uns herauf, haſtend und doch mühſam; und alle Köpfe wandten ſich. „Der Wildmeiſter!“ raunte es unter den Leuten; „das iſt der Wildmeiſter!“ Sie wichen alle zurück, als die große Geſtalt des Greiſes in das Zimmer trat. Aber er ſchritt nicht mehr aufrecht wie vor Jahren; er ſchien in dieſem Augenblick wie am Ende ſeines Lebens. Trotz der eiſigen Nachtkälte draußen rann der Schweiß in Tropfen ihm in den weißen Bart; er wollte ſprechen, aber der Athem verſagte ihm, und er neigte ſich nur ſtumm vor ſeinem früheren Herrn.

Der reichte ihm beide Hände und ſprach: „Ihr ſeid krank, Wildmeiſter; aber ich danke Euch, daß Ihr heut gekommen ſeid!“

Da erhielt der Greis die Sprache wieder: „Nur alt, Herr Oberſt; geben Sie mir einen Trunk von jenem Wein!“

Der Oberſt ſchenkte den großen Glaspokal zum Rande voll, und der Alte trank durſtig bis

zum letzten Tropfen. Und allmählich richtete er ſich auf: „Wer iſt zur Brücke?“ frug er.

„Niemand,“ ſprach der Oberſt.

Vom Kirchthurm unten aus dem Dorfe ſchlug es Mitternacht, und alle wandten das Haupt, um dem Schalle nachzuhorchen.

„Es iſt Zeit!“ rief der Alte und ſtand aufrecht, wie wir vor Jahren ihn gekannt hatten. „Gebet mir des Junkers Pferd Falada, ſo ſoll die Erde uns nicht lange halten!“

„Gehe, Marten,“ ſprach der Oberſt, „und ſattle die Falada!“

Und der Knecht trollete ſich ſchweigend, und die anderen Knechte und die Dirnen gingen mit hinaus. Der Oberſt reichte dem Wildmeiſter die Hände: „Ihr ſeid der Alte noch! Wir harren Euer, bis Ihr wiederkehret; und Gott geleite Euch!“

Doch als dieſer ſich zur Thüre wandte, ſtand Abel vor ihm, mit ihren großen ſchwarzen Augen zu ihm aufblickend: „Ich darf nicht,“ ſagte ſie; „aber, Herr, Ihr werdet nichts verſäumen!“

Da neigte der noch immer aufrechte Mann ſich zu ihr, nahm den kleinen Kopf des Mädchens zwiſchen ſeine Hände und küßte ſie liebevoll auf ihre Stirn: „Nein, Kind, ſo Gott will,“ ſagte er leiſe; „ich liebe ihn ja noch mehr als Du!“

„Noch mehr?“ murmelte das Mädchen und ſchüttelte finſter mit dem Haupte. Das ſah ich noch; dann war ich mit dem Wildmeiſter draußen vor dem Hausthor. Da ſtand ſchon die Falada, von dem Knecht gehalten; das edle Thier ſtreckte den Hals und wieherte grüßend in die helle Nacht hinaus; der greiſe Mann aber reichte mir die Hand: „Lebet wohl, Herr Paſtor!“ ſprach er; „betet für mich, Ihr kennet ja das Wort der Schrift: Unſtät und flüchtig ſollſt Du ſein auf Erden! — Noch dies; dann, hoffe ich, wird Ruhe ſein.“ Und da er mich itzt anſahe, war mir, als ſchaue ein lebenslanger Gram aus dieſem edlen Antlitz.

Er beſtieg das Roß, wandte es und ritt über den Hof zum Thor hinaus; ich aber ging

ihm bis an den Rand der Mulde nach und ſah noch eine Zeit lang die hellen Mähnen ſeines Roſſes in der dunklen Haide fliegen.

— — Als ich die Treppe im Herrenhauſe wieder hinaufſtieg, hörte ich die Thür des Krankenzimmers gehen, und mit ihrem Krückſtock kam die blinde Matten daraus hervor.

„Wo will Sie hin, Matten?“ frug ich.

„Zum Herrn,“ entgegnete ſie kurz; „aber faß Er mich an, Magiſter!“

So ging ich mit ihr hinein. Der Oberſt ſaß wieder in ſeinem Seſſel; Abel ſtand neben ihm, als ſei ſie gelähmt.

„Verzeihet, Herr!“ ſagte die Alte; „wir hören die Dirnen reden, und das Frölen Adelheid fraget danach: Was iſt mit dem Junker?“ Dann hielt ſie inne. „Iſt hier noch jemand mehr zugegen?“

„Deine Abel,“ ſprach der Oberſt; „ſonſt Niemand.“

„Abel? Nein, die iſt unten in der Stadt;

das ſei Gott geklaget; denn da iſt rauhe Wirthſchaft itzo."

Aber das Mädchen ging zu ihr und berichtete, was ſie hergetrieben hatte. Die Alte ſtand gebückt und lauſchte. „Wer ſoll denn reiten?" frug ſie.

„Der Wildmeiſter, Möddersch; denn der iſt wieder da und gleich nach mir hierher gekommen."

Die Alte hatte ſich aufgerichtet: „Der Wildmeiſter? Den Ihr hier den Wildmeiſter geheißen habt? Wo iſt der? Der darf nicht reiten!"

„Was redeſt Du da wieder, Matten?" ſprach der Oberſt. „Ein Beſſerer wär nicht zu finden. Er iſt ſchon fort; er muß bald mitten in den Eichen ſein."

Da fiel die Alte auf die Knie, und ihren Krückſtock in die Höhe ſtreckend, rief ſie: „So ſtehen ſie beide bald vor Gottes Angeſicht!"

Das Kerzenlicht, welches allein in dem weiten Gemache brannte, und die Mondes-

dämmerung, welche durch die hohen Fenſter ſchimmerten, erzeugeten ein ſeltſam wüſtes Zwielicht; es war ſo kalt und öde hier, mir war mit einemmal, als ſei alle Hoffnung längſt verloren.

Der Oberſt hatte ſich erhoben und wandelte hinkend auf und ab. „Die Stunde iſt ſchwer, Matten," ſagte er; „mache ſie nicht ſchwerer durch Deine Thorheit."

Die Alte entgegnete nichts, ſie ſchien zu beten; doch Abel hob ſanft und ſchweigend ihr altes Möddersch auf. Ich hörte, wie ſie langſam den Korridor entlang und nach dem Krankenzimmer gingen.

— — Der Herr Oberſt und ich waren itzt allein. Vom Dorf herauf kam mit dem Wind ein Schlag der Thurmglocke. „Eins!" ſagte der Oberſt.

„Ja, eins!" wiederholte ich; „vor vier Uhr kann der Wildmeiſter nicht zurück ſein. Wollen der Herr Oberſt ſich nicht zur Ruhe legen bis dahin?"

Aber er ſchüttelte den Kopf: „Wenn Er, Magiſter, mit mir wachen wollte?“ Und da ich deſſen ihn verſicherte, zog er den Glockenſtrang: „Vielleicht, er könnte ſelber kommen!“

Ich ſchwieg; aber eine Magd kam, und bald entzündete ſie ein mächtig Feuer in dem großen Ofen, und der Oberſt hieß ſie ſeinen Seſſel und einen Stuhl für mich davor tragen.

Hier haben wir bei einander in der Nacht geſeſſen. Ein leichter Wind flirrete vor den Fenſtern, und unterweilen ruckten wohl einmal die Wetterfahnen auf dem Dache. Sonſt war alles ſtill; nur wenn die Stunde wieder voll wurde, kam der Glockenſchlag vom Dorf herauf. Geredet haben wir nicht viel miteinander; des Oberſten Gedanken mochten bei dem Sohne ſein, auch wohl den greiſen Reiter durch den Forſt begleiten; denn einmal ſtreckte er jählings beide Arme aus und rief als wie aus Träumen: „Gott ſchütz ſie beide!“ ſchwieg dann aber wieder oder ſprach dazwiſchen: „Wie weit mag's in der Zeit ſein, Paſtor?“ — Ich ſelber

aber — denn ſo voll ſelbſtſüchtigen Gebahrens iſt unſer Herz — ich dachte allendlich doch immer wieder an die Abel, und in meinen Gedanken ſummete dann allzeit ein Gebet: „Ja, ſchütze ihn, mein Herr und Gott; aber das Herz des Mädchens, das mein Glück iſt und das ihm nicht tauget, das wende du zu mir und gieb uns deinen Segen. Amen!“

Das Feuer im Ofen war längſt verloſchen; itzt praſſelte auch das Licht auf und ſank dann zuſammen. Es wurde faſt dunkel in dem Zimmer, obſchon da draußen noch der Mond ſchien; und da ich wußte, wo das Feuerzeug zu finden, ſo ſtand ich auf und entzündete das neue Licht, das bei dem Leuchter lag. So war es wieder wie vorher.

Es mag ſchon nach fünf Uhr geweſen ſein, da hob der Oberſt ſeinen Kopf und horchete nach den Fenſtern zu; dann plötzlich richtete er ſich völlig auf: „Sie kommen!“ rief er. „Hört Er es, Magiſter?“

Wir traten an das Fenſter, ſahen aber

nichts, denn das Thorhaus ließ durch das Gitter von hier aus nur einen kurzen Blick nach draußen. Ich horchete. „Aber ein Wagen iſt dabei, Herr Oberſt!“ ſprach ich.

„Nein, nein; Er täuſchet ſich.“

Ich horchete wieder, und ich vernahm es deutlich. „Gewiß ein Wagen!“ rief ich. „Aber ein Pferd, vielleicht ein Reiter, iſt vorauf!“

Und immer näher kam es. „Ein Wagen! Ja, ich höre ihn,“ ſprach der Oberſt. „Was hat der Wagen zu bedeuten?“

Bald trabete ein Reiter durch die offene Thorfahrt. Auf dem Hofe ſprang er ab; aber er brachte ſelbſt ſein Pferd zu Stalle. Gleich danach höreten wir wieder draußen ſeinen Schritt; dann trat er in das Haus und ſtieg die Treppe zu uns herauf.

„Nur der Verwalter,“ ſagte der Oberſt; „er kommt vom Meierhof. Aber wo iſt der Vetter?“

Da war der Mann ſchon zu uns in das Zimmer getreten, ſtand am Thürpfoſten und

ſah den Oberſt an, als habe er Unheil zu verkünden, das den Mund nicht zu verlaſſen wage.

Sein Herr war auf ihn zugegangen: „Er iſt's, Verwalter? Hat Er mich doch ſchier erſchrecket!“

Aber der Mann ſchien vergebens an einem Wort zu würgen.

Der Oberſt wurde unruhig. „So red Er doch!“ rief er; „was hat er mir zu melden?“

Da ſprach der andere: „Wir bringen einen Todten.“ Und nach einer Pauſe: „Wir trafen den Wagen vor dem Walde; der Herr Vetter blieb dabei; ich bin vorausgeritten.“

„Den Wildmeiſter!“ rief der Oberſt. „Wo habet ihr ihn gefunden?“

Aber der Verwalter ſtarrte ihn an. „Was meinen Sie mit dem Wildmeiſter, Herr?“

Der Oberſt wurde kreideweiß im Antlitz und griff hinter ſich nach einem Tiſche; dann ſtreckte er den Arm und ließ die Hand ſchwer auf des Verwalters Schulter fallen. „Sag

Er nichts weiter; nur — wie habe ich meinen Sohn verloren?“ Aber seine Hand zitterte so gewaltig, daß der starke Mann darunter bebte.

„Herr, wenn Sie es wissen wollen!“ sprach er; „überfallen sind sie worden, aber halb im Schlafe doch noch in den Sattel kommen; und ein Kampfgewühl jenseit der Brücken hat sich dann ergeben. Der Junker Rolf auf einem hohen Fuchs war überall voran; aber auch viele Lanzen — denn von solchem Reitervolk sind die Russischen gewesen — haben nach ihm gezielet. Da ist vom Wald herunter ein herrenloses dunkles Pferd herabgekommen, mit weißem Schweif und Mähnen, die haben im Mondenschein geflogen; das ist, als sei es rasend, durch die Niederung und über die Brücke auf die streitenden Milizen losgestürmt; die dunklen Augen haben gefunkelt, es hat den kleinen Kopf nach rechts und links herumgeworfen. ‚Das war kein Pferd, wie wir sie haben,‘ sagte der schwedische Soldat, der mir das erzählete. Und zwischen dem Junker und

einem Offizier, der ſeine Lanze auf ihn eingeleget, iſt es jach hindurchgeſtoben; aber des Junkers Augen, die er ſo nöthig brauchte, hat es mitgenommen. ‚Falada!‘ hat er laut gerufen, dann —“

„Dann?“ ſtammelte der Oberſt.

„Ja, Herr, das iſt ſein letztes Wort geweſen; denn die Lanzenſpitze des Ruſſen hatte ihm das Herz durchſtoßen.“

Ich faßte ſchweigend unſeres Herren Hand; da rollte ein Wagen langſam in den Hof, und wir ſtiegen hinab und hoben unſeren Rolf, den ſchönen todten Offizier, herunter; wir trugen ihn hinauf in ſeine alte Kammer und legten ihn auf die Bettſtatt; aber nicht mehr, damit er wie einſtmals im Morgenroth von ſeinem Lager ſpringe.

— — Ich hatte den Todten in ſeines Vaters Hut gelaſſen; denn mir lag zu ſehr am Herzen, was nun zunächſt uns zu beſorgen oblag.

Da ich aus dem Hof getreten war, ſahe

ich ein zehnjährig Bürſchlein vom Dorf herauf-kommen; das erwartete ich, gab ihm eine kleine Münze und ſprach: „Gehe ein Stücklein mit mir, Jürgen, falls ich einen Boten brauchte.“

Das war es zufrieden: und ſo gingen wir mitſammen an der rechten Seite oben durch den Waldesrand, und ich, wie wir fürder ſchritten, ſchauete von dorten allzeit über die Haide hin. „Wen ſuchet Ihr, Herr Paſtor?“ frug das Kind.

„Mir iſt bang, ich ſuche einen Todten,“ entgegnete ich ihm.

Da wurde das Kind gar ſtille, und wir gingen weiter; aber es drängte ſich an mich, wenn Krähen oder Elſtern in den nackten Bäu-men rauſchten. Als wir oberhalb des Steines vor dem Tümpel kamen, ſtreckte es ſeine Hand dahin. „Sehet, Paſtor,“ ſprach es. „Da liegt einer!“

Und als wir durch das Kraut hinabgeſtiegen waren, da hatte ich gefunden, was ich ſuchte. Als habe er zu ſanfter Ruhe ſich geſtrecket,

lag hier der Wildmeiſter, mit ſeinem weißen Kopfe an den Stein geſtützet. Der Vorbote der aufgehenden Winterſonne war ſchon da: ein rother Morgenſchimmer lag auf dem ſtillen Angeſicht.

Scheu und fürſichtig war der Knabe näher kommen. „Der ſchläft nur!“ ſagte er.

Ich aber ſprach: „Gehe hin zum Hofe und erzähle, was Du hier geſehen; und bitte, daß ſie einen Wagen ſenden; denn hier iſt Gottes Frieden und der Schlaf der Ewigkeit.“

Und ſo kniete ich zu dem Todten und betete, daß Gott Erbarmen haben möge auch mit der Seele dieſes Mannes. Der Knabe aber lief dem Hofe zu.

In der Woche vor dem vierten Sonntage Epiphanias ſtanden die zwei Leichen oben in dem großen Saale aufgebahret, und es war der Tag, an welchem die Beiſetzung geſchehen ſollte, denn auch der Wildmeiſter ſollte in die Gruft derer von Grieshuus; ſo, hieß es, hatte

der Oberſt es verordnet, weil er ſein Leben um den letzten Sohn des Hauſes zugeſetzet.

Als ich am Vormittage in den Hof kam, fand ich ſelbigen von Bauern ganz erfüllet, alt und jung, mit ihren Weibern, Kindern und Geſinde; der Oberſt, ſagte mir einer, habe ſie herbeſtellt. Ich drängte in meinem langen Prieſterrocke mich hindurch und trat in das Haus, wo auf dem Flur ein Rauchwerkdüften mir entgegendrang. „Wo iſt der Herr Oberſt?“ frug ich eine Magd.

„In ſeinem Zimmer,“ ſprach ſie; „aber die alte Matten iſt bei ihm; er wünſchet ungeſtört zu bleiben.“

So ſtieg ich die Stufen der breiten Treppe hinauf und öffnete die Thür des großen Saales. Da waren nur die beiden Todten. Hohe Wachskerzen auf ſilbernen Kandelabern brannten an ihren Särgen, ſo mit einem Zwiſchenraume nebeneinander ſtanden, und die Flammen kniſterten leiſe, als müſſe doch irgend etwas ſich hier regen; hinter ihnen hingen lange Leilaken

vor den hohen Fenſtern. Und da ich ſtand und mein Auge nicht von den Leichen wenden konnte, deren Angeſichter zu mir gewendet waren, vernahm ich ein Rauſchen wie von Weiberkleidern an des Junkers Sarge, und eine dunkle Geſtalt, die lautlos dort gelegen, richtete ſich empor. Es war Abel, und ich ging zu ihr, reichte ihr die Hand und ſagte: „Hat Sie ihn denn ſo ſehr geliebet, Jungfer?“

Sie neigte nur das Haupt und ſprach: „Es hat ihm nichts genützet.“

Aber mein Herz erzürnte ſich wegen ihrer Trauer für den armen Knaben. „Gottes Barmherzigkeit,“ ſprach ich hart, „wird alles ihm erſetzen.“

Da ſahen ihre dunklen Augen faſt gottlos in die meinen, als wollten ſie mich lehren, daß nur ein Weib, nicht unſer Herrgott ſelber, was er verloren, ihm erſetzen könne. Mir aber erſchien in dieſem Augenblick das Schweigen der Todten ſo ungeheuer, daß auch mein Mund verſtummte. Ich blickte auf das ſtarre Angeſicht des Knaben,

und eine Falte zwiſchen den feſt geſchloſſenen Augen, ſo der Tod nicht ausgeglättet, deuchte mir zu ſagen, daß er noch itzo ſeinem Schöpfer zürne, der ihn alſo früh berufen habe.

Da hatte ſich die Thür geöffnet, und unſer Herr in voller ſchwediſcher Obriſtenuniform, den Hut mit Federn auf dem Haupt, war eingetreten; aber ſeine Wangen waren ſchlaff und und ſeine Augen müde; ihm folgeten die alte Matten und der Vetter mit der Tante Adelheid, welche der Tod des Knaben von ihrem Bette aufgetrieben hatte.

Nachdem der Oberſt zwiſchen die Särge hineingegangen war, kam es auch draußen die Treppenſtufen herauf, und die Leute, ſo auf dem Hofe geſtanden hatten, fülleten nun den ganzen Saal, ja ſtanden überdem noch draußen vor den offenen Thüren auf dem Gange.

Der Oberſt hob ſeinen Hut vom Haupte: „Ich habe Euch herbeſtellt," begann er mühſam; „ich mußte es; denn mein Mund iſt der letzte, der hier noch reden kann.

So höret es! Nicht ich und nicht mein Sohn, den mir der Herr genommen — der Greis hier in dem zweiten Sarge" — und er legte seine Hand sanft auf die des Todten — — „ist Euer Herr gewesen bis an sein Ende. Aber Ihr sahet ihn nicht, und da er kam als ein Dienender, habet Ihr ihn nicht erkannt; unstät und flüchtig blieb er nach dem Fluch der Schrift ein langes Leben durch; denn seinen Zwillingsbruder hatte er im jähen Zorn erschlagen. Aber nicht wie Kain den Abel: der Bruder hatte ihm sein Glück, sein junges Weib, getödtet; und da zwang er ihn zum Kampf und erschlug ihn." Und der Oberst legte die Faust auf seine Brust, daß die Spangen an dem Degenriemen klirrten: „Beim ewigen Gott! ich hätt ihn auch erschlagen!"

Nach einer Pause sprach er dann noch einmal: „Das habe ich Euch sagen müssen, um der Ehre des Todten und um der Wahrheit willen. — Und nun, Ihr Alten, die Ihr mit ihm jung gewesen, sehet ihn noch einmal an,

ob Ihr den Junker Hinrich von Grieshuus erkennen möchtet! Und fürchtet Euch nicht; denn in ſeinem Angeſicht iſt Frieden."

Da löſete ſich eine Reihe alter Leute aus dem Haufen und traten langſam, gar einige auf Krücken oder von einem Kinde geführet, zu dem Sarge und blickten gierig und doch mit Scheu in des Todten Angeſicht, das auf all ihr Schauen keine Miene regete. Bald aber erhob ſich eine oder die andere Hand und ſtrich liebkoſend über das Leichenhemde oder gar an die Wange des Leichnams ſelber, und ich hörete: „Ach ja, der Junker! Unſer Junker Hinrich!" Eine Stimme aber rief laut: „Mein Herr! mein guter Herr! Nun haſt Du Deine Bärbe wieder!" Das war der alte Hans Chriſtoph aus dem Dorfe.

Der Oberſt hatte ſich zu ſeinem Sohn gewendet; er faßte das ſchöne todte Haupt in ſeine Hände und küßte es zu vielen Malen. „Rolf," ſprach er leiſe; „mein Kind! mein Kind! Vor den Wölfen hat er Dich bewahren

können; der Wille Gottes iſt für ihn zu ſtark geweſen!“

Die alte Matten ſtand auf ihren Stock gelehnet und horchete und hielt die Hand ans Ohr und nickte dann, als ob nun alles gut ſei. Es war eine rechte Todtenſtille geworden, die alten Leute lagen ſchweigend am Sarge ihres alten Herrn.

„Und nun gehet hinaus,“ ſprach der Oberſt wieder, „und laſſet mich ein Weilchen noch bei unſeren Todten; dann wollen wir die letzten ihres Stammes in der Gruft zur Ruhe ſetzen.“

Abel mit ihrem dunklen und doch bleichen Antlitz ſtand zu Häupten an des Junkers Sarge; als auch ſie hinauswollte, faßte der Oberſt ihre Hand: „Nein, bleibe, Kind; und auch Er, Magiſter; denn die Stütze meines Lebens iſt gefallen.“

Die Todten waren beigeſetzet, und als hernach die kupfernen Kiſten kamen, in welche

ihre Särge eingesenket wurden, da ließ der Oberst die Kapellengruft vermauern, wie sie noch itzo ist. Ihn selbst aber hatte die Sippe seines Weibes vor Gericht gezogen; denn es war unerweisbar, wer zuerst gestorben, ob der Junker Hinrich, ob sein Enkel Rolf; war es der letztere, so hatte dessen Vater kein Erbrecht, weder an Grieshuus noch an den Meierhof. Da es aber bei unterschiedlichen Gerichten gelegen, haben sie endlich sich zu gütlichem Ausgleich hergelassen, und der Oberst hat den Hof gelassen und ist nach Stockholm hingezogen. Die Tante ist mit ihm dahingegangen; der Vetter aber hatte inzwischen wieder Muth gewonnen, er ging zu einem anderen Vetter, bei welchem er sich auch hier im Land zu nähren dachte. „Ehwürden", sagte er mir bei seinem Abschied, „wir wären alle hier geblieben, wäre ich in jener Nacht auf Grieshuus statt auf dem Meierhof gewesen!" — Sie sind wohl itzo alle nicht mehr hienieden; denn außer zween Schreiben des Herrn Obersten, bald

nach ihrem Abgang, habe ich von keinem etwas mehr vernommen.

Nach dem Begräbniſſe aber war das Gerede von den ſchlimmen Tagen wieder aufgekommen: der Nachtſpuk des Erſchlagenen habe dem Junker Hinrich nun doch das Genick gebrochen und alſo ihn und ſein Geſchlecht vernichtet. Ich aber ſage heut wie vormals: Das ſind nugae und paſſet nicht zu des Allweiſen Güte; das Pferd wird vor dem hellen Stein geſcheuet haben, und ſo ein altes Leben findet bald ein Ende. Doch will ich eines nicht verſchweigen.

Am Tage nach der Beiſetzung iſt ein Bauer auf den Hof gekommen, der hat die Falada am Stricke hinter ſich gezogen und gefraget, ob das Thier nicht hier zu Haus gehöre. Eine Meile unterhalb der Brücke habe es am Fluß geſtanden, mit geſenktem Kopfe in das Waſſer ſchauend, gleich als wenn es ſich beſinne und ſich nicht einig werden könne, ob es hinüberſchwimmen ſolle oder nicht; aber da er näher gegangen, ſei es noch immer ſo geſtanden und

habe auch weder um- noch aufgeſchauet; der Nachtmar oder ſonſt was müſſe es geritten haben.

Die Knechte kamen und auch der Herr und beſahen das Pferd, das ſich nicht rührete, und ſagten, ja, das ſei freilich die Falada, aber es ſei vordem ein feueriges und gar kluges Thier geweſen.

Und da es erſchrecklich mager war, meineten ſie, es müſſe nur erſt wieder Kräfte ſammeln, und führeten es in den Stall, wo es lange Zeit mit Fürſicht gut gefüttert wurde. Aber es blieb daſſelbe noch nach Wochen, auch nach Monden; denn die ſchöne feuerige Falada war hinterſinnig worden und zu keinem Ding auf Erden noch was nütze. Da hat der Oberſt ſich erbarmet und ihr ſelbſt die Kugel durch den Kopf geſchoſſen.

Die alte Matten hatte ich in mein Haus genommen, und da ich ſie eines mondhellen Abends holete, iſt ſie, wie ſie mir ſagte, gern mit mir gegangen. Als wir auf dem Steige

über dem Kirchhofe wanderten, nickte ſie nur nach der Kapellenmauer und murmelte wie für ſich ſelber: „Gute Nacht, ihr Chriſtenſeelen alle! Gute Nacht auch, Junker Hinrich und Du kleiner Rolf! Bei Gott iſt Rath und That!“

Und ein paar Jahre hat ſie dann noch in Frieden unter meinem Dache gelebt.

In dieſer Zeit aber iſt aus dem großen Unglück der vornehmen Leute mein allergrößtes Glück erwachſen; denn Abel iſt mein ehelich Weib geworden und eure Mutter, du, mein Kaſpar, und du, meine Maria! Manchen holden Tag hat ſie mir gemacht, und die Frommen haben ſie geliebt; aber den „König Enzio“ hat ſie nimmer doch vergeſſen können. Da haben wir unſere Liebe für den Todten zuſammengethan und die weißen und die rothen Roſen an der Mauer ſeiner Gruft gepflanzt und allezeit gepfleget. Und faſt ein Menſchenleben hat der Allgütige mir mein Glück gelaſſen; itzt ruhet auch ſie unter Roſen, die

meine Hand allein gepflanzet. Es ist geworden, wie einst Matten sagte: ich habe alle überlebt. Und nicht nur die Menschen; denn Grieshuus ist abgebrochen worden, nur noch Mauertrümmer ragen aus der Erde; die Wälder werden Jahr für Jahr geschlagen, daß bis in unser Dorf hinunter der Sturz der Rieseneichen schallet. So ist es, wie der Dichter singt:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüber fliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen;
Ein Veilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen;
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

„Es waren zwei Königskinder“.

„Es waren zwei Königskinder.“

Von

Theodor Storm.

— 1884. —

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1883.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

19.60. E 717

Meinem Sohn

Karl Storm

zugeeignet.

Es iſt ein Erlebniß, das ich heut erzählen will; nicht mein eigenes, es iſt mir ſelbſt erzählt worden; aber von ſo lebendiger Erinnerung getragen, daß ich nur hätte nachzuſchreiben brauchen.

Mitte Juli war es, eine laue Sommernacht; wir ſaßen mit unſeren Gäſten auf der Terraſſe unſeres Landhauſes, und ſo weit die hellen nordiſchen Sommernächte es geſtatteten, lag um uns her der Garten ſchon in Duft und Dämmer; nur am Himmel über uns ſtrahlte im Sternbilde des Perſeus der prächtige Algol. Wir hatten lebhaft geplaudert, etwas philoſophiſch ſogar, über kleine Urſachen und große Wirkungen. „Soll es doch geſchehen ſein," ſagte der alte Doktor, „daß Nachts eine Maus über die Naſe einer königlichen Ge-

liebten gesprungen ist, und der König hat darüber eine große Schlacht verloren!"

Wir lachten; aber das steigende Dunkel löschte das Gespräch allmählich aus. Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubniß zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt seine Augen auf den funkelnden Stern gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel. „Ja," sagte er jetzt, wie zu sich selber, „wenn man nicht näher zusah, so war es auch nur ein Rausch — ein Räuschlein! — Meine nächsten Freunde vom heiligen Konservatorium, wo sind sie? Man soll sich in Acht nehmen; es liegt uns überall im Wege!"

„Was faseln Sie da, Fritz?" frug unser Doktor leise.

„Ich fasele nicht, lieber Doktor, aber es ist so wunderbar um uns; man möchte den Todten einmal Gehör geben; ich habe es Ihnen vor Jahren, da es mich eben stark geschüttelt hatte, auch wohl schon erzählt!"

Der Doktor schwieg einen Augenblick: „das mit dem jungen Marx?" sagte er dann.

Mein Vetter nickte.

„Sie haben recht, Fritz, und wenn die Erinnerung Sie drängt, so erzählen Sie es jetzt auch den Andern; ich mein', es ist jetzt eine rechte Stunde, und ein gutes Gedenken könnte, wenn man so sagen dürfte, auch denen wohlthun, welche nicht mehr sind."

„Wollen wir das annehmen!" erwiderte Fritz, und da auch wir andern in ihn drangen, so begann er:

Schon fast zwei Jahre war ich auf dem Konservatorium in *** gewesen, da wurde es mir eines Tages klar, daß für hochbegabte Musiker dort vielleicht sehr viel, für Leute meines Schlages aber trotz der besten Musik, die dort gemacht wurde, verzweifelt wenig zu holen sei; denn eine feste, das Ganze beherrschende Methode der Technik fehlte dem Klavierunterricht dort zu jener Zeit, das ist auch heute noch meine Ansicht, und die Anstalt war seit mehreren Decennien unter der Direction eines alten Herrn geblieben, der als Klavierlehrer nur die anstellte, die ihm von den

beſten Sachkundigen nicht empfohlen waren. Jetzt mag das alles ja ganz anders ſein.

Damals aber — nach Berathung mit Gleichgeſtimmten und nach eingeholter väterlicher Erlaubniß ging ich Oſtern 187* nach Stuttgart, wo die Hochſchule der Muſik unter Faiſts Direktion und mit der Lebert-Starkſchen Methode viele Schüler hinzog; zumal auch Liſzt — ſo hieß es — weſentlich nur der dort Gebildeten ſich muſikaliſch annahm. Bald war ich geprüft und aufgenommen und hatte Silberburgſtraße Nr. 21 bei einem nachdenklichen Schneider meine Wohnung eingerichtet; die Möbelausſtattung war etwas dürftig, aber das Zimmer recht groß, und das Pianino, das ich raſch gemiethet hatte, klang in dem leeren Raume prächtig.

Noch entſinne ich mich des Morgens, da die erſte Stunde für Harmonielehre bevorſtand; ein grimmiges Gewitter entlud ſich über der Stadt; mir war, als hätte ich ſolche Donner zuvor noch nie gehört. Ich ſtand in Zweifel, ob ich gehen ſollte; denn ich beſaß keinen Regenſchirm. Endlich ließ es nach, und ich machte mich auf den

Weg. Ein etwas unzufriedener Blick des Lehrers empfing mich bei meinem Eintritt: an ein Zuſpätkommen ſchien man hier nicht gewöhnt zu ſein.

In derſelben Reihe mit mir ſaß ein junger Mann, deſſen ſchönes Antlitz während des Vortrages unwillkürlich meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; unter dunkel gelocktem Haar wandten zwei milde braune Augen ſich ein paar Mal zu mir. Als wir nach dem Ende des Unterrichts auf die Straße getreten waren, regnete es wieder. „Sie haben keinen Schirm," ſagte er freundlich, indem er auf mich zukam; „wo wohnen Sie? ich werde Sie nach Hauſe bringen!"

Ich dankte ihm, und wir gingen unter ſeinem Schirm meiner Wohnung zu; unterwegs erfuhr ich, daß er der Sohn eines Muſikdirektors aus Baſel ſei, deſſen Namen ich ſpäter mehrfach in Werken über Muſik getroffen habe. Aus ſeinem Antlitz, wie aus ſeinen Worten ſprachen Güte und Verſtand; ich fühlte, ich ſei bei einem Ueberlegenen, der gleichwohl dieſe Eigenſchaft mir gegenüber nur gebrauchen werde, mir zu helfen,

mich zurechtzuweiſen. Und ſo geſchah es auch; obwohl ihm ſpäter viel Fertigere zur Wahl ſtanden, er ſpielte am liebſten doch mit mir; ich ſah es bald, wie alle, die ihm näher ſtanden, ihn verehrten.

Aber — unterbrach ſich der Erzähler — ich muß um Nachſicht bitten, daß ich bei ihm verweile, denn von einem andern wollte ich erzählen; es iſt nur — er iſt nach einem kurzen Glücke jung geſtorben, und die Leere, die mir ſein Tod gelaſſen, empfinde ich noch immer.

Da wir ſchon meiner Wohnung nahe waren, kam aus einer Nebengaſſe mit nervöſer Haſtigkeit, mit ſtapfigen Schritten ein junger Mann auf uns zu, von gelblicher Geſichtsfarbe und ſchlichtem ſchwarzen Haar; ſeine dunklen Augen, die er forſchend auf mich richtete, ſchienen faſt zu zittern. „Auch ein Konſervatoriſt!“ flüſterte mein neuer Freund mir zu; „der Vater iſt ein Schwabe, der als angeſehener Gelehrter in Metz lebt, daß wenigſtens ſeine Mutter eine Franzöſin iſt, ſehen Sie wohl ſelbſt.“

Indeſſen ſtand er vor uns. „Ah, Walther!“

rief er, „wen ſchleppſt denn Du da mit Dir durch die Stadt?“ Er zog ſeinen kleinen Hut, der, wie ſeine übrige Kleidung, recht durchnäßt war; denn auch er trug keinen Schirm.

„Kommen Sie, bis der Regen nachläßt, mit in meine Wohnung,“ ſagte ich, ihn begrüßend, „da können wir Bekanntſchaft machen, denn auch ich gehöre zu Ihrem Orden.“

Er warf flüchtig den Kopf zu mir herum: „Haben Sie denn auch die Nerven zu dem alleinſeligmachenden Anſchlag mitgebracht? Es kommt hier auf ein Menſchenleben nicht groß an!“

„Ich hoffe,“ ſagte ich lachend; dann ſtiegen wir die drei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Der Halbfranzoſe beguckte, lebhaft mit ſeinen Fingern ſpielend, die Bilder vom verlorenen Sohn, die nebſt König und Königin an der Wand hingen, ſah dann durch ſeine Brille aus dem Fenſter in den noch tröpfelnden Regen, dabei unterweilen den Kopf nach mir zurückwendend; dann trat er plötzlich zu mir, muſterte meine lange Figur von den Fußſpitzen bis zu meinem blonden nordiſchen Haupte und ſagte lebhaft: „Sacré nom

de Dieu, Walther! Wo haſt Du dieſen Senfkerl eingefangen?“

„Was bin ich?“ Ich wollte ſchon aufbrauſen, aber Walther trat dazwiſchen: „Wir haben ein gelindes Rothwelſch unter uns: Senfkerl, Senfmädchen iſt bei uns der Superlativ vom Allerbeſten, und Marx, oder alias Lavendel — denn er kann nicht ohne Wohlgerüche leben — redet gern in dieſem Idiom. Darüber dürfen Sie ihm nicht zürnen, er iſt mein guter Freund!“

„Sans doute! Sans doute!“ rief der Halbfranzoſe, „aber ſiehſt Du, Walther — kennen Sie den ſchon?“ unterbrach er ſich und wandte ſich zu mir. „Nun, Sie werden Ihre Freude an ihm haben! Aber ich meine, Sie ſind unſer vierter Mann; Abends für unſere Verſammlungen, wenn bei einer Pfeif' Tobak Kopf und Hände wieder zur Ruhe kommen ſollen! Der Franz, unſer Dritter, das iſt der Humoriſt, man ſieht es kaum dem Blondkopf an — Sie werden ihn ſchon kennen lernen! Aber jetzt, sincères amis, gebt Euch die Hände, und hier iſt die meine! Smollis! Um Entſchuldigung, wie iſt Ihr Name?“

„Aber, lieber Herr," ſagte ich etwas verlegen, nachdem ich mich genannt hatte, „geht das bei Ihnen in Frankreich ſo geſchwinde? Wir haben uns ja erſt in dieſem Augenblick geſehen."

„Ach, Frankreich!" ſagte er; „mein Vater iſt ein Deutſcher, aus dem geſegneten Lande Schwaben!" und ſeine nicht großen Augen leuchteten vor Zärtlichkeit.

Es half eben nichts; ihm war nicht zu widerſtehen, Walther und Marx waren meine Duzbrüder.

* * *

So war der Anfang unſerer Bekanntſchaft.

Ich hatte bald empfunden, daß hier ein ernſter Geiſt regiere, der jeden nicht gar zu Trägen mit ſich reißen mußte; nur die Uebung am Klavier beſchäftigte uns je drei, ja wohl gar vier Stunden am Vormittage und ebenſo am Nachmittag. Abends waren dann unſere „Verſammlungen", die wir wechſelsweiſe auf unſeren Stuben abhielten; da wurde geraucht und über das, was uns in den theoretiſchen Stunden vorgekommen

war, ein Quantum hingeredet, auch gesungen wurde bisweilen; unser Hauptstück war ein Terzett a capella, das von Franz, mit dem ich bald zusammengeführt war, auf seinem Zimmer vorgelegt wurde. „Tropfen von Thau", den milden Anfang hatte es, Melodie und Komponisten habe ich vergessen, ich meine, es war für Frauenstimmen, und wir stiegen dabei eine Oktave tiefer; aber wir sangen es, wie Franz, unser Dirigent, bemerkte, umstandsverhältnißmäßig schön; auch Marx war einer von den Sängern.

Eines Mittsommerabends waren wir bei Franz; die Pfeifen brannten, die schlecht geputzte Lampe hatten wir des Qualms wegen tief hinabgeschraubt; Walther war nicht da, er wohnte bei einer alten Tante und war dadurch mitunter abgehalten. Marx und ich rauchten schon unsere zweite Pfeife, da — klatsch! ging es, und Franz hatte seinen Morgenschuh ausgezogen und ihn über sich gegen die niedrige Decke geworfen. „Hol der Teufel den Bäcker und seine schwarzen Teufelsdinger!" rief er.

„Was rasest Du?" sagte ich und blickte mich

in der dämmerigen Stube um; aber Scharen von jenen häßlichen großen Küchenſchaben, wie ſie bei Bäckern — der Hauswirth war ein ſolcher — ihren liebſten Heimſitz haben, huſchten mit ihrer ſpukhaften Haſtigkeit blitzſchnell über Deck' und Wände.

„Potz Himmeltauſendſakramenter!“ rief ich; wir waren alle aufgeſprungen; der eine nahm den Stiefelknecht, der andere riß den Handleiter vom Klavier, Franz zog auch den zweiten Schuh vom Fuß, und nun begann eine Jagd: klitſch, klatſch! und die Schaben, die ihr Loch nicht finden konnten, waren unſere ſichere Beute; auf Tiſch und Stühlen lagen ihre zerquetſchten Leiber, das Bett war völlig überſäet. Das Jagdfieber ergriff uns immer mehr; wir ſprangen vor und rückwärts, gegen einander und um uns ſelber; das Nachtgezücht rannte an uns empor, über unſere Kleider, auf unſer Geſicht, und wir ſchlugen es auf uns ſelber todt. Aber ſchon genügte uns der enge Schauplatz nicht mehr; wir rannten zur Stube auf den Flur hinaus, die Mordinſtrumente in den Händen; überall waren Schaben,

dann die Treppe hinab; Marx trug die Lampe, der Qualm flog aus dem Glascylinder — da plötzlich im unteren Hausflur eine Wand, es mag wohl eine Thür gewesen sein, und die dicke Gestalt des Hauswirthes stand im baren Hemde vor uns; das bärbeißige Gesicht mit den buschigen Brauen über den kleinen Augen betrachtete uns voll Grimm und Staunen:

„Ho, meine Herre, was geits denn? Se alarmire ja das ganze Haus! Lassen's das Zinselwerk und ganget's hoim!"

Aber Franz legte feierlich die Hand auf seine Schulter: „Mann!" sagte er, „ein Dankgebet wäre Ihrem Munde ziemlicher gewesen, als so nichtsnutzige Reden; kommen Sie mit in mein Gemach, und inspiciren Sie dort die Leichen; wir haben Ihnen zum mindesten fünfhundert Schaben todtgeschlagen!"

„Todtgeschlage?" wiederholte der Mann und lachte grimmig. „Die hättet Se kenne lebe lan!"

„Den Teufel auch!" rief Franz. „Ich mag nicht mit ihnen leben."

„Ach, Herr Franz, d'Schabe hänt mer no nia nex vo meim kurze Schlof abiſſe!“ Damit ſchlug er verdrießlich ſeine Thür wieder zu und verſchwand dahinter, Gott weiß, wohin.

„Der Mann hat keinen Sinn für Höheres!“ ſagte Franz, und wir gingen etwas abgekühlt nach ſeinem Zimmer zurück. „Aber was nun, meine Lieben?“ begann er wieder. „Schlafen kann ich nicht unter dieſen Todten, und, wie mir däucht — ſie ſtinken auch ganz erklecklich! Aber — mich erleuchtet der Geiſt: die Nacht iſt ſchön, Schaben gibt es draußen nicht — machen wir einen Männerſpaziergang!“

„Einen Spaziergang?“ wiederholte Marx zögernd, der nach dieſer Aufregung recht jämmerlich dreinſah. „Ich bin müde, Franz, und habe morgen Vormittag um 10 Uhr Klavierſtunde; komm mit mir, Du kannſt auf meinem Sopha ſchlafen!“

„Nein, nein, edler Lavendel, gute Gedanken dürfen nicht auf Sophas verſchlafen werden. Kommt nur! Durch Cannſtatt nach Waiblingen, wo die Wachtthurmtreppe ſo eng iſt, daß die Wittwe des

alten Thurmwarts ſich anſtandshalber mit dem neuen Wächter verheirathen mußte, da ſie wegen ihrer Dicke nicht mehr hinunter konnte! Unſer nordiſcher Freund muß nebenbei auch Schwaben kennen lernen!“

Mit einem Wort, er drängte ſo, daß wir beiden andern uns endlich bereit erklärten und die Treppe mit ihm hinabſtiegen. Als wir unten waren, ſtürmte er noch einmal hinauf, kam aber ſogleich mit einer Notenrolle wieder herab.

„Was haſt Du denn geholt?“ frug ich.

„Das Allernothwendigſte,“ ſagte er und hob die Rolle in die Höhe, „unſer Terzett!“

Nun gingen wir auf die Gaſſe; es mochte nach 11 Uhr ſein; die Juninacht war ſchön, einige Sterne funkelten über uns; aber auf Erden war's doch dunkel. So marſchirten wir zur Stadt hinaus; die Nachtkühle brachte ihre erfriſchende Wirkung, und ſchon auf der Chauſſee rief Franz: „Was meint Ihr, mir iſt, als müßten wir einmal ſingen!“

„Ja, aber was denn?“

„Was anders, als unſer Terzett!“

„Aber dazu brauchen wir Licht, wir können's ja nicht auswendig."

„Alles vorgeſehen," erwiderte Franz, zog ſein Schnupftuch hervor und entwickelte daraus ein Käſtchen mit Zündhölzern und einige Stümpfchen Stearinlichts. Wir warfen uns auf einen Haufen von Chauſſeeſteinen, der am Wege lag; die Lichter wurden angezündet und daraufgeklebt, Franz hatte die Stimmen vertheilt und taktirte mit der Hand: „Eins, zwei!" und: „Tropfen von Thau!" — unſer Terzett ſtrahlte wie ein Stern durch die einſame Juninacht.

„Schön!" ſagte Franz, indem er die Stimmen wieder einſammelte. „Doch nun vorwärts!"

Marx wollte die beiden Lichter ausblaſen, aber er wehrte ihm: „Laß!" ſagte er. „Zur Freude der Nachtwanderer, die nach uns kommen!"

So ließen wir ſie brennen und marſchirten weiter. Da ſtieg zu Oſten unten über der Ebene ein gelber Mond empor; zugleich ſchlug eine Nachtigall, und ein Schauer zog durch die Obſtbäume, die am Wege ſtanden.

„De la nuit j'aime le silence:
Doux rossignols, chantez pour moi!“

ſang Marx mit halber Stimme; dann faßte er mich unter den Arm, drückte ihn und ſagte zitternd: „Nord und Süd! Wir kommen doch zuſammen!“

Noch mehrmals ſahen wir zurück nach unſern Lichtern, bis die ſchwache Helle nicht mehr zu uns reichte; dann marſchirten wir durch Cannſtatt; es muß nach Mitternacht geweſen ſein, die Stadt war todtenſtill. So ſuchten wir denn einiges Leben hineinzubringen; unſere Stöcke ſchwingend tralate jeder von uns ſeine eigene Melodie. Da ſchlurfte es heran: „He, Sie! Was machet's denn für Heidi? Des iſch net Brauch allhie!“ ſcholl eine rauhe Stimme, und eine Geſtalt mit Speer und Tuthorn hatte ſich vor uns hingepflanzt.

„Mann der Nacht,“ ſagte Franz. „Laſſen Sie uns, wir fahren jetzt gen Waiblingen.“

Der Wächter ſah verächtlich nach unſeren Stiefeln: „Do hänt Se's Schuſters Rappe au ſcho angſpannt.“

„Ganz recht, Liebwertheſter, aber“ — und Franz konnte, wenn es ihm nöthig ſchien, ein gar fürnehmes Weſen vorthun — „Er kennet uns wohl nicht? Wir ſind fahrende Sänger, falls Er von ſolchen jemals etwas ſollte gehört haben; Er aber iſt ein Zuberklaus, und wir wünſchen ihm Verſtand und gute Wacht!“

Damit ſchritten wir rüſtig weiter und dem andern Thore zu, aber noch lange hörten wir den Wächter ſchelten.

Draußen malte jetzt der Mondſchein die Schatten der Bäume quer über die Chauſſee; hinten aus der Stadt ſchlug es von den Thürmen Eins. Als wir etwa eine Stunde wacker zugeſchritten waren, regte ſich etwas in mir, das ich alsbald und zweifellos für Hunger anerkennen mußte, denn ſeit 8 Uhr hatten wir wohl alle nichts gegeſſen. Aber in Waiblingen! Die Wecken mußten bei unſerer Ankunft gerade fertig ſein. Ich griff in meine Taſche, fand aber nur vier loſe Kreuzer. „Halt!“ rief ich, „ich ſpüre einen Männerhunger.“

Alle ſtanden ſtill. „Warum red'ſt Du nur

davon," ſagte Franz. „Der Teufel hol', nun fühl' ich auch dergleichen."

„Aber Du haſt doch Geld zu Dir geſteckt!"

„Verſteht ſich!" rief er und fuhr zuverſichtlich in ſeine Taſche; aber das geöffnete Portemonnaie ergab nur ſieben Kreuzer. „Hm!" ſagte er, „daß ich bei der Ausfahrt nicht an das ſchändliche Metall gedacht habe! Aber" — und er ſah uns lachend an — „im Grunde wär' es auch egal geweſen, ich führe doch allzeit mein Vermögen in der Taſche."

„Ihr ſeid auch ewig hungrig!" murmelte Marx.

Franz nickte ihm zu: „Das verſtehſt Du nicht, Lavendel, Du nährſt Dich nöthigenfalls von Schnecken und Knoblauch, wir mögen das nicht! Sieh lieber einmal nach dem Weſentlichen in Deinen Taſchen!"

Sie wurden umgekehrt, und als Summe unſeres Geſammtvermögens ergaben ſich dreizehn Kreuzer. „Das reicht für die Morgenwecken!" rief Franz. „Und nun vorwärts auf die alte Hohenſtaufenſtadt!"

Und weiter ging es, und allmählich begann der Mond zu blaſſen, und ein leiſes Morgendämmern zog fröſtelnd durch die Welt. Nach zweiſtündiger Wanderung ſcholl ein dumpfer Glockenton zu uns herüber. „Hört Ihr's!“ rief Franz. „Die Glocke von Waiblingen ſchlägt drei Uhr, nun ſind die Wecken fertig!“

„Da halte ich auch mit,“ ſagte Marx; „Euer Schwätzen hat mich angeſteckt!“

Franz klopfte ihm auf die Schulter: „Siehſt Du, Halbfranzöschen, nun wird Dein Vatertheil lebendig.“

Bald hatten wir die alte Stadt erreicht, die finſteren Giebel ſahen auf uns herab, und die engen Gaſſen führten uns bergauf, bergab. Aus einem geöffneten Fenſter wehte der lockende Duft von friſch gebackenem Brote auf uns zu, und da ich aufblickte, ſah ich zwei Engel eine goldene Bretzel uns entgegenhalten; aus dem Fenſter drang ein ſchwacher Lichtſtrahl auf die Gaſſe. „Keinen Schritt nit geh i weiter!“ ſagte ich ſchwäbelnd und klopfte an die Scheiben des geſchloſſenen Fenſters. Auch die anderen ſtützten ſich auf ihre

Wanderſtäbe, des Erfolges gewärtig. Und nach einer Weile fuhr der Kopf eines Mannes durch die Fenſteröffnung mit weißer Linnenmütze und gutmüthigen, noch etwas verſchlafenen Augen, und ſah uns der Reihe nach voll Verwunderung an. „Ah, meine Herre," ſagte er dann, „Sie ſend ja ſcho früeh auf!"

„Ja, Meiſter, und wir ſind ſchon von Stuttgart kommen."

„Was der Tauſend, ſcho vo Stugert? Des wär!"

„Ja freilich, aber ſaget, ſind denn die Wecken fertig? Wir haben Hunger!"

„No net, meine Herre, aber bald! Habet's die Güt' und ganget's derweil in d'Stube!"

Und raſch war die Hausthür geöffnet, und wir traten in ein großes Zimmer, in deſſen Verlängerung wir auf den Backofen ſahen. Ein köſtlicher Duft ſtrömte von dort auf uns zu, und in Erwartung der Wecken ſetzten wir uns auf die Holzbänke, die um einen groben Tiſch an der Wand entlang liefen. Der Meiſter ging zwiſchen uns und dem Ofen hin und wieder, bald aber

ſchüttete er aus ſeiner weißen Schürze einen Haufen Wecken vor uns hin und ſchob ein großes hölzernes Salzfaß, das auf dem Tiſche ſtand, in unſere Nähe. Ha, wie uns die in Salz getauchten Wecken ſchmeckten, und wie taſchenſpielerartig wir ſie verſchwinden ließen. Auch Marx hielt tapfer mit, und ſeine blaßgelben Wangen rötheten ſich von dem warmen Brote. Noch einmal mußte der Meiſter Succurs aus dem Ofen holen, dann blieb er am Tiſche ſtehen und ſah vergnüglich unſerer Mahlzeit zu.

„Liebwerther Meiſter," ſagte Franz, als alles geſättigt war und ſah ihn zärtlich an, indem er ſich den Schnurrbart wiſchte: „Sie glauben nicht, welche Saukerle in Ihrer Zunft ſind, ſelbſt wenn man ihnen tauſend Schaben todtſchlägt! Sie aber haben ſich der unzeitigen Gäſte wie ein Vater angenommen; dafür ſoll Ihnen auch ein Hochgenuß bereitet werden. Wir gehören nämlich zu dem immer ſeltener werdenden Orden der fahrenden Sänger!" Damit griff er in die Taſche, reichte uns die Stimmen, dann bewegte er die Hand: „Eins, zwei!" und „Tropfen von Thau!"

klang es; wir ſangen, der Meiſter faltete die Hände über ſeinem Bauch, lächelte uns an und taktirte ſchließlich mit dem Kopfe.

„Schön, ſehr ſchön!“ ſagte er endlich, „nur der Tenor,“ und er ſah mit beſcheidener Schlauheit zu uns auf, „ein wenig ſchwach noch der Tenor!“

Marx ſtrich ſein dunkles Haar ſich von den Schläfen; denn er war der Tenor. „Das macht der Text, Meiſter,“ ſagte er, „das darf man nur ſo ſpinnewebenartig ſingen, wenn's nicht zerreißen ſoll.“

„Gut gebrüllt, Löwe,“ murmelte Franz.

„Ja freile,“ ſagte der Bäcker; „die Herre verſtande des beſſer, und ſchö iſch gewea, des ſoll mer niemand net b'ſtreite! Mer hänt hie au en G'ſangverein, aber der goht no im Sommer manchmol furt, verſtehet's, wenn's a Fahneweih oder ſo ebbes geit. I g'hör au derzue, weil i zu dene Ausflüg d'Wecke und d'Hörnle liefere!“

Ein ſchelmiſches Lächeln lief über das hübſche Antlitz unſeres Dirigenten. „Nun, Meiſter,“ ſagte

er, „wir müſſen weiter, aber wir ſollen unſre Wecken noch bezahlen!“

Aber der gute Mann wehrte mit beiden Händen ab: „Mei Sach! Iſch alles ſcho in Richtigkeit, und jetzt dank i ebe reacht ſchöa für den ſchöne Morgegrueß!“ und ſomit geleitete er uns zur Hausthür.

„Ein prächtiger alter Herr,“ ſagte Franz, da wir draußen auf der Gaſſe ſtanden, „das Frühſtück hätten wir uns erſungen, wo kriegen wir nun den Kaffee? Die geretteten dreizehn reichen dazu nicht.“

Es gab ein Hin- und Widerreden, ich wollte nach Haus, aber ich wurde überſtimmt. Marx zog ſeine Uhr. „Nordiſcher Siebenſchläfer!“ rief er und wies gen Oſten in eine Nebengaſſe, „ſieh nur wie dort die Sonne ſchon am Himmel tanzt! Im nächſten Dorfe lebt mir ein Gaſtfreund, das heißt: ein Krugwirth, der mich im Frühjahr auf ſeinem Wagen ein Stück Weges mitnahm und mich dann mit einem Schnaps traktirte; dort laßt uns um den Kaffee ſingen!“

„Acceptirt! Vorwärts zum Kaffee!“ rief

Franz, und wir ſchritten alle die buckelige Straße hinunter. Es war noch erſte Morgenſtille, die Schatten der alten Häuſer lagen auf den feuchten Steinen, nur am Markte rauſchte ein Brunnen aus drei kleinen Röhren, und aus dem Fenſter eines oberen Stockwerks ſah ein Mädchen auf uns herab, das braune Haar um die verſchlafenen Augen, einen Beſenſtock in der Hand.

Marx ſtreckte die Arme gegen uns: „Halt!“ ſagte er leiſe, „Franz, die Stimmen.“

Im Augenblicke ſtanden wir um den Brunnen, und: „Eins, zwei! — — Tropfen von Thau!“

Die Dirne ſah lachend zu uns nieder und drückte ſich den Beſenſtock ans Herz; wir aber warfen die Augen zu ihr empor und ſangen nicht ohne Innigkeit das Stück zu Ende. „Lebwohl, ſchönes Kind!“ rief Marx, da wir die Stimmen wieder abgaben, „lebwohl, und laß den Tag Dir Süßes bringen!“

„Lebwohl! Lebwohl!“ riefen auch wir anderen, und ſie nickte noch einmal, blutroth in ihrem ſchmucken Angeſicht und verſchwand im Dun-

kel des Gemaches. Wir aber ſchritten bald zum Thor hinaus, die Lerchen ſangen ſchon, und wie leiſe Melodie tönte das Rauſchen der Rems zu uns herüber. „Lieni!“ murmelte Marx, und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken.

„Was, Lieni? Hieß die Lieni? Biſt Du auch hier bekannt?“ frug Franz.

„Ei was, ich ſprach nur zu mir ſelber.“

„So? — Nun, Lavendel, das mußt Du nächſtesmal dabei ſagen. Uebrigens ſcheinſt Du Dich mit ſträflichen Geheimniſſen zu befaſſen!“

Marx that, als ob er nichts gehört habe und ging ſtrack voran. Bald hatten wir ein Dorf erreicht — den Namen habe ich vergeſſen — in der offenen Thür eines Hauſes, unter einem Schilde mit einem rothen Ochſenkopf, ſtand von den ſchrägen Sonnenſtrahlen angeſchienen ein grauköpfiger Mann in Hemdsärmeln und mit weißer Zipfelmütze. „Mein Gaſtfreund,“ ſagte unſer Halbfranzoſe und „Grieß Gott, Herr Marx!“ rief der Wirth und ſtreckte ihm die runde Hand entgegen und ſchüttelte ſie kräftig. „Wiſſet Se no, wia mer mitanander g'fahre ſen? Se hänt wolle nach

Stugert aufs Konſervatori! Wo kommen's itzt denn gar ſo früeh ſchon her? Aber treten die Herre rein, d'Luft goht kuel vom Thal her."

Wir traten in die große leere Gaſtſtube, Franz warf ſeinen Ziegenhainer auf den Tiſch und ſagte mit Würde: „Drei Glas Pomeranzen, Herr Wirth."

Ich erſchrak: „O weh, unſere armen dreizehn!" Aber Franz hatte in dieſen Dingen ſtets die Oberleitung.

Der Wirth hantirte ſchon an ſeinem Flaſchenbort und ſetzte die Gläſer vor uns auf den Tiſch. „No," ſagte er zu Marx, „wie goht's? Was machet Se denn? Se ſend e bißle ſchmäler worren da herum," und er ſtrich ſich mit dem Finger um ſeine runden Backen.

Marx nahm ſein Glas und nippte: „Ach, Herr Wirth, das iſt vom ſelben, mit dem Sie mich dazumal erquickten. Ja, mich anlangend," fuhr er fort, „wir drei, wie Sie uns hier ſehen, gehören zu dem jetzt ſo ſeltenen Orden der fahrenden Sänger, aber wir hoffen friſchen Schwung hineinzubringen."

„Das wär'! Ei, was Se saget!“ sagte der Wirth und schaute uns mit unglaublich dummen Augen an.

„Sie scheinen Zweifel zu hegen, lieber Mann,“ nahm jetzt Franz das Wort, und sah ihn mit Würde durch seine Brille an; „es ist Ihnen auch nicht gerade zu verdenken, aber — liebe Sangesbrüder, habt die Güte!“ Und er vertheilte wiederum die Stimmen.

„Ei was, machet Se koi Geschicht!“ rief unser Wirth; „I hab ja net den allermindsten Zweifel.“

Aber schon taktirte Franz: „Eins, zwei!“ und „Tropfen von Thau,“ scholl es in so reinem Dreiklang; ich weiß nicht, half uns der Morgen, der so hell in die Fenster schien; mir war, wir hätten's niemals noch so schön gesungen.

Der Wirth hatte beide Hände auf den Tisch gestemmt und sah uns bewegungslos mit seinen runden Augen an. „Noi, so was!“ rief er. „Ebbes so Schöns! Wo hänt Se des denn profitirt? Aber halt!“ und er schlug mit der Faust

auf den Tiſch. I hol mei Weib! Ah, wia di jung gwea iſch, hot ſe au gſunge wia Lerchvogel! Und mei Tochter, dia hot Klavierſtund beim Lehrer hier; ei, ſo finget's halt uns no emol!"

Er wollte davon traben, aber Franz hielt ihn zurück: „Warten Sie, Herr Wirth, wir ſingen's Ihnen ſchon gern noch einmal wieder; aber, wiſſen Sie, hier? In der ordinären Gaſtſtub'? Es geht ſchon auf 5 Uhr, es könnten Leute kommen – das paßt ſich nicht für unſern Stand."

„Ja, ja," ſagte der Wirth, „i hör, i begreif ſchon, aber kommen's nur, wir haben oben im Haus a beſte Stub', da wird's ſchon gehe!"

Franz warf uns einen triumphirenden Blick zu, und der Wirth führte uns eine Treppe hinauf in eine leidlich möblirte Stube mit niedriger Decke, worin ſich außer den Bildern von König und Königin auch eine Art von hartem Sopha vorfand. Dann lief er fort und kam bald mit einer ſauberen Fünfzigerin und einem etwa zehnjährigen Mädchen in die Stube. Sie ſagten beide ihr „Grieß Gott!" und ſetzten ſich auf Stühle neben

der Thür, während der Wirth am Pfoſten ſtehen blieb. Aber als wir kaum die erſten zwölf Takte hinter uns hatten, wurde das Geſicht der Wirthin ſchon lebendig; ſie ſchlug mit den Händen auf ihre runden Kniee und ſah aus ihren feurigen Augen liebevoll zu uns herüber. „Wiſſe Se!“ rief ſie, da wir eben einen brillanten Schluß gemacht hatten, „mer hänt e Hauzich heut im Dorf! Do, wenn Se ſinge thätet, des wär e Freud! S'iſcht en alte Liabſchaft, 's Bräutigams Vater hot net wölle, und er hat's Guet g'hett, aber nu liegt er drüben im Kirchhof, a brav's Steinle über ſich, und heut werdens zſammenthan! Gelt, Ihr Herre, wenn Ihr dort a Stündle Euere Gſetzlein wollt zum Beſte gebe! Ei, wir tanze halt aa eins zuſamme!“ fügte ſie ermuthigend noch bei.

Ich ſah ſchon, daß dem Franz die Luſt zu Kopfe ſtieg; auch dem Wirth gefiel der Vorſchlag, und beide Eheleute drängten jetzt, wir ſollten bleiben. „Nu, nu,“ ſagte der Ehemann endlich, da keine reine Antwort von uns kam, „verakkordirt's mit enander! Damit zog er ſeine Frau zur

Thür hinaus, während das Dirnlein ſich hinterdrein drängte.

„Das geht nicht,“ ſagte Marx beſtimmt, „um 10 Uhr habe ich Klavierſtunde, ich muß nach Haus.“

Franz ſagte nichts, aber er ſaß verdroſſen auf dem Sopha und kaute an einem Strohhalm, er konnte ſein Gelüſten offenbar noch nicht verwinden.

„Liebſter Dirigent,“ ſagte ich, da auch mir des Abenteuers nun genug ſchien, „gedenkſt Du wirklich den fahrenden Sängerorden mit unſerem einem Terzett gegen eine ganze Bauernhochzeit aufrecht zu erhalten?“

Er warf den Kopf zurück, und ein ſieghaftes Lächeln flog über ſein junges Antlitz; denn ſchwere Schritte und ein Klirren von Taſſen und Löffelchen kam draußen die Stiege herauf. „Der Kaffee! Beim Zeus, der Kaffee!“ rief er fröhlich; „Du haſt recht, Nordmann, wir müſſen gehen!“

Und da erſchien er und erfüllte das Zimmer mit ſeinem belebenden Morgenduft; eine dicke Magd trug ihn, die Familie folgte: „Nu,

Ihr Herre!“ rief der Wirth, „was haben's ausgefunde?“

Aber Franz erklärte, nicht ohne Feierlichkeit, daß eine Verſammlung der fahrenden Sänger uns auf den Abend unabkömmlich mache.

Die Frau wollte ſich nicht zufrieden geben; ſie hatte die Augen immer noch auf unſeren ſchmucken Dirigenten; der Wirth aber rief: „Nu, Weib, wenn's emol net ſei ka! Schenk dene Herre ihre Schaale voll, ſe hänt no 'n weite Weag z'mache.“

Ich glaube, nimmer noch hat mir ein Kaffee ſo geſchmeckt, wie Wonne zog es mir durch alle Glieder; dann aber fragten wir nach unſerer Schuldigkeit.

Die guten Leute wurden faſt zornig, als Franz in frevlem Uebermuth den Finger auf den Tiſch ſtützte und aufrechnend frug: „drei Portionen Kaffee?“

Mir fiel das Herz dabei völlig — salva venia — in die Hoſen, aber, Gott bewahre! Nur für die drei beſtellten Pomeranzen, weiter waren wir nichts ſchuldig!

Unter vielem Dank und Händeſchütteln verabſchiedeten wir uns, und da wir nachzählten, waren noch fünf Kreuzer in unſerer Reiſekaſſe. Wir fühlten endlich, daß wir unſere Kräfte ausgegeben hatten und gingen ohne viele Worte unſeren Weg zurück; nur Franz ſagte noch einmal, wie zu ſich ſelber: „Neun Kreuzer und ein Terzett!“

Etwa ½10 Uhr Vormittags langten wir in meiner Wohnung an. „Nicht einen Schritt weiter!“ rief Franz und warf ſich auf mein Sopha; „hier laß ich's nachten und auch wieder tagen!“ Ich warf mich, wie ich war, aufs Bett; ich glaube, es war die größte Müdigkeit meines Lebens. „Und Du, Marx?“ frug ich.

Er ſaß zuſammen geſunken auf meinem Klavierbock und ſah hundselend aus. „Laß mich noch ein Viertelſtündchen!“ erwiderte er; „um 10 Uhr muß ich zur Klavierſtunde!“

Wir ſuchten es ihm auszureden, aber er ging wirklich.

Wie ich ſpäter von dem Lehrer hörte, hatte er gerade damals vortrefflich geſpielt; aber was

es ihm an Nervenkapital gekoſtet, davon hat er nicht geredet. — Franz und ich ſchliefen, bis am andern Morgen früh die Hähne krähten.

* * *

So lebten wir im erſten Jahre miteinander zuſammen in friſchem Jugendübermuth, jeder für ſich in gewiſſenhafter Arbeit, Marx in peinlichſter Pflichterfüllung. Im Winter wurde ein größerer Verein geſtiftet — „Drehorgel" hieß er — wo man einmal in der Woche im Wirthshaus zuſammenkam; Zweck und Inhalt waren dieſelben wie bei unſeren kleinen „Verſammlungen", die aber deshalb nicht geſtört wurden.

Von den drei Freunden hatte ſich derzeit Marx am feſteſten an mich geſchloſſen; wir ſahen uns faſt täglich. Aber er war nicht eben ein bequemer Freund, obgleich er mit faſt kindlicher Liebe an mir hing, denn das leiſeſte Wort konnte ihn verſtimmen, er war von krankhafter Reizbarkeit; zumal ſeine Abhängigkeit von der Meinung anderer über ihn war völlig quälend. War ihm dergleichen zugekommen, dann, wenn er Abends nach

der Verſammlung mich nach Hauſe geleitete, faßte er krampfhaft meinen Arm, zitterte und knirſchte mit den Zähnen und redete unendlich und immer eifriger über die meiſt recht gleichgültige Sache. „Nicht wahr, Du fühlſt es! Du, Du fühlſt es doch auch, daß ich es nicht ertragen kann!“ Ich hörte meiſt geduldig zu, oder mitunter hörte ich auch nicht, oder ich ſagte: „Laß doch den Plunder, Du könnteſt Dich um drei Kreuzer noch ins Tollhaus reden.“ Dann wurde er eine Weile ſtill, aber es half doch nicht. Nie vergeſſe ich den Abend, da unſer gemeinſamer Klavierlehrer, ein wahrer Vater ſeiner Konſervatoriſten, ihn in der Nachmittagsſtunde, ich weiß nicht mehr wie, auf den Tod ſollte beleidigt haben; der Menſch ſollte ihm vor die Piſtole, der Unterricht zum mindeſten ſollte aufhören! Ich entſinne mich noch, daß ich ſchließlich die Nachtklingel an einer Apotheke ziehen mußte, um Brauſepulver für ihn zu kaufen, und daß ich ihn in ſeiner Wohnung ſelber noch ins Bett packte. Er machte die Sache andern Tags auch wirklich beim Direktor anhängig, und der gute Profeſſor ſchrieb ihm dann: „J'attends Mon-

sieur Marx pour sa leçon de Vendredi, je lui promets de ne pas le manger et d'oublier même sa singulière façon de me mettre à la porte.“ — Wir andern lachten, und ſo war dieſer Fall geſchlichtet.

Marx hat mir einmal angedeutet, er ſei, da er zum Muſiker beſtimmt geweſen, ſchon als Kind zu übermäßigem Klavierſpiel angetrieben worden, er habe nachher oft ſeine kleinen Hände nicht ſtillhalten können; vielleicht lag hier der Urquell dieſer Zuſtände. Ueberdies trank er den ſtärkſten Kaffee, bevor er ſich des Morgens ans Klavier ſetzte und rauchte ſcheußlich ſchweren Tabak, den er ſich in grünen Blättern von einer Muhme in Lahr zu holen pflegte. Nun war in den erſten neuen Frühlingstagen auch noch jener Seufzer: „Lieu!“, den wir bei unſerer Sängerfahrt zum erſten Mal von ihm gehört hatten, zu einer vollgerechten Liebſchaft ausgewachſen. Allmählich hatte er alles mir anvertraut: die allerliebſte Tiſchlermeiſtertochter wohnte ihm gerade gegenüber, durch die Fenſter hatten ſie ſich zuerſt geſehen, dann angeſehen, blutroth und unter ſtarkem Herzſchlagen,

dann hatten kleine Handbewegungen und Blumentöpfe ein Verſtändniß vermittelt; er hatte ihr ein Concertbillet geſandt und, nachdem endlich die ewige Muſik zu Ende geweſen, das junge blonde Kind durch manche überflüſſige Gaſſen nach ihrer Wohnung hingeleitet. In ſein Notizbuch, das er mir eines Tages aufgeſchlagen in die Hand drückte, hatte er das alles, deutſch und franzöſiſch durch einander hingeſchrieben: „Sa robe flottante résonna comme une harpe éolienne! Und wie ich den ſchöngeformten Arm an meinem Herzen fühlte! Es zitterte mir ins Gehirn hinauf, und alles Denken wurde ausgelöſcht. Wenn ich nur wüßte, ob ſie gleicherweis empfunden hat!“

Es ſtand noch mehr in dieſem Büchlein: „Am 2. Mai: Ich habe ſie geküßt! Es iſt zwar nicht zu glauben; aber es iſt dennoch wahr.

‚Wie kannſt mi nur ſo lieb hab'n?‘ ſagte ſie.

‚Weshalb nicht? Biſt Du nicht das ſüßeſte Geſchöpf zum Liebhaben?‘

‚Ach, i weiß, i bin ja nimmer ſchön!‘

Da nahm ich das liebe Weſen und hielt es ein wenig von mir und ſah ſie an; ich hatte ſelbſt

noch nicht daran gedacht: ‚Nein, Lieni,‘ — ihre Augen ſchienen von meinen Lippen leſen zu wollen — ‚ſchön biſt Du wohl nicht; aber weißt Du, was hübſch iſt? Ich glaub', Lieni, Du biſt wunderhübſch!‘

Sie blickte mich ganz verworren an: ‚Was ſagſt, Adolf? Das verſteh i nit!‘

Und das Geſichtel ſah ſo reizend dabei aus.

‚Wenn ich es nur verſteh', herztauſiger Schatz!‘ rief ich fröhlich und küßte ſie zum zweiten Mal.

‚Ja freili, Adolf; aber nu halt' ein!‘

Wo iſt das Ende? Je ne pourrai jamais la laisser.“

Aber dieſe Liebe ließ ihn ſeine Pflicht niemals verſäumen; wie eine Madonna erfüllte das Lieni die Phantaſie des Liebenden; ſie war ihm Antrieb und Wächterin für alles Gute. So konnte denn auch der Handel den nächſten Freunden nicht verborgen bleiben; wenn wir auf ſein Zimmer zur Verſammlung kamen, unterließ wohl keiner, einen Blick aus dem Fenſter zu werfen, ob ſich nicht etwa drüben der un-

ſchuldige Mädchenkopf bei der Gardine vorbeuge.

— — Es war Mitte Mai, und die Dämmerung war eben angebrochen, als ich mit Franz und Walther zu Marx ins Zimmer trat; er ſtand vor ſeiner offenen Schatulle und kramte in einem Pappkaſten, in dem er allerlei Zierlichkeiten und Schnurrpfeifereien zu bewahren pflegte; durch das offene Fenſter ſahen wir drüben die weiße Gardine ſich bewegen.

„Was machſt Du, Marx?“ fragte einer.

„Bitte, tretet ein wenig leiſer!“ ſagte er, „Ihr ſollt mir ſingen helfen!“ Dann nahm er drei kleine mit Roſen bemalte Wachskerzen aus ſeinem Schatzkaſten, zündete ſie an und klebte ſie vor dem offenen Fenſter auf die Fenſterbank, wo ſie bei der Stille der Luft ruhig weiter brannten.

„Was ſind das für Anſtalten?“ frug Walther. „Was ſollen wir denn ſingen? Ein Ave Maria?“

Marx hob beſchwichtigend ſeine Hand: „Setz Dich ans Klavier, Walther; Ihr andern ſtellt Euch

neben mich!“ — „Es waren!“ raunte er dann zu Walther hinüber.

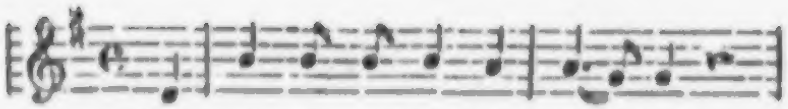
Wir wußten Beſcheid; wir hatten ſeit unſerer Sängerfahrt außer den „Tropfen von Thau“ noch andere Lieder geſungen und brauchten keine Noten. Bald ſtanden wir an Marx' Seite vor dem Fenſter, und in gedämpftem Tone klang das alte Lied in den Maiabend hinaus:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

„Ach, Liebſter, kannſt Du ſchwimmen,
So ſchwimm doch herüber zu mir;
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die ſollen leuchten Dir!“

Unſerem Marx ſtanden die dicken Thränen in den Augen, er war völlig „verturnt“, wie wir zu ſagen pflegten; er drückte uns allen krampfhaft die Hand und warf ſich dann in eine Sophaecke; drüben aber hatte die Gardine ſich nicht mehr geregt.

Seit jenem Abend wurde das



für uns vier zum Signal; wir ſangen oder pfiffen es, ſei es, daß einer den andern von der Gaſſe aus zum Spaziergang herabrufen oder ihm ſonſt nur von dort etwas nach ſeinem hohen Kämmerlein hinauf zu melden hatte.

So gingen mehrere Monate hin; Marx war von höchſtem Fleiße und gewann eine Innerlichkeit des Vortrags, die ich ihm zuvor nicht zugetraut hatte. Zwar im techniſchen Klavierſpiel hatte er, vielleicht infolge jener verfrühten Uebungen, mich ſchon lange überholt; er hatte begonnen, wenn wir allein waren, mir ſchwierige Sachen ohne Anſtoß vorzuſpielen; aber es war mir mitunter ſchwer erträglich geworden, denn ich meinte zu fühlen, daß ihm etwas fehle, das mit dem Kern und Urquell aller Muſik zuſammenhing, was ich ſelber in mir trug, aber derzeit wegen mangelnder Technik nicht zum vollen Ausdruck bringen konnte. Bei der Reizbarkeit des Freundes wagte ich lange kein Wort darüber gegen ihn zu äußern;

als ich mich ſpäter dennoch dazu überwand, gab er es freundlich zu; nur einmal ſagte er traurig: „Mais — cela restera, mon ami.“

Jetzt aber wurde alles anders; namentlich mit Chopin ging er in den tiefſten Abgrund. Wie oft ſaß ich ihm nun zur Seite am Klavier, nur bittend, daß er es noch einmal und noch zum dritten Mal ſpiele, endlich aber, wenn von der Gaſſe herauf der Wächterruf dazwiſchen klang, ſprang er plötzlich auf, raffte ſeine Noten zuſammen und mich umarmend, rief er: „Genug, lieb' Herze; da iſt der Zuberklaus! Wie freut's mich, daß Du heut' zufrieden warſt!“ Und ehe ich mich beſonnen hatte, war er ſchon zur Thür hinaus; aber ich ſtieg doch langſam hintennach, um unten für ihn aufzuſchließen. „Es waren zwei Königskinder!“ hörte ich ihn dann noch einmal im Fortgehen auf der Gaſſe pfeifen.

Auch das wurde wieder anders, oder vielmehr es ging zurück; dieſer glückliche Zuſtand, den ich in Gedanken „Lieul“ überſchrieb, hörte auf. Wenn ich ihn bat, mir vorzuſpielen, ſo hatte er immer einen anderen Grund, es abzulehnen, und

wenn es einmal geſchah, ſo war es nur das Spiel von früher. Seine Stunden und Vorleſungen beſuchte er zwar, aber er that alles ohne innere Theilnahme; in der „Drehorgel“, wo er in den letzten Monaten am lebhafteſten die Regiſter angezogen hatte, ſaß er jetzt ſchweigend mit geſtütztem Kopf vor ſeinem Seidel. Ich ſah das eine Zeit mit an: dann faßte ich einmal ſeine Hand: „Was iſt Dir, Marx? Du ſpielſt ſeit einiger Zeit wieder ſo ſeelenlos, ſo wie ein Automat — ja ſo, als hätteſt Du Dein Lieni verloren!“

Da fiel er mir um den Hals: „Ich hab' ſie auch verloren!“ Und nun erfuhr ich's denn; ſeit einigen Wochen hatte das Mädchen den Fenſterſitz vermieden; war ſie einmal dageweſen, dann hatte ſie ſeine ihr ſo wohl verſtändlichen Aufforderungen zu neuen Zuſammenkünften mit traurigem Kopfſchütteln abgelehnt; in der letzten Woche war ſie völlig unſichtbar geblieben.

„Und wo,“ frug ich halb neckend, „hatte ſie denn ihre Hand, als ſie ſo hübſch ihr blondes Köpfchen ſchüttelte?“

Seine Augen leuchteten auf, als habe er was

Verlorenes gefunden. „Ihre Hand? Ja, die drückte ſie auf die Bruſt.“

„Siehſt Du,“ ſagte ich, „das Herz iſt noch dasſelbe; das andere ſind nur Liebesirrwege; Du mußt ihr wieder auf den rechten Weg helfen!“

Aber er wollte es nicht zugeben. „Nein, Freund, es iſt wie in unſerem alten Liede:

Das hört ein falſches Nönnchen,
Die thät, als wenn ſie ſchlief;
Sie thät die Kerzen auslöſchen,
Der Jüngling ertrank ſo tief.“

und er ſtarrte düſter vor ſich hin.

„Marx!“ rief ich, „ich fürchte nur, Du ſelber biſt das Nönnchen!“ Denn er litt, wie an prickelndem Ehrgeiz, ſo auch an einem geſellſchaftlichen Hochmuth; ſein Vater war in den beſten Familien ein geſchätzter Mann und ſtand in freundlichem Verkehr mit ihnen; der Sohn hatte oft nicht ohne Gewicht zu mir davon geſprochen. Und jetzt liebte er eine Handwerkerstochter mit der ganzen Heftigkeit ſeines Weſens; ein ſonſt tadelloſes Mädchen, aber ſie ſprach nicht ganz richtig deutſch, ſie ſchwäbelte ein wenig, was zwar von den jungen

Lippen lieblich klang; von Franzöſiſch gar war ihr Gewiſſen völlig frei. Schon aus ſeinem Tagebuche hatte ich es herausgeleſen, daß dieſe Gegenſätze ihn gequält hatten. Wie leicht, bei dem lebhaften Menſchen, konnte in ihrer Gegenwart ein Wort darüber ihm entſchlüpft ſein und eine kühlere Ueberlegung in dem Mädchen wachgerufen haben!

Ich ſagte ihm dies alles, aber er wollte mir nichts zugeben.

Am zweiten Tage danach — ich wußte, er hatte ihr noch einmal geſchrieben — hörte ich unter meinem Fenſter die „Königskinder“ pfeifen. Als ich öffnete, ſtand Marx auf der Gaſſe und nickte heiter zu mir herauf.

„Guten Morgen!“ rief ich hinab. „Du ſiehſt ja gewaltig fröhlich aus!“

Er nickte: „Sehr!“ rief er hinauf. Dann hielt er die hohle Hand an ſeinen Mund; „Ich — ſoll“ — und er ſchrieb mit dem Finger ein großes L in die Luft — „heut' Abend — ſehen!“

„Gratulire!“ rief ich; und er nickte wieder und eilte frohen Schritts von dannen.

Es war ſchon gegen Oktober, an einem Mittwoch Abend; ich hatte mich eben für die „Drehorgel“ angezogen, hatte den Hut ſchon auf dem Kopf und bürſtete nur noch einige Fäſerchen von den Kleidern, da ſtürmte es die Treppe hinauf; meine Thür wurde aufgeriſſen, und Marx ſtand vor mir, todtenblaß, ſagte aber nichts, ſondern begann in meinem geräumigen Zimmer auf und abzuſchreiten, knirſchte mit den Zähnen, und ich ſah, wie ſeine Finger heftig in der Luft ſpielten.

„Was iſt nun wieder?“ rief ich, „haſt Du ſie neulich Abends nicht getroffen?“

„Ja, was iſt?“ ſagte er, indem er ſtehen blieb. „Als ich in den Lauerſchen Garten kam, wohin ſie mich beſtellt hatte, lief ich lang und konnte ſie nicht finden. Aber ich fand ſie doch; in einem wüſten, vernachläſſigten Winkel ſtand ſie neben einer verfallenen Laube und riß wie in Gedanken die gelben Blätter von den Zweigen. O, mon ami, ſaheſt Du je die Trauer in Augen von ſechzehn Jahren? — ‚I hab' Dir was z'ſagen, Adolf; drum bin i herkommen,‘ hob ſie zitternd

UNIV. BIBL BERLIN

an, aber ſie kam nicht weiter, ſie brach in bitterliche Thränen aus und ſagte dann: ‚'s druckt mirs Herz ab, aber i muß, i muß!‘ Sie ſchwieg; ich wartete umſonſt; aber dann plötzlich ſchlug ſie die Arme um meinen Nacken und küßte mich, als ob ſie mich erſticken wollte. ‚O, Adolf, i möcht' Di ſo hinmache, aber aa mi ſelber mit!‘“

Marx begann wieder auf und abzugehen. „Wie ich auch in ſie drang,“ ſagte er, „ich bekam an jenem Abend nichts zu wiſſen. — ‚I kann nit, und wenn i ſterbe ſollt!‘ rief ſie. — Sie hatte mich in die Laube gezogen und den Kopf an meine Bruſt gelegt: ‚Laß mi bei Dir ſein!‘ ſprach ſie leiſe, ‚morgen will i Dir alles ſchreibe!‘ Das war das Ende! Aber heute Abend, eben — lies! Das hab' ich mit der Poſt bekommen!“ Und er griff in die Taſche und warf ein offenes Schreiben vor mir auf den Tiſch.

Ich nahm es auf und las, es war von ſchulmäßiger Mädchenhand geſchrieben: „Ich hab' geſtern Abſchied von Dir nommen, Adolf: Du biſt mein Einzechts auf der Welt; aber es gang doch ſo nit meh; Dein Vater iſt ein fürnehmer Gelehrter,

und ich bin nur ein Meiſtertochter, das paßt nit zſammen. — Ich ſchick Dir auch Dein liebs Bild wieder, das Du mir geſchenkt haſt; ich darfs nit anſchaun mehr. Aber behalt Du meines, ihr Männer habt a ſtärkere Natur. O mei Schatz, mei lieber Schatz, und ſo b'hüt Di Gott viel tauſendmal!"

Es war nicht ſo gar leicht zu leſen, denn ſtatt manchen Wortes war nur eine Thränenſpur. „Und um dies liebe Blatt verzweifelſt Du?" frug ich. „Du ſiehſt nun, daß Du ſelbſt Dein Nönnchen warſt!"

„Was hilft's!" rief er; „ſie iſt fort, Gott weiß, wohin; zu einer Tante oder Muhme, irgendwohin in der weiten Welt!" Er hatte ſich auf einen Stuhl geworfen; nun ſprang er wieder auf: „Komm, wir wollen zur ‚Drehorgel'; es ſoll einen Rauſch geben, einen Rauſch, der mich die Weiber vergeſſen läßt, die uns das Herz aus der Bruſt nehmen und uns dann am Wege liegen laſſen!"

„Du ſollteſt lieber zu Bett gehen, als Dir einen Rauſch trinken!" ſagte ich; denn er ſah gottsjämmerlich aus.

„Zu Bett?“ wiederholte er und knirſchte mit den Zähnen. „Ja, in das letzte, um nicht wieder aufzuſtehen.“

Ich ſuchte es ihm auszureden; ich wollte mit ihm allein ins Freie gehen, aber er ſtampfte mit dem Fuße, als ich den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen ſuchte.

So gingen wir denn in die „Drehorgel“, die diesmal vollzählig verſammelt war. Ich fand Franz und Walther und muß mir den Vorwurf machen, daß ich mich zu ihnen ſetzte, denn ich wurde ſo von Marx getrennt, der an ihnen vorbei in eine leere Ecke ging und dort allein an einem Tiſche Platz nahm. Aber ich hatte das Bedürfniß, eine Weile mit normalen Menſchen zu verkehren, und bald auch waren wir in der lebhafteſten Unterhaltung, über das letzte Concert, über den Chorgeſang, über die Modulationslehre, die hier ein halbes Jahr in Anſpruch nahm. Ich muß geſtehen, ich dachte nicht an Marx; da, während ich eben für Wagner eine Lanze brach, klopfte ein vorübergehender Bekannter mich leiſe auf die

Schulter: „Du, möchteſt Du nicht 'mal nach Marx ſehen!“

Ich war aufgeſprungen und fand ihn noch auf ſeinem Platze: er ſaß mit verglaſten Augen vor ſeinem halbgeleerten Seidel, das er eine Hand breit in die Höhe hob, dann aber wieder, ohne es berührt zu haben, niederſetzte; ich ſuchte vergebens mit ihm zu reden. Um Hülfe zu holen, ging ich wieder zu den Freunden, fand aber nur noch Walther; und uns gelang es, den faſt Sinnloſen aufzurichten und den Weg nach Hauſe mit ihm einzuſchlagen. Als wir bei der Stiftskirche vorbeikamen, entriß er ſich uns plötzlich und warf ſich auf die ſteinernen Stufen zum Haupteingange: „So müde, ich bin ſo müde;“ lallte er, „laßt mich, hier iſt gut ſchlafen!“ Damit ſtreckte er ſich und legte den Kopf auf ſeinen Arm. Da wir ihn vergebens aufzuziehen ſuchten, bat ich Walther: „Laß nur, ich will Dich erſt nach Haus begleiten; ich bringe ihn nachher ſchon fort!“

Walther, der wegen ſeines Tanten-Quartiers nicht gerne ſpät nach Hauſe kam, nahm meinen Vorſchlag an. Als ich nach einer Viertelſtunde

zurückkehrte, lag Marx noch ebenso; er schien in festen Schlaf versunken. Ich strich ihm das dunkle Haar aus dem Gesicht und neigte mich zu ihm. „Komm!“ rief ich ihm ins Ohr; „Du sollst in Deinem Bett jetzt weiterschlafen, und wenn Du willst, so bleib ich bei Dir!“ Aber er schien es nicht zu hören; erst als ich ihn schüttelte, warf er sich herum und riß seine Schulter aus meiner Hand. „Laß mich, verfluchter Deutscher!“ schrie er.

„Marx, Marx!“ rief ich, „erkenne mich doch! Ich bin es ja, Dein Freund, Dein lieb' Herze, Dein nordischer Siebenschläfer!“

Aber er stieß mit seinem Fuß nach mir, und als ich aufsah, war die Schildwache, die in der Nähe vor einem öffentlichen Gebäude stand, herangetreten: „Se dürfet do koin so Lärm mache!“ sagte der Soldat.

Das Gesicht des Trunkenen verzog sich, als ob er etwa ein rostiges Pistol zu spannen habe: „Prussien!“ schrie er die über ihm stehende Wache an: „Dummer deutscher Söldling!“

Ich erschrak und hielt den Mann zurück, der ihn ergreifen wollte. Von diesem französischen

Feuer hatte ich nimmer etwas bei unſerem Freunde brennen ſehen; noch in den letzten Ferien hatte er mir aus Metz geſchrieben: „Spazierengehen iſt nicht viel; ich fürchte immer von den Franzoſen überfallen zu werden.“ Aber jetzt aus dem Berauſchten redete die Nationalität der Mutter; er ſprach franzöſiſch und fluchte auf die Deutſchen.

„Ich bitte, laſſen Sie ihn!“ ſagte ich zu dem Soldaten. „Sie ſehen, er weiß nicht, was er ſpricht; ich will einen Freund holen, dann bringen wir ihn nach Haus!“

Der ſtieß mit dem Gewehrkolben auf das Pflaſter: „So machet Se tapfer, denn ſottiche Sache derfet mer net dulde.“

Ich lief mehr als ich ging; gleichwohl mochte über eine Viertelſtunde vergangen ſein, bis ich mit Franz zurückkam. — Aber Marx war nicht mehr da; es war alles ſtill, nur die Schildwache wandelte wieder, hundert Schritte davon, an ihrem alten Platze auf und ab. Als wir zu ihr gingen, ſah ich, daß es nicht mehr dieſelbe war; doch ſoviel erfuhren wir: Marx war arretirt. Als wir zu dem entfernten Wachthauſe kamen, war er von

dort ſchon auf die Polizei geſchafft; auch dorthin gingen wir, aber wir ſtanden vor einem dunklen und verſchloſſenen Hauſe. — So blieb uns nur, das eigene Bett zu ſuchen.

— — Am andern Morgen, es mochte etwa acht Uhr ſein, erſchien ein Poliziſt in meiner Stube und überreichte mir ein Schlüſſelbund: er habe zu grüßen von Herrn Marx, ich möchte ihm doch Kleidung und reine Wäſche aus ſeiner Wohnung beſorgen, er ſei in der Nacht von der Wache auf die Polizei gebracht worden. Ich verſprach das, aber der alte Graubart ſtand noch und ſchüttelte mißbilligend ſeinen Kopf. „D'Soldate ſend wüeſcht mit em verfahre', nu — — Sie werdet's ſelber ſea."

Nachdem ich darauf Franz in ſeiner Wohnung abgeholt hatte, gingen wir nach Marx' Zimmer, und wir beide ſuchten aus deſſen Kommode das Nöthigſte zuſammen; dann beluden wir einen Knaben mit den Kleidern und begaben uns nach dem Rathhauſe. Auf Befragen kam ein Mann mit ſchwerem Schlüſſelbund, der uns durch mehrere Gänge in ein großes Gemach führte, wo

viele Schreiber arbeitend an großen Tischen saßen. Hier schloß er seitwärts eine Thür auf, und wir traten in einen engen, scheinbar leeren Raum; nur in einer Ecke lag ein Haufen Heu und Stroh; daneben stand ein gefüllter hölzerner Napf mit eben solchem Löffel, aus dem eine warme Flüssigkeit dampfte. Aus dem Streuhaufen erhob sich eine schwarze Gestalt, in der wir mit Mühe unseren Freund erkannten. Schwarz auch im Gesicht und an den Händen, wie vor Frost zitternd, streckte er seine Arme uns entgegen; wir sahen bald, daß er von oben bis unten mit Kienruß eingerieben war. „Du bist krank," sagte ich; „nimm doch einen Löffel von der warmen Suppe da!"

„Das soll ich fressen!" rief er grimmig und schüttelte sich schaudernd; „Gefangenenkost, nein, nein; ich ertrag das nicht, es gibt noch Wege aus der Welt heraus."

Wir kannten diese Reden und achteten nicht darauf, obgleich er sie ein paar Mal wiederholte und dabei wie mitleidig auf seine feinen Hände sah. Franz war fortgegangen und kam nun

zurück. „Du biſt frei;“ ſagte er, „Du kannſt nach Hauſe gehen, wann Du willſt; aber erſt müſſen wir aufs Bureau und wegen der an Dir verübten Niedertracht eine Anzeige zu Protokoll geben!“

Marx wollte nicht in ſeinem jetzigen Zuſtande; aber Franz beſtand darauf, das gehöre mit dazu; überhaupt, hier könne er nicht gereinigt werden.

Als wir in hellere Räume traten, ſahen wir erſt, wie er zugerichtet war. „Ich bin geſchändet, mein Leib iſt ganz geſchändet!“ murmelte er.

„Marx, laß die dummen Reden!“ hörte ich Franz ſagen, indem er ihn die Treppe nach dem Bureau hinaufführte, „wenn Du Dich gewaſchen haſt, ſo iſt die Schande aus!“ — Sie ſtiegen weiter; ich ging aus dem Rathhauſe, um eine verdeckte Droſchke zu beſorgen; und nach einer Weile fuhren wir mit Marx und ſeinen friſchen Kleidern in irgend ein Bad, und nachdem er mit vieler Mühe gereinigt und anders gekleidet war, in den Saal unſerer „Drehorgel“, wo wir uns und vor allem unſeren Freund durch einige

Seidel und Bratwürſtel wieder aufzurichten ſuchten.

Aber ſeit jener Nacht ging es dennoch abwärts mit unſerem lieben Lavendel; ſein Gang wurde ſchleichend, ſein Geſicht magerer und ſeine Augen größer; niemals habe ich ſeitdem einen Wohlgeruch an ihm verſpürt, der ſonſt bald in Roſen-, bald in Veilchen-, oder in dem Dufte ſeines Namens ſeinem wohlgepflegten Haar entſtrömte; am Klavier ſaß er nur noch, um den Lehrern gerecht zu werden oder um die Zeit nur hinzubringen; ich konnte mich nicht mehr überwinden, ihn zum Chopinſpielen aufzufordern. Er wurde ſo reizbar, daß die anderen Freunde ſich allmälig von ihm zurückzogen, und er ſeinen Umgang faſt auf mich beſchränkte. „Siehſt Du," ſagte er, „ſie verachten mich! Sie wollen mich nicht mehr!"

Dann bat ich ſie, und ſie näherten ſich ihm wieder; aber bei nächſter Gelegenheit hatte er ſie wieder aufs Neue von ſich geſtoßen.

Man ſagt von mir, daß ich ein geduldiger Menſch ſei, und wenn ich an jene Zeit zurück-

denke, ſo möchte ich es faſt ſelber glauben. Einmal war Marx polizeilich vernommen worden; dann ſchien die Sache ſtill zu ſtehen, wahrſcheinlich war ſie dem Gerichte übergeben worden; Vorladungen gelangten nicht an Marx. So ging eine Woche nach der anderen hin; er wurde immer aufgeregter und die häufigen Abendſpaziergänge mit ihm immer peinlicher. „Geſchändet! Geſchändet!“ begann er jetzt wieder zu murmeln, wenn er eine Weile in ſich verſunken neben mir gegangen war. Und wenn ich dawider ſprach, dann fuhr er auf: „Du kannſt das nicht beurtheilen! Aus allen Ecken glotzt es auf mich zu; jeder Gaſſenbube! Ich möcht' ihn an die Ohren ſchlagen! Mein Name, mein guter Name als nächtlicher Trunkenbold und Ruheſtörer in den Strafliſten! Als Beſtrafter dem Direktorium des Konſervatoriums angezeigt! Komm!“ rief er plötzlich und ergriff meine Hand und zog mich aus der Allee, in der wir gingen, in einen Seitenweg; „es iſt ſo hell hier; hier ſind ſo viele Leute! Was fang' ich an? Es iſt alles aus; ich kann mich nicht mehr ſehen laſſen. — Und die Zeitungen!

Weißt Du, die beiden Redakteure, die im Winter mit uns aßen! Ich begegne ihnen jeden Augenblick; die frechen Kerle ſehen mich ſchon als ihre Beute an; das gibt einen Artikel — ah, sacré nom de Dieu!“ und er knirſchte mit den Zähnen.

Ich ſuchte ihn zu beruhigen; jeden Abend redete ich dasſelbe und jeden Abend umſonſt, und immer wieder begann dasſelbe Spiel aufs Neue.

Die Juſtiz war ihm gleich einen furchtbaren geſpenſtiſchen Raubvogel, der unſichtbar über ihm ſchwebte, jeden Augenblick bereit, auf ihn herabzuſtoßen und mit den unentrinnbaren Krallen ihn zu packen. Wenn ich bei einem Beſuche etwas heftig an ſeine Thür geklopft hatte, ſtarrte er bei meinem Eintritt mir ſchier verſtört entgegen: „Du? — Wie haſt Du mich erſchreckt!“ Saßen wir dann zuſammen, und es wurden Schritte auf der Treppe laut, dann ſtand er auf und ſagte zitternd: „Da kommt wohl der Gerichtsdiener, um mich vorzuladen!“ Kam auf der Straße ein ſolcher uns entgegen, ſo zwang er mich, mit ihm umzukehren, oder in irgend einen Laden einzutreten, bis der Mann vorbei war, oder, wenn ich

nicht wollte, verließ er mich und kam nicht wieder. „Ich halt's nicht aus," rief er einmal, „wenn das nicht bald zu Ende iſt!"

— — Eines Oktoberabends, da ich verſprochenermaßen zu ihm ging, ſah ich auf dem Trottoir eine Mädchengeſtalt vor mir herſchreiten, die mich auffallend an Lienl erinnerte; ſie hatte ein dunkles Tüchlein um den Kopf, und ich ſah blonde Härchen von den Schläfen wehen, als ſie eben unter einer Straßenleuchte ging. Sollte ſie wieder in Stuttgart ſein? Marx hatte mir kein Wort davon geſagt. Ich machte große Schritte, um ſie einzuholen; als ich ſie erreicht hatte, wandte ſie den Kopf, und ich hatte mich nicht getäuſcht, ſie war es ſelber, die mit großen Kinderaugen mich ſo erſchrocken anſah. Sie kannte mich, ſie wußte von Marx, daß ich in ihr Verhältniß zu dieſem völlig eingeweiht war; aber — ob wir beide jungen Menſchen im Augenblick das Richtige nicht zu finden wußten und es deshalb für immer verſäumten — ſie zögerte ein paar Sekunden; dann erwiderte ſie meinen Gruß und ſchritt eilig mir voraus. Ich gewahrte noch, wie ein Be-

gegnender ihr mit unverſchämter Gebärde ins Geſicht ſah und hörte, wie ſie einen leichten Schrei ausſtieß; auch da trat ich nur laut einige Schritte vorwärts, ſo daß der Menſch ſie gehen ließ; vergebens ſagte ich mir ſpäter, daß ſie mich traurig und wie hülfeflehend angeſehen habe.

Stürmiſch ſtieg ich die Treppen zu Marx hinauf. Er ſaß müßig im Sopha und hatte mit ſeinem ſcheußlichen Knaſter das ganze Zimmer voll gedampft. „Du lärmſt ja über die Maßen? Iſt irgendwo der Himmel eingeſtürzt?“ frug er gereizt und blies einen dicken Qualm von ſich.

„Es geht nur Dich an,“ erwiderte ich. „Weißt Du, daß Dein Lieni wieder hier iſt? Ich bin ihr eben erſt vorbeigegangen.“

Er ſah mich lange wie mit todten Augen an. „Ich weiß es,“ ſagte er dann.

„Du haſt ſie ſchon geſprochen?“

„Was meinſt Du?“

Ich wiederholte meine Worte.

„Nein,“ ſagte er, „ich will ſie auch nicht ſprechen.“

„Du willſt nicht? Weshalb willſt Du nicht?“

„Nein," und er ſtreckte ſeine Hände aus und ſchien ſie voll Mitleid zu betrachten, „das kann ich nicht; ich darf das reine Kind mit dieſen Händen nicht berühren. Ach, lieb' Herze, ich glaube, es iſt alles aus." Dann nahm er ſeine Pfeife wieder und vergrub ſich in der Sophaecke.

„Ich glaube, Du biſt ein Narr geworden!" ſchrie ich.

Aber er nickte nur: „Ich glaub' es ſelbſt mitunter."

Ob Lieni ſeinen Zuſtand ahnte; ob ſie nicht oft hinter ihrer Gardine beklommen und verlangend zu ihm hinüber lauſchte, davon erfuhr ich nichts; denn es kam keine Gelegenheit wieder, mit ihr zu reden; an ſie zu ſchreiben aber wagte ich nicht.

Es waren noch köſtliche Herbſttage; Marx hatte ich eine kurze Zeit nicht geſehen, ich war mit den übrigen Freunden von einem Sonnabend zum Montag auf Wanderungen in dem ſchönen Neckarthal geweſen, wozu ich vergebens auch ihn zu bereden verſucht hatte. Jetzt war es am 24. Oktober, noch früh am Vormittag; und ich

werde das Datum nie vergeſſen. Ich ſaß eben vertieft in eine Harmonieaufgabe auf meiner Sophabank, aber ich konnte augenblicklich nicht damit zu Stande kommen, die falſchen Quinten quälten mich, und ſo ſprang ich empor und riß das Fenſter auf, um einen Augenblick friſche Luft zu athmen, da ſah ich Marx die Straße heraufkommen. Er ging langſam und ſchien nicht aufzuſehen; als er näher kam, gewahrte ich, daß er ein Päckchen Papiere in ſeiner Hand hielt.

„Guten Morgen!“ rief ich hinunter.

Er ſchrak ſichtlich zuſammen. „Guten Morgen!“ rief er dann ebenfalls.

„Wohin willſt Du? Und was für Papiere trägſt Du da?“

„Ich bin wieder vorgeladen;“ rief er hinauf, „ich gehe aufs Gericht!“

„Gott Dank! So wirſt Du ja die Thorheit endlich mal los; mach's gut!“

Er nickte, aber ſchon im Weitergehen und ohne nach mir umzuſchauen.

Ich hatte ſchon wieder ein Weilchen hinter meinen Noten geſeſſen und wollte eben zum

Niederschreiben eines glücklichen Gedankens die Feder ansetzen, da war mir, als hörte ich es von der Straße her pfeifen; kaum hörbar, aber doch: „Es waren zwei Königskinder."

Dann kam es noch einmal, ganz deutlich; ich warf die Feder hin und lief ans Fenster, das noch offen stand; ich weiß nicht, wie mir war; als ob ich Unheimliches erfahren sollte. Als ich mich umsah, gewahrte ich Marx an einer entfernten Straßenecke; ich sah sein Antlitz nicht ganz deutlich, aber mir war, als blickte er mich unaussprechlich liebevoll und traurig an.

„Marx!" rief ich. Er antwortete nicht, er blieb nur unbeweglich stehen und sah mich immer an; dann nickte er mir noch einmal langsam zu, und dann war er verschwunden.

Ich schloß das Fenster und setzte mich wieder an meine Arbeit, um den vorhin gefaßten Gedanken niederzuschreiben; aber ich hatte ihn vergessen, ich konnte überhaupt nicht arbeiten; immer sah ich Marx so wunderlich an jener Ecke stehen und lautlos dann verschwinden. Weshalb denn hatte er mich gerufen? Was wollte er? Mich

nur noch einmal sehen? Ich sprang auf. ‚Nur noch einmal?‘ Woher kam mir der Gedanke? Aber es war doch seltsam, und mir lag es wie ein Zentner auf der Brust.

Ich hatte eine Klavierstunde auf dem Konservatorium zu nehmen; ich zog mich an und ging auf einem längeren Umwege dahin. Als ich bei der Wohnung des Portiers vorbeiging, trat dessen Frau heraus und überreichte mir ein in Papier geschlagenes Päckchen: „Ich soll Ihnen das von Herrn Marx gebe;“ sagte sie, „aber sieht der itzt aus! Brot könnt' man mit ihm bettle.“

Ich erschrak heftig, denn es war offenbar dasselbe Päckchen, das ich vorhin in der Hand des Freundes gesehen hatte. Als ich in das Klavierzimmer trat, war noch niemand da, und ich machte mich mit zitternder Hand daran, die Bindfäden aufzulösen: seine mir bekannten Notizbücher mit den Bekenntnissen seiner Liebe; darin Lienls Bildniß, ein Papier mit blonden Härchen, zwei Concertbillete für morgen, vertrocknete Blumen — das alles fand ich, aber kein aufklärendes Wort dabei.

Als der Professor eingetreten war, ging es mir, wie Marx nach unserer Sängerfahrt: ich spielte ohne jeden Anstoß, die schwierigsten Passagen flogen mir nur so aus den Fingern, daß der Lehrer mich befremdet und doch höchst beifällig ansah. Aber es ging nicht länger, ich sprang auf: „Verzeihung, Herr Professor! Ich kann nicht länger spielen!“

„Ei wie? Sie spielen ja heute über alle Maßen!“

„Eben deshalb!“ und ich erzählte ihm, was vorgefallen war.

Mein Lehrer war derselbe gütige Mann, der auch Marx unterrichtet hatte. Er war gleich mir erschrocken: „Das gibt ein Unheil!“ rief er. „Kommen Sie, es ist keine Zeit zu verlieren, wir müssen auf die Polizei; es muß Anzeige gemacht werden; Gott weiß, was der im Sinne hat!“

„Was meinen Sie?“ frug ich beklommen.

„Nun, — mir ist bei ihm mitunter gewesen, als könne er gelegentlich um einen Pfifferling sein Leben aus dem Fenster werfen! Aber, daß

wir auch das Rechte thun, ſuchen Sie erſt Näheres zu erfahren, vielleicht — wer weiß, ihn ſelbſt zu finden!“

Ich rannte fort, zuerſt nach ſeiner Wohnung, dann zu den Freunden und mit ihnen überall hin, wo wir ihn nur vermuthen konnten; aber wir erfuhren nichts; ich war noch ohne Mittageſſen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte.

„Es liegt ein Brief auf ihrem Tiſch!“ ſagte mein zehnjähriges Schneiderdirnlein, als ich meine Treppen erklommen hatte.

Ja, da lag ein Brief; ich riß ihn auf, er war von Marx.

„Es iſt aus,“ ſchrieb er, „ich kann nicht weiter. Mein Freund, mein liebes Herze, verzeih mir, daß ich Dich verlaſſe! Geht nach dem Vogelſangſee, dort findet ihr, was von mir übrig, aber für alle Lebensnoth nicht mehr empfindlich iſt, und ſorget gütig, daß auch das zur Ruhe kommt. Und dann — behalt mich noch ein wenig lieb!“

So weit las ich unter ſtürzenden Thränen; dann folgte eine Vertheilung ſeiner kleinen Hab-

ſeligkeiten, an mich ſeine liebſten Noten, einen Ring von Lienl — meine Augen flogen nur darüber hin. Ich lief zu den Freunden, wir umwanderten das Ufer des umwaldeten Sees, wir ſchoben mit unſeren Stöcken die breiten Blätter der Waſſerpflanzen auseinander, wir bogen jeden Buſch zurück, aber wir fanden nichts. Noch am ſelben Abend benachrichtigten wir die Polizei, aber auch ihre Bemühungen, ſo weit ſie ſolche angewendet, waren ohne Erfolg.

Zwei Tage ſpäter war ein Sonntag; Franz und ich waren aus der Stadt gegangen und allmälig, und wie ſelbſtverſtändlich, an den Vogelfangſee gekommen. Wir ſprachen von Marx, wir dachten in dieſen Tagen an nichts anderes. Hatte er uns nur täuſchen wollen, um allem, was ihn hier bedrängte, gründlich zu entfliehen, oder hatte er wirklich vor ſein Leben ſelbſt den ſchwarzen Strich gezogen? Wir erörterten es mit allen Gründen aus der Sache und ſeiner eigenen Perſönlichkeit.

Es war einer der allerletzten ſchönen Spätherbſttage; die letzten Vögel, ſogar noch einzelne

Droſſeln huſchten zirpend und krächzend durch die Büſche, während wir am Ufer hingingen. Ein Eichhörnchen, das auf dem Erdboden an uns vorüberlief und dann in den durchfallenden Sonnenlichtern ſich von Baum zu Baum ſchwang, lockte uns in den Wald hinein; wir ſahen nur nach dem behenden Thierchen, indem wir ihm voll Eifer folgten, und ſo geriethen wir immer weiter durch Hülſen und Ranken, einmal durch faſt mannshohes Farrenblattwerk. Die Bäume wurden immer mächtiger und der Wald düſterer; zuletzt, als eben das Thier in einem noch dichten Buchenwipfel uns entſchwand, ſtanden wir in einem uns noch unbekannten feuchten Grunde, wo die hohen Laubkronen faſt keinen Sonnenſtrahl zur Erde ließen; es war todtenſtill, faſt andächtig ſchauten wir uns um, da rührte Franz an meine Schulter: „Du," ſagte er leiſe, „ſieh' einmal nach jener Eiche, es iſt der neunte Baum nach dieſer Buche hier! Unten am Stamme, auf den dicken Wurzeln — ſitzt da nicht einer?"

Es kam mir auch ſo vor, aber bei meiner Kurzſichtigkeit konnte ich Beſtimmtes nicht erkennen.

Franz war einige Schritte vorwärts gegangen. „Marx!“ rief er freudig und rannte eilig weiter; dann aber erſcholl ein Schrei, der mir durch alle Glieder zitterte.

Ich wußte wohl, daß Franz es war, der ſo geſchrieen hatte, und faſt ohne Beſinnung war ich auf ihn zugerannt.

Da ſtand er und ſtarrte mit entſetzten Blicken auf den, der da am Stamm der Eiche ſtumm und unbeweglich, mit halb offenen Augenlidern vor ihm ſaß, und griff, wie um einen Halt zu finden, rückwärts nach meiner Hand. „Er iſt todt!“ ſagte er dann.

Es war freilich Marx; aber wir ſtanden nur vor ſeiner Leiche, und die Fliegen und Ameiſen des Waldes liefen geſchäftig auf ſeinen Händen, auf ſeinem bleichen todten Angeſicht; die rechte Hand war auf die Wurzeln des Rieſenbaumes hinabgeſunken; dicht daneben lag ein Terzerol, das wir früher nicht bei ihm geſehen hatten, und als ich es aufhob, ſah ich, daß es abgeſchoſſen war. Er hatte ſeine ſchwarzen Sonntagskleider angezogen, die er ſonſt ſo ſorgſam in

dem Schrank ſeiner Wirthin zu verſchließen pflegte; er hatte anſtändig aus der Welt gehen, er hatte dem Konſervatorium keine Schande machen wollen.

Franz wies mit ausgeſtrecktem Finger auf ein kleines Loch in ſeiner Weſte, wovon ein dunkler Streif in ſeinen Schoß hinabging. Er hatte ſich mitten durch das Herz geſchoſſen.

Franz wollte gehen: „Es hilft nichts, wir müſſen Anzeige machen!“

Aber ich hielt ihn zurück: „Noch ein paar Augenblicke allein mit unſerem Freund! Es iſt hier wie in einem großen leeren Dom, und das iſt unſere allerletzte Verſammlung.“

Wie lange wir noch bei ihm geweſen, weiß ich nicht; aber ein Rabe, der über uns aus dem Wipfel ſchrie, ſchreckte uns auf, und ſo gingen wir zur Stadt zurück und thaten, was uns jetzt noch oblag.

* * *

Die Eltern waren durch mich von dem Verſchwinden des Sohnes ſchon benachrichtigt; ich hatte nun ein Telegramm folgen laſſen.

Und dann haben wir ihn begraben; das Gefolge war nur klein, aber der gute Profeſſor war doch auch darunter. Als der Sarg hinabgelaſſen, die Schaufelwürfe darauf gefallen waren, und die Folger ſich zerſtreut hatten, ſtand ich noch an der halb zugeworfenen Grube, als ein leiſes Schluchzen zu mir drang. Wie ich mich umblickte, ſah ich das Lieul ſeitwärts hinter einem Monumente ſtehen, und ich ging zu ihr und faßte ſchweigend ihre Hand.

„Um meinethalb!“ ſagte ſie weinend, „und ich hab' doch nichts 'than, als meine Pflicht!“

Ja, weshalb? — Ich bin ihr wohl ein ſchlechter Tröſter geweſen, da wir miteinander nach der Stadt zurückgingen. Aber das treffliche Mädchen, das wie gern die Eltern als des lebenden Sohnes Weib geſehen hätten, ſorgte, bevor noch jene daran denken konnten, für die Inſtandſetzung des Grabes und bepflanzte es mit eigenen Händen, damit, wie ſie mir

ſagte, doch keiner glaube, daß ein Vergeſſener hier liege.

Der Erzähler ſchwieg eine Weile.

„Mein armer, thörichter, herzlieber Freund,“ rief er dann, „nein, vergeſſen biſt Du nicht, ich habe Deine letzte Bitte wohl behalten!“

Er war aufgeſtanden. „Gute Nacht!“ ſagte er. „Seht nur, wie über uns die Sterne funkeln! — Doch noch eines muß ich ſagen: die ‚Königskinder‘ blieben auch ferner unſer Signal; aber wir pfiffen es nur noch in moll.

Er drückte uns die Hand und ging; und noch in der Nacht hörte ich ihn in ſeinem Zimmer auf und abſchreiten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

In gleicher Ausstattung erschienen in demselben Verlage elegant gebunden mit Goldschnitt zum Preise von à 3 Mark ferner von

Theodor Storm:

Ein Bekenntniß.
Novelle.

Pötjer Basch.
Eine Geschichte.

Ein Doppelgänger.
Novelle.

Ein Fest auf Hadersleyhuus.
Novelle.

Immensee.
27. Auflage.

John Riew'.
Novelle.

Zur Chronik von Grieshuus.
Novelle. 2. Auflage.

In demſelben Verlage erſchienen in den letzten Jahren von

Theodor Storm:

AQUIS SUBMERSUS.

Novelle. 2. Auflage.

Octav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50.

Der Herr Etatsrath.
Die Söhne des Senators.

Novellen.

Octav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50.

Drei neue Novellen.

Eekenhof. — Im Brauerhauſe. — Zur „Wald- und Waſſerfreude“.

Octav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50.

Bei kleinen Leuten.

Zwei Novellen.

Octav. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.50.

Vor Zeiten.

Novellen.

Octav. Geheftet M. 8.—, elegant gebunden M. 10.—.